

Littera A № 1.

Бом. № 1.



lit



N<sup>o</sup> 1

# Die Geschichten

der

# Deutschen.

---

Erster Band.

---

Erstes und zweites Buch.

Die germanischen Zeiten bis zum Untergange des römischen Reichs.

Von

C. A. Menzel.

---

Breslau, 1815.

Gedruckt und im Verlage bei Graf, Barth und Comp.

Und in Commission bei W. A. Holäufner.



lit

M 235 204



9097490



## Inhalt des ersten Buchs.

- Erstes Kapitel. Einleitung.
- Zweites Kapitel. Die Wanderung der Cimbern und der Teutonen.
- Drittes Kapitel. Die Wanderung der Helvetier.
- Viertes Kapitel. Cäsars erste Kriege mit den Deutschen unter Heerbest.
- Fünftes Kapitel. Cäsars Krieg mit den Belgen.
- Sechstes Kapitel. Cäsars fernere Kriege mit den Deutschen.
- Siebentes Kapitel. Cäsars erster Zug in das innere Deutschland.
- Achtes Kapitel. Cäsars zweiter Zug in das innere Deutschland.
- Neuntes Kapitel. Zwischengeschichte bis August.
- Zehntes Kapitel. Anordnungen im rheinischen Deutschland unter August.
- Elftes Kapitel. Von den Ländern zwischen der Donau und den Alpen.
- Zwölftes Kapitel. Feldzüge des Drusus in das innere Deutschland.
- Dreizehntes Kapitel. Liberius und Marbod.
- Vierzehntes Kapitel. Befreiung des nördlichen Deutschlands durch Hermanns Schlacht.
- Fünfzehntes Kapitel. Zwischengeschichte bis auf Augusts Tod.
- Sechzehntes Kapitel. Erster Feldzug des Germanicus gegen die Deutschen.
- Siebzehntes Kapitel. Zweiter Feldzug. Segest übergiebt sich und Hermanns Gemalin an die Römer.
- Achtzehntes Kapitel. Bestattung der erschlagenen Legionen des Varus. Gefährlicher Rückzug.
- Neunzehntes Kapitel. Schlacht auf dem Felde Idistavicus.
- Zwanzigstes Kapitel. Schlacht am Steinhuder-See gegen den deutschen Landsturm.
- Ein und zwanzigstes Kapitel. Heimkehr und Triumph des Germanicus.
- Zwei und zwanzigstes Kapitel. Marbods Ausgang.

Drei und zwanzigstes Kapitel. Her- manns Ausgang.	Acht und zwanzigstes Kapitel. Fort- setzung.
Vier und zwanzigstes Kapitel. Die Empörung der Friesen.	Neun und zwanzigstes Kapitel. Ver- schwörung zu Trier zur Aufrichtung eines gallischen Reichs.
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Die Zeiten des Caligula und Claudius.	Dreißigstes Kapitel. Ausgang des bat- avischen Freiheitskriegs.
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Be- gebenheiten unter Nero.	Ein und dreißigstes Kapitel. Die Zei- ten bis auf Trajan.
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Anfang des Batavischen Freiheitskriegs.	

---

Zwei und dreißigstes Kapitel. Das Land und seine Erzeugnisse.	Sechs und dreißigstes Kapitel. Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.
Drei und dreißigstes Kapitel. Der niederdeutsche oder sassische Volksstamm.	Sieben und dreißigstes Kapitel. Häusliche Verfassung der Deutschen.
Vier und dreißigstes Kapitel. Der oberdeutsche oder swevische Volksstamm.	Acht und dreißigstes Kapitel. Reli- gion der Deutschen.
Fünf und dreißigstes Kapitel. Bil- dungsstufe und Character der Deutschen.	

# Erstes Buch.

## Erstes Kapitel.

### Einleitung.

(Asien.) In den Geschichten der Welt treten zuerst die großen Reiche Asiens hervor, in denen viele Völker vereinigt waren um Einen Thron, und von gewaltigen Königen nach Willkühr geherrscht ward. Dort gab es schon in uralten Zeiten prächtige Städte mit unerstiglich Mauer und himmelhohen Thürmen; reiche Handelsleute zogen auf Heerstraßen und schwerbeladene Schiffe auf künstlichen Wassergräben einher; Vornehme wohnten in hohen Pallästen, die Götter mit ihren Priestern in wunderbaren Tempeln, die Frauen, mehrere Eines Mannes Eigenthum, in engverschlossnen Häusern. Alle Wälder waren ausgerottet, die Sümpfe getrocknet, die Flußbetten geleitet, die Natur bezwungen und sogar die Bahnen der Himmelskörper schon berechnet; aber die Menschen, die so früh klug geworden waren, entbehrten der Freiheit: neben dem Reichthum Einzelner und der gefeghlosen Macht eines Einzigen herrschte die Knechtschaft aller. Im Innern ihrer Hofburgen thronten die Könige in ferner Abgeschlossenheit vom Volk, selbst den wenigen, die sich ihnen näherten, durch vielfältige Formen der Verehrung

entrückt; oder sie erschienen im Glanze der Majestät in der Mitte zahlreicher Kriegsheere, welche auf ihre Winke bereit standen. Recht hieß, was die Gebieter befahlen; wen ihre Laune oder ihr Zorn traf, verlor Gut und Leben, das letztere oft in grausamen Martern, deren Erfindung hier, wo die Menschen verachtet waren, und heftige Leidenschaften gebändigt werden sollten, frühzeitig gemacht worden ist.

(Europa.) In Europa ist von Anfang an alles ganz anders gewesen. Die Völker gleicher Abkunft und Sprache waren hier nicht in große Reiche vereinigt, sondern nach Völkerschaften in mehrere kleine Staaten getrennt. Im Vergleich mit Asiens Stärke und Fülle war man hier ohnmächtig und arm; mit größerer Mühe und geringerm Erfolge wurden dem härtern Boden seine Erzeugnisse abgerungen. Dafür aber glaubten die Europäer sich durch die Freiheit entschädigt, indem sie von ihren Obrigkeiten nicht nach Willkühr, sondern nach Gesetzen regiert wurden, an deren Abfassung sie selbst Antheil gehabt hätten, und über deren Beobachtung sie wachen dürften. War bei der anfäng-

tichen Armuth die Zahl ihrer Besizthümer geringer, und konnten weder ihre Städte noch ihre Staaten mit dem Glanze und der Herrlichkeit Asiens sich messen, so rühmten sie dagegen die größern Einsichten und menschlichen Gefühle des edlern Menschenstamms, welcher Europa bewohne. Hier werde das Weib nicht als Werkzeug der Lüste gekauft und gehegt, hier allein werde Kindes- und Gattenliebe gefunden, hier fürchte der Mann Niemanden als die Götter, und achte Recht und Freiheit höher als das Leben. Vorzüglich aber in zwei Stücken erschienen die Europäer den Morgenländern überlegen. Während die letztern meist nur in mechanischen Künsten sich vervollkommt hatten, und auch in diesen auf der früh erstiegenen Stufe stehen geblieben waren, zeigte die Bildsamkeit der Europäer einen rastlosen Fortschritt alles Könnens und Wissens. Wenn zweitens jene in großer Entfernung von der geheiligten Person des einsamen Herrschers den Gedanken Staat entweder gar nicht oder mit völliger Gleichgültigkeit dachten, wurden die europäischen Völker, jedes für sein beschränktes Vaterland, durch die rege Theilnahme an allem, was öffentlich geschah, zu lebendiger Vorliebe begeistert. Hier waren gemeinsame Dbrigkeiten, Könige und Fürsten, die jedem Einzelnen nahe standen, hier waren aber auch geheiligte Mauern, die Tempel der Götter und die Gräber der Vorfahren: denn die in Europa herrschende Religion bestete das geheimnißvolle Gefühl, welches den Menschen zum Ewigen und Unsichtbaren zieht, an sichtbare Dinge, und fesselte seine höchste Liebe an den Boden des Vaterlands.

(Die Griechen.) Von ihrem Stande der Vereinzelung erhoben sich unter den europäischen Völkern zuerst die Griechen zu einem Reiche, oder zur Vereinigung der Völkerschaften für einen großen Gesamtzweck. Aber die Macht dieses lang zwieträchtigen Reichs ward vom macedonischen Alexander gegen Asien geführt, und die griechische Nation, in wissenschaftlicher Hinsicht von so gewaltigem Einfluß auf unsere Bildung, blieb für Europa politisch von geringer Bedeutung. Auch gewann im Morgenlande nach Alexanders frühem Tode in den griechischen Königreichen seiner Nachfolger der asiatische Geist gar bald wieder die Oberhand, und nur das Kriegswesen erhielt sich wenigstens in den europäischen Formen.

(Die Römer.) Desto wichtiger sind für Europa die Römer geworden. Diese waren anfänglich nur ein kleines aus verschiedenen Stämmen Italiens zusammen getretenes Volk, das sich in einem Winkel des Landes eine Stadt beinahe ohne Gebiet erbaut hatte; ringsum wohnten weit mächtigere und kriegserfahrenere Völker. Aber die Römer, die an Tapferkeit keinem nachstanden, übertrafen sie alle an Liebe und Heiligachtung des vaterländischen Bodens. In keinem Staate wurden die einheimischen Götter mehr als bei den Römern verehrt, ihre Stadt selbst ward eine Gottheit genannt. Ihre Dbrigkeiten wurden angesehen als Priester, ihre Gesetze als göttliche Willensmeinungen, ihr gesamntes Thun zu Hause und im Felde war von kirchlichen Gebräuchen begleitet. An den ewigen Gott, der im Himmel ist, wurde freilich dabei nicht gedacht, sondern an die Götter Roms; diese aber bedeuteten nichts anders, als

das gemeine Beste oder was dafür gehalten ward, die Ehre, Macht und Größe des römischen Staats. Da nun große Frömmigkeit herrschte, das heißt, da überall der Wille vorhanden war, für die Götter das eigne Wohl und Leben zum Opfer zu bringen, so mußten die Römer, so lange sie in diesem Sinne ein frommes Volk blieben, auch ein starkes und ihren Nachbarn sehr gefährliches Volk seyn, und dies um so mehr, als diese Nachbarn ihnen nicht gleiche geistige Kräfte entgegen setzten. Bei den meisten derselben hatte Reichthum und Sittenverderbniß die Oberhand gewonnen; der alte Götterglaube war längst verlacht und verspottet, jeder einzelne suchte statt des allgemeinen Besten sein eigenes Gut zu erhalten und zu mehren, daß endlich beides zusammen verloren ging. Dagegen achtete jeder einzelne Römer das Seinige für Nichts, wenn das Ganze auf dem Spiel stand. Zu dieser Bereitwilligkeit der Aufopferung gesellte sich die Kraft der That. Bei der anfangs so gefährlichen Lage des Staats hatte jedwede Thätigkeit ihre Richtung auf das sichtbare Handeln nehmen müssen, Niemand hatte den Geist ohne den Körper geübt, und nur diejenigen Neigungen und Genüße waren gebilligt und gefördert worden, welche Stärkung und Abhärtung des Körpers, Übung in kriegerischer Fertigkeit zum Endzwecke haben. Dergestalt reiften neben der Kraft zwar viele und große Tugenden, aber jede Tugend blieb auf den Schooß des Vaterlands beschränkt, und die Gesamtheit derselben floß in der den Staat schützenden und ausbreitenden männlichen Tapferkeit zusammen. Einfachheit der Sitten und Mäßigkeit waren durch Armuth geboten; Ge-

horsam und strenge Kriegszucht gingen aus der Nothwendigkeit hervor, durch Krieg und Sieg das Ganze zu erhalten. Nicht immer war man einträchtig unter sich, stets einträchtig gegen den Feind; habfüchtig und treulos gegen die übrige außerhalb dem kirchlichen Staatsverein befindliche Welt, ließ man innerhalb desselben Uneigennützigkeit und Billigkeit herrschen. Sparsamkeit zu Hause, Treue gegen die Freunde, Kühnheit im Felde, ernste Theilnahme an den Geschäften des Staats und heilige Scheu vor den über dem Vaterlande waltenden Göttern, waren die Characterzüge der zur Herrschaft fortschreitenden Römer.

Aber als sie nun zu großer Macht und Herrlichkeit gelangt und viele Länder und Meere ihnen dienstbar geworden waren, fand ihr Staat sich dem Verderben nahe. Jene Bürgertugend, die im Mangel der Genusmittel nur leichte Proben bestanden hatte, unterlag der Versuchung, als die Schätze der Welt ihr geboten wurden; die Frömmigkeit ermattete, und obwohl nun die Götter in prächtigen Tempeln wohnten, begann statt der Religion der Reichthum, statt der Vaterlandsliebe der Eigennutz zu herrschen. Diejenigen, welche sonst Arbeiten, Gefahren, zweifelhaften und mühevollen Unternehmungen sich gern unterzogen hatten, überließen sich jetzt den Freuden des Genusses. Diese zu erkaufen, strebten alle nach Gelde, um des Geldes willen aber viele einzelne nach der Herrschaft des Staats. Seit das Geld zu Ehren kam, sagt ein römischer Geschichtschreiber, und Ruhm, Ehre und Macht in sein Gefolge traten, ist römische Tugend lahm geworden; ein Freistaat aber kann nur durch Tugend bestehen,

die das Eigne und Einzelne um des Ganzen willen für nichts achtet.

Indeß fraß die Krankheit vor der Hand nur innerlich und im Verborgenen fort, nach Außen aber wurden die Römer durch ihre vortreflichen Kriegsbeere und geschickten Feldherrn immer gewaltiger. Wie sie sich vorher aus Noth gegen überlegene Feinde tapfer gewehrt hatten, so wurden sie jetzt von dem Hunger nach Gold und der Begier nach Macht angetrieben, ein Volk nach dem andern zu unterjochen. Dadurch entstand allmählig ein römisches Reich, welches den Großstaaten Asiens darin ähnlich war, daß nicht bloß die einzelnen Völkerschaften eines Stammes sondern viele an Sprache und Sitte ganz verschiedene Völker an einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt geknüpft waren. Wie in Asien von Königen, so ward in Europa von römischen Magistraten im Namen ihrer Stadt über große, sonst freie, Völker geherrscht. Von den besiegten wurden einige ganz ausgerottet und ihre Länder römischen Soldaten und Bürgern übergeben, andere aber entweder als Bundesgenossen oder Unterthanen durch römische Gesetze, Sitten und Sprache, mit Güte und Gewalt zu Römern gemacht. Dies geschah zuerst mit den vielerlei Völkern Italiens, welche nach langem Widerstande endlich ihre besondern Gebräuche und Verfassungen aufgaben, bald auch ihre Sprache verlernten, und sich zu Roms Göttern hielten, bis sie späterhin römische Bürger genannt wurden. Je mehr der Völker aber unterlagen, desto härter ward ihr Loos, und desto mehr Europa Asien gleich: denn die Volksbeamten herrschten nicht gelinder als die Könige, und die Vorliebe für das Eigne, die Fortdauer der besondern Spra-

chen, Sitten und Verfassungen schien den fremden Herren gefährlich. So lange die Menschen noch redeten wie ihre Vorfahren, gedachten sie auch unrömischer und besserer Zeiten. Darum wurden in den eroberten Ländern römische Städte erbaut, zugleich als Zwingorte und Handelsplätze, von wo römisches Wesen sich nach allen Seiten verbreitete; die vorzüglichsten der Eingebornen aber wurden durch Aemter, Besoldungen und Versprechungen für die Herrschaft gewonnen, oder wenn dies nicht möglich war, aus dem Wege geräumt.

(Die Hispanier.) Als nun die Römer außerhalb Italiens diejenigen Völker bezwungen hatten, welche schon vor ihnen berühmt gewesen waren, die Karthager und die Griechen, wandten sie sich zu denen, die man vorher wenig oder gar nicht gekannt hatte. Auf diese für sie gar traurige Weise wurden die Bewohner des großen und herrlichen Landes Hispanien in die Weltgeschichte eingeführt. Schon in den ältesten Zeiten war die Küste desselben von punischen Handelsleuten besucht, und Cadix erbaut worden; nachmals hatten die Karthager mehrere Städte (wie Barcellona und Karthagena) angelegt und mit den innern Bewohnern Bündnisse gemacht: aber erst die Römer kämpften zugleich um den Besitz des Landes und um die Unterjochung, bald um die Vertilgung des Volks. Dieser große Volksstamm hieß der iberische oder der celtiberische, und war, wie überall die Europäer, in eine Menge kleiner Völkerschaften vertheilt, von denen jede einzeln für sich focht, die daher endlich alle, doch nur eine nach der andern mit immer neuer Mühe, bezwungen wurden. Es

war ein tiefsinniges und starkmuthiges Volk, das trotz seiner Vereinzelung erst in hundert Jahren völlig unterlag. Der spanische Erfindungsgeist erzeugte mehr geschickte Hauptleute, als man bei berühmteren Völkern findet. Unter ihnen stand oben an der Lusitanier Viriathus, ein großer Mann, den die Römer einen Räuber nannten, weil er mit Verstand und Kühnheit acht Jahre lang sein Volk gegen ihre überlegene Macht und Kriegskunst vertheidigte: er fiel durch Verräther. Gleich ruhmvoll wird unter den Städten die spanische Numantia genannt. Angefallen zwischen ihren friedlichen Bergen wehrte sie sich vierzehn Jahre lang gegen die Römer, ohngeachtet sie kaum 4000 streitbare Männer besaß, und brachte sogar Legionen zur schimpflichen Uebergabe. Aber die Römer hielten die von ihren Feldherrn beschwornen Friedensschlüsse nicht, schickten ein neues Heer und gedachten die Numantiner durch Hunger zu zwingen. Diese aber, als die Belagerer keinen Anlaß zur Schlacht gaben, zündeten den Ort an und ermordeten sich selbst: wenige folgten dem Triumphwagen des Ueberwinders.

(Die Gallier.) Nach Hispanien waren die Römer über das Meer gekommen; jetzt aber stiegen sie, um dahin auch einen Landweg zu finden, über die Alpen, welche ihr Land Italien nördlich wie eine Mauer deckten, und gelangten in das große Land Gallien, welches heut Frankreich heißt. Hier war es wie in Hispanien: ein großes Volk (die Geschichtschreiber haben es Celten genannt) in viele kleine Völkerschaften gespalten, die einander gar nicht, oder nicht zur rechten Zeit beistanden. Vor mehreren Jahrhunderten waren Gallier über die

Alpen nach Italien gezogen, hatten das obere Land eingenommen und Rom selber, welches damals noch klein war, verbrannt, den Staat aber, der in den tapfersten Bürgern nach dem Kapitol sich zurückgezogen, nicht zu zerstören vermocht: jetzt wurden von den Nachkommen derselben Römer, denen einst die Gallier furchtbar gewesen waren, die Saluvier und Urverner und Allobroger, alles Gallier, die von den Alpen an längst dem Mittelmeer bis zu den Pyrenäen hin wohnten, in allen Schlachten überwunden, und ihre Könige zu Rom im Triumphe aufgeführt. Das herrliche Land ward römische Provinz, (ein Theil davon heißt darum noch heut die Provence,) römische Städte, Aquã Sextiã (Niz), und Narbonne schirmten die Herrschaft, die sich vor der Hand nördlich durch die Cevennen begrenzen ließ. An einem gelegenen Orte der Küste, da wo der Fluß Rhodanus in mehreren Mündungen sich ins Meer gießt, hatten vor vierhundert fünfzig Jahren griechische Männer, die vor dem persischen Könige Cyrus aus ihrer Vaterstadt Phocãa in Kleinasien geflohen waren, die Stadt Massilia gebaut, welcher wenige griechische Städte an Größe und Ruhm, nicht leicht eine an gutem Glück beikam. Durch diese waren Künste und Handel, wohl auch Leppigkeit und Sittenverderbniß in Gallien verbreitet worden; sie stand mit den Römern im Bündniß.

(Pytheas Reise.) Dreihundert und zwanzig Jahre vor der Geburt unsers Heilandes reiste ein gelehrter Sternkundiger aus Massilia, Namens Pytheas, von Cadix aus zur See in einem phönizischen Schiffe nach den nördlichen Ländern, von denen seit alten Zeiten

der Bernstein durch Umtausch von einem Volke zum andern nach dem Süden gebracht ward. Als Pytheas wiederkehrte, erzählte er, wie er auf seiner Fahrt gegen Norden zuerst auf einer Halbinsel ein Volk, Namens Cimbern, gefunden, welches er für die Cimmerier der alten Griechen sage halte. Weiterhin sey er an einer von den Ueberschwemmungen der See durchzogenen Küste, Namens Mentonomon, hingeseegelt, die sechstausend Stadien (150 Meilen) lang und von den Guttonen bewohnt sey. Eine Tagsschiffarth davon liege eine Insel, Abalus genannt; an diese werde der Bernstein von den Fluthen geworfen; die Bewohner der Küste aber bedienten sich desselben statt Holzes zum Feuer, oder verkauften ihn an ihre nächsten Nachbarn im innern Lande, die Teutonen. Außerdem hat Pytheas noch von einem andern Volk dieser Küsten, den Ostyären, einer andern Insel, Namens Raunonia, und einer dritten, Namens Basilia oder Baltia, erzählt. Es scheint das Land der Cimbern die dänische Halbinsel, die Küste oder der Busen Mentonomon die Preussische Küste nach zu großem Maasse, die Inseln Raunonia und Abalus die beiden Nehrungen, Baltia oder Basilia aber Schweden zu seyn.

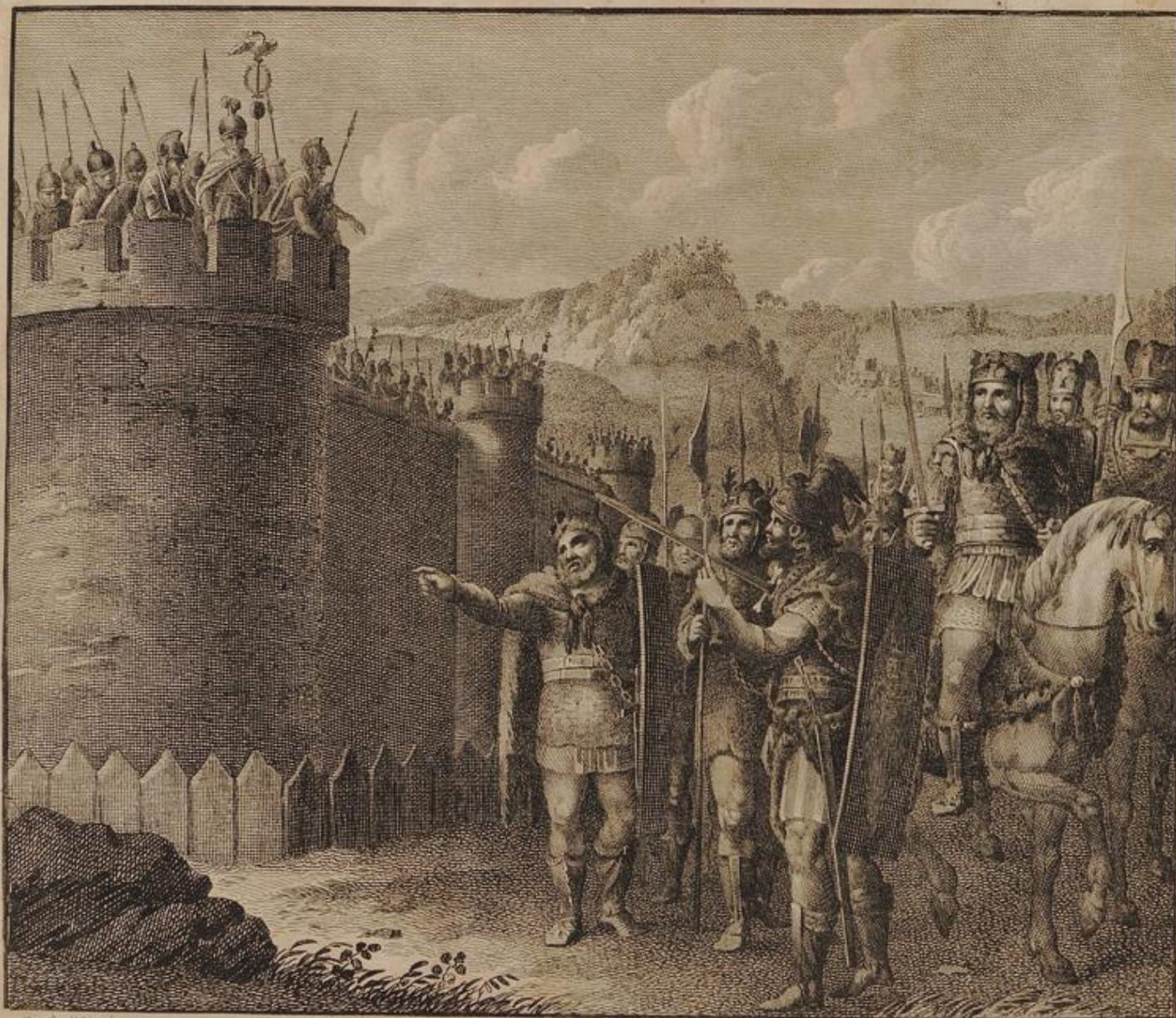
Noch heut heißt die kurische Nehrung auf finnisch Mendaniemi, worin vielleicht der Name Mentonomon liegt. Da aber des Pytheas Reisebeschreibung selber verloren ist, und nur in den Werken der alten Erdbeschreiber Bruchstücke seiner Erzählungen, die als fabelhaft dargethan werden sollten, sich erhalten haben, so sind alle Angaben ungewiß und großem Streit unterworfen. Noch aber hat er außer dem Angeführten erzählt, die nördlichen Länder, deren Küsten er besucht, brächten wenig oder nichts von den Früchten und Thieren hervor, die dem gemäßigten Himmelsstrich Griechenlands, Italiens und des südlichen Galliens eigen waren. Die Menschen ernährten sich daselbst von Kräutern, Früchten, Wurzeln und Hirse; in den Gegenden, wo Honig und Getreide sey, machten sie aus beiden ein Getränk. Gedroschen werde nicht auf freiem Felde, weil die häufigen Nebel und Regengüsse die Tenen gar bald untauglich machen würden, sondern das Getreide werde in große dazu aufgebaute Häuser gebracht, auf einmal ausgedroschen und alsdann zum künftigen Gebrauche aufgehoben. Dies ist die älteste Kunde von den deutschen Küsten.

isel, die heut  
hätten Men-  
nungen die  
gegen Westen  
r der Wölfer-  
er zugeführt  
flossen, und  
ern die ersten  
ewesen, de-  
und Namen

a gingen sie  
eten mehrere  
dern zwischen  
t Desterreich,  
ßen, damals  
celtischen  
; bewegte sich  
der streitba-  
die im Wege  
das Fußvolk  
em Lager und  
er Ordnung;  
rug thierför-  
ngriffswaffen  
Schwertter;  
auf Karren.  
lker aus ihren  
verbanden sich  
die Liguri-

der Bernstein durch  
zum andern nach  
Als Pytheas wieder  
auf seiner Fahrt g  
Halbinsel ein Volk  
den, welches er f  
Griechensage halte.  
ner von den Ueberf  
zogenen Küste, Na  
gelt, die sechstau  
lang und von den  
Tageschiffarth davo  
genannt; an diese  
Fluthen geworfen  
aber bedienten sic  
Feuer, oder verka  
barn im innern L  
dem hat Pytheas  
dieser Küsten, den  
Namens Raunoni  
Basilia oder Bal  
Land der Cimber  
Küste oder der Bu  
sche Küste nach zu  
Raunonia und A  
Baltia oder Bas





Die Teutonen ziehen am Lager des römischen  
Consuls Marius vorüber gen Rom.

Im Jahre 102 vor Christi.

## Zweites Kapitel.

### Die Wanderung der Cimbern und der Teutonen. \*)

Zur Zeit, als Rom's Nebenbuhlerin Karthago in der Asche, Griechenland nebst Asien unter dem Joche lag, mit Bezwingung Hispaniens und des südlichen Galliens aber der Anfang gemacht war auch das alte und freie Europa im Norden der Alpen in Fesseln zu legen, zur Zeit, als Bosheit und Zwietracht in Rom immer mehr über Hand genommen hatten, kein Verbrechen, mit welchem Gewinn verbunden war, für schändlich galt, reiche Bösewichter von den Gerichten freigesprochen wurden, Feldbau und Kunstfleiß unter den Bedrückungen der Statthalter erlagen, und auf dem Markte in Rom die Anhänger der alten Verderbniß in blutigen Gefechten gegen diejenigen kämpften und oblegten, welche den Staat verbessern wollten, ward plötzlich das Rauschen des nördlichen Völkerstroms vernehmbar, welcher die Gestalt der Erde verändern, die Welt rächen und umformen sollte.

Aus unbekanntem Gegenden von Morgen oder Mitternacht zogen dreimalhunderttausend streitbare Männer, die sich Cimbern oder Kämpfer nannten, mit Weibern und Kindern, aller Habe und der Beute vieler überwundener Völker über die Donau. An den Alpen, in dem Lande, welches heut Craïn heißt, trafen sie auf ein römisches Heer unter dem Consul Vasprius Carbo, und schlugen es bei Noreja in den stäirischen Bergen \*\*). Niemand wußte damals, woher sie gekommen; später hat man

erzählt, von der cimbrischen Halbinsel, die heut Schleswig und Jütland heißt, hätten Menschenüberfluß und große Ueberschwemmungen die Einwohner, ganz oder theilweise, gegen Westen und Süden getrieben. Es ist aber der Völkerstrom, der Europa seine Bewohner zugeführt hat, von jeher von Nordosten gestossen, und sind die Cimbern mit ihren Brüdern die ersten Deutschen oder Germanen gewesen, denen Krieg mit den Römern Ruhm und Namen gegeben hat.

Nach der Schlacht bei Noreja gingen sie nicht nach Italien, sondern weideten mehrere Jahre lang in den fruchtbaren Ländern zwischen der Donau und den Alpen, die heut Oesterreich, Baiern, Tyrol und Schwaben heißen, damals aber nicht von deutschen sondern celtischen Völkern bewohnt waren. Der Zug bewegte sich langsam gegen Westen. Ein Theil der streitbaren Mannschaft rückte voraus, um die im Wege liegenden Völker zu unterwerfen; das Fußvolk zog in geschlossenen Reihen aus dem Lager und stellte sich zur Schlacht in viereckiger Ordnung; die Reiterei war gepanzert und trug thierförmige Helme und Schilde, als Angriffswaffen zweischneidige Kerze und sehr lange Schwerdter; die Weiber und Kinder folgten auf Karren. Aufgeschüttelt wurden die Bergvölker aus ihren Sitten; so wie viele der Bojer verbanden sich auch zwei Gauen der Helvezier, die Tiguri-

\*) 113 — 101 vor Christo. \*\*) 113 vor Chr.

ner und Toygener, mit den Cimbern, an dem Raube Galliens Theil zu nehmen: \*) denn dahin wälzte sich der furchtbare Knäuel.

Als nun die Cimbern hörten, daß die Römer viel Land unter sich gebracht hätten, und die Kriegsdienste tapferer Völker gern für sich gebrauchten, schickten sie Botschaft gen Rom und baten um ein Gebiet, wo sie wohnen und den Acker bauen könnten; dafür wollten sie für die Römer streiten. Diese aber, die selbst des Lands nicht genug für ihre Bürger hatten, schlugen das Begehrt ab. Da griffen die Cimbern den Consul Silanus an, der an der [Grenze des römischen Galliens ohnweit Massilien stand, und jagten ihn in die Flucht \*\*). Wenn ihre riesenmäßige Höhe und Stärke, ihr wilder Muth, ihre langen Spieße und ihr Kriegsgeschrei die Augen und Ohren überwunden, so standen sie im Treffen fest und eng, undurchdringlich und unaufhaltbar, so daß dem Stoß der Menge nicht gemeine Kriegskunst entgegen gesetzt werden mußte. Ungeheuer war die Verwüstung Galliens; die Einwohner verschlossen sich in ihren Städten und nährten sich, von Hungersnoth gequält, vom Fleisch ihrer Asten. Viele Völker gedachten, es mit den Cimbern gegen die Römer zu halten.

Diese aber, um den Abfall zu verhüten und den Feind von Italien zu entfernen, sandten über die hohen Alpen den Consul Lucius Cassius in das Land der Helvezier. Da wagten es die Tiguriner, die der Cimbern Freunde geworden waren, allein mit den Römern zu

streiten\*\*\*). Die Schlacht geschah am Lemnischen See; die Tiguriner, von einem heldenmüthigen Jüngling, Diviko, geführt, erfochten einen vollkommenen Sieg: es fiel der Consul Cassius und sein Legat Piso; der andere Legat Popilius floh in das Lager. Da er aber in diesen Pässen sowohl die Zufuhr als auch die Rückkehr leicht verlieren konnte, übergab er das Heer dem Willen der Tiguriner. Sie nahmen die Hälfte des Gepäcks und der Waffen, die Römer aber mußten unter das Joch kriechen: ein Speer ward quer auf zwei niedrige Pfähle gelegt, und tief gebückt zwangte sich das entwaffnete Heer, jeder einzeln vom Feldherrn abwärts, nahe an der Erde hindurch.

Zur selben Zeit vernahmen die Römer mit Schrecken, daß noch andere den Cimbern verwandte Völker, die Teutonen und Ambroenen, in Gallien herumzogen. Diese hatten an den Mündungen des Rheins gegen die Belgen, ihre Stammgenossen, gefochten, und sich, da sie nichts ausgerichtet, nach dem innern Gallien gewendet, um sich mit den Cimbern zu vereinigen. Noch ehe dies geschah, ward von den letztern der Consul Scaurus geschlagen, gefangen und von ihrem Könige Bojorich getödtet, als er den Uebergang über die Alpen mit den Worten widerrieth: die Römer könnten doch nicht besiegt werden. Dies begab sich im sechsten Jahr, nachdem bei Moreja gefochten worden war\*\*\*\*).

Die Römer aber, die durch Niederlagen sich nicht beugen ließen, rüsteten von Neuem

\*) Daraus, daß celtische Völker so leicht sich angeschlossen, und daß Bojorich, den sein Name als einen Bojer bekundet, an die Spitze trat, haben einige geschlossen, die Cimbern wären nicht Deutsche sondern Celten gewesen, und nicht von der Nordsee sondern von dem schwarzen Meere gekommen.

\*\*\*) 109 vor Ehr. \*\*\*\*) 107 vor Ehr. \*\*\*\*\*) 106 vor Ehr.

ein großes Heer und übergaben es zwei Feldherrn, dem Consul Manlius und dem Proconsul Cápío. Beide waren uneins. Cápío reizte dadurch, daß er die Stadt Tolosa plündern und einen dort befindlichen Tempelschatz wegnehmen ließ, die gallische Völkerschaft der Tectosager, sich heimlich mit den Cimbern zu verbinden; die Römer wurden in ihrem Lager überfallen und erlitten eine Niederlage, wie weder vor noch nachher\*). Achtzigtausend Krieger, vierzigtausend Troßleute sollen erschlagen worden seyn, nur zehn Mann nebst den beiden Feldherrn entkamen. In dieser Schlacht hatten die Teutonen und Ambronen und Cimbern vereinigt gefochten.

Da erschrak Italien, und gedachte der Zeiten des Brennus und Hannibal; das römische Volk, in der äußersten Gefahr, den Preis vierhundertjähriger Siege, Reich und alle Herrlichkeit an einem Tage zu verlieren, übertrug\*\*) das Consulat dem abwesenden Marius, einem Manne von niedriger Geburt und schlechter Gesinnung, aber großer Erfahrung im Kriege und vieler Macht über die Herzen der Soldaten. Wäre dieser nicht gewesen, sagt ein römischer Geschichtschreiber, möchte damals Rom verloren gewesen seyn. Aber das war wohl vorzüglich Rom's Glück, daß die Sieger den Augenblick der Möglichkeit, die Welt zu befreien, versäumten, und anstatt sogleich auf Italien zu fallen, sich über die Pyrenäen nach Spanien wendeten. Dieser Zeit bediente sich Marius, dem das Consulat von einem Jahr zum andern verlängert ward, die abgefallenen Gallier zu bestrafen, und durch Kriegszucht und gute Ue-

bungen dem römischen Heer sein Selbstvertrauen wieder zu geben.

Als nun nach zweijähriger Zögerung die Cimbern, aus Spanien von den Celtiberiern zurückgewiesen, mit den Teutonen und ihren Bundesgenossen in Gallien über den Angriff auf Italien berathschlagt und zu spät beschloffen hatten, sich dergestalt zu theilen, daß die Teutonen und Ambronen durch die römische Provinz ziehen, die Cimbern selbst aber nach Norikum oder den Donauländern, von woher sie nach Gallien gekommen, zurückkehren sollten, um einen Weg über die Alpen zu finden, ließ der Consul Marius die letztern ungehindert ziehen, setzte sich aber gegen die Teutonen in einem fest verschanzten Lager am Zusammenfluß der Rhone. Hier hielt er die Legionen zurück, bis der Soldat an den furchtbaren Anblick der teutonischen Gestalten gewöhnt, und die Hitze der Feinde selbst durch dreitägiges Warten abgekühlt war. Nach einigen vergeblichen Angriffen brachen die Barbaren auf, und zogen an den Wällen der Römer mit der höhnnenden Frage vorüber: ob sie etwas an ihre Weiber zu Rom bestellt haben wollten? Als bald verließ Marius sein Lager, und kam den Sorglosen vermittelst kürzerer Bergwege zuvor; der Ort, wo er sich lagerte, war die durch ihre Bäder berühmte Stadt Aquä Sertia. Die Ambronen aber hatten den Fluß besetzt und die Römer litten Mangel an Wasser. Da nun ihr Feldherr zu den Durstigen sprach: „Ihr seid Männer, dort habt ihr Wasser!“ kam es gleich am ersten Tage zu einem Gefecht, in welchem die Ambronen geschlagen und in ihr Lager getrieben wurden. Hier nun bot sich den

\*) 105 vor Chr. \*\*) 104 vor Chr.

Römern ein niegesehener Anblick dar: Weiber stürzten mit furchtbarem Geschrei hervor, und kämpften mit Schwerdtern und Streitarten zugleich gegen die Verfolgten und gegen die Verfolger, gegen jene als gegen Verräther und Feige, gegen diese als gegen Feinde. Viele hingen sich mit bloßen Händen an die Schilder der Römer, faßten ihre Schwerdter und ließen sich in der Wuth in Stücke zerhauen. Daher floß selbst der Sieg, den sie erhalten, den Römern ein heimliches Grauen ein, und die Nacht, die dem blutigen Tage folgte, wurde unter bangem Zagen zugebracht. Ihr Lager war unbesetzt, und wohl wußten sie, daß noch hunderttausende von Teutonen übrig wären, die Niederlage ihrer Brüder zu rächen. Ein furchtbares Geheul, nicht wie von Menschenstimmen und Wehklagen, sondern einem wilden und thierischen Gebrüll ähnlich, scholl von dem feindlichen Heere herüber, und die Berge ringsum und die Ufer des Flusses hallten den schrecklichen Ton zurück, so daß alle Römer Entsetzen ergriff und selbst die eiserne Brust des Marius vernehmbarer schlug; er glaubte verloren zu seyn, wenn er in dieser Nacht angegriffen würde.

(Schlacht bei Aix. \*) Aber dies geschah nicht einmal am folgenden Morgen. So gewann Marius Zeit, die Unordnung im Lager zu heben, und einen Plan zur Hauptschlacht zu entwerfen. Oberhalb der feindlichen Stellung erblickte er abschüssige mit Wald besetzte Höhen; diese ließ er von Claudius Marcellus mit dreitausend schwer bewaffneten Fußvölkern besetzen, die übrigen Krieger aber durch Schlaf und Speise sich stärken. Am zweiten Tage nach

dem ersten Gefecht, beim Heraufdämmern der Morgenröthe, zogen die Römer aus ihrem Lager zur Schlacht auf die Ebene hinab; ihnen kamen die Teutonen, die keinen Angriff abwarteten sondern ihn selbst machen wollten, entgegen. Da befahl Marius stille zu stehen und die Feinde auf Speerwurf gegen die Höhe herankommen zu lassen, dann aber wider die Heraufklimmenden die Ueberlegenheit römischer Speere, Schilder und Schwerdter zu gebrauchen. So begann die Schlacht; der Feldherr that es allen an Kraft und Kühnheit zuvor. Als nun die Feinde von den Römern auf die Ebene zurückgedrückt ihre Schlachtreihe aufzustellen versuchten, erhob sich plötzlich von hinten Flucht und Angriffsgeschrei: denn Marcellus war beim ersten Lärm des ferneren Kampfes aus seinem Hinterhalte aufgebrochen und fiel jetzt den von vorn Gedrängten in den Rücken. Von beiden Seiten gewürgt verließen sie bald ihre Reihen und flohen: die Römer aber folgten, und erschlugen oder fingen über hunderttausend Mann; andere nennen noch größere Zahlen. Das Volk der Teutonen ward vertilgt. Mit den Gebeinen der Erschlagenen sollen die Massilier in der Folge ihre Weinberge eingezäunt haben, das Land umher aber, wo die Schlacht gewesen, von den Leichen sehr fruchtbar geworden seyn. Unter den Gefangenen war Teutoboch, der Anführer der Barbaren; er, der sonst über vier oder sechs Pferde zu springen pflegte, fand kaum eins zur Flucht; er ward im nächsten Walde ergriffen, den Triumph des Siegers zu verherrlichen, wobei er durch seine Riesengröße über die hohen Trophäen emporgeragt haben soll.

\*) 102 vor Chr.

Unermesslich war die Beute, welche den Römern in die Hände fiel. Alles baare Geld, der Raub so vieler geplündeter Völker, ward von der Dankbarkeit des Heers dem Feldherrn zuerkannt; von den Waffen und Rüstungen wurden die schönsten und unbeschädigten ausgelesen für den Triumph, alles übrige aber, Wagen, Gezelte und Trümmer zu einem ungeheuren Haufen auf einander gelegt, und dieser zum feierlichen Brandopfer für die rettenden Götter bestimmt. Als nun ringsum die Krieger standen mit ihren Siegeswaffen und Kränzen, der Feldherr aber mit beiden Händen eine brennende Fackel schwang, den Haufen anzuzünden, wurden von weitem Reiter gesehen, die auf schnellen Pferden herbeijagten. Erwartungsvolles Schweigen hielt die Versammlung; da sprangen die Boten von den Rossen und meldeten dem Marius, was noch kein Römer erhalten, das fünfte Consulat. Allgemeines Jauchzen erscholl, und bekränzt durch die Hand seiner Obersten vollendete der Glückliche das Opfer.

(Gefecht an der Etsch.) Aber bald liefen schlimme Nachrichten aus Italien ein. Jener Zug der Cimbern nach den Donauländern, um von dort aus über die Alpen zu brechen, war den Römern nicht unbeachtet geblieben: der Consul Catulus ward abgesendet, Italien von dieser Seite zu decken. Dieser aber fand sein Heer zu schwach, alle Alpenpässe hinlänglich zu vertheidigen, zog sich daher ganz in die Ebene herab, und nahm eine Stellung an der Etsch, welche damals Athesis hieß. Eine Brücke, die beide Ufer verband, ward auf Befehl des Consuls an beiden Seiten durch starke Schanzen gedeckt; würden die vordern

Vertheidiger angegriffen, sollten die hintern Beistand leisten. Aber gegen so furchtbare Feinde wie die Cimbern, reichten die gewöhnlichen Mittel nicht aus. Mit kecker Zuversicht hatten sie die Tridentinischen Alpen erstiegen, bei dem Schnee, der auf den Höhen lag, des verlassnen Vaterlands gedacht, die Gefahren der Eisberge und tückischen Klüfte überstanden, und beim Herabsteigen trotz der gähnenden Abgründe zum Scherz sich auf ihre Schilder gesetzt, um so hinunter zu gleiten. Hier an der Etsch besahen sie die Gelegenheit des Wassers, welches sie aufhalten sollte, und fingen dann an, einen so starken Damm von Felsstücken und Erde in den Fluß zu schütten, daß er über beide Ufer strömte; gegen die römische Brücke aber ließen sie auf zusammengebundenen Baumstämmen gewaltige Steinlasten schwimmen, von denen sie bald zerschmettert wurde. Da ergriff Schrecken die Römer am jenseitigen Ufer, die doch am wenigsten zu fürchten hatten, und sie verließen fliehend ihre Schanzen. Umsonst suchte der Feldherr sie zum Bleiben zu bereden; da sie nicht stehen wollten, gab er ordentlichen Befehl zum Abzuge, um wenigstens eine schmachliche Flucht zu verhüten, übernahm aber auch dadurch die Verantwortlichkeit dafür, daß der Posten ohne Gegenwehr verlassen und die Besatzung in der andern Schanze Preis gegeben ward. Diese aber vertheidigte sich so tapfer, daß die Cimbern sie bewunderten und ihr freien Abzug anbieten ließen, mit einem Eide bei ihrem ehernen Stier, sie nicht zu beschädigen. Als dies angenommen war, sahen sich die Cimbern als Herren des Landes an, und verbreiteten sich über dasselbe, veräumten es aber im Genuß des Brodts und

Weins und gekochten Fleisches, im ersten Schrecken Rom zu überziehen. Catulus hatte sich an den Po gewendet.

Dies war um die Zeit, als Marius die Teutonen bei Aquá Sertia geschlagen hatte: daher wurde derselbe eilends nach Italien entboten. Den Triumph, den er verdient hatte, verwies er auf eine gelegnere Stunde, vereinigte mit dem muthlosen Heer des Catulus sein siegreiches und ging den Cimbern entgegen. Diese lagerten jetzt in den Raudischen Gefilden bei Verona, verwundert, daß die Teutonen nicht kamen; denn die Nachrichten von ihrer Niederlage glaubten sie so wenig, daß sie sogar dergleichen Unglücksboten als Lügner tödteten. Da ihnen nun das herrliche Land gefiel und sie gern in demselben geblieben wären, schickten sie Gesandten an den Marius, und wiederholten die Forderung, die sie schon vor vielen Jahren gethan: „Land gegen Kriegsdienst für sich und ihre Brüder.“ Marius fragte, welche Brüder sie meinten, und sie nannten die Teutonen. Da lachte die Versammlung, und der Feldherr antwortete: „diesen Brüdern sey längst ein Land angewiesen, worin sie ewig bleiben würden.“ Zugleich ließ er, um sie zu überzeugen, die vornehmsten Teutonen in Ketten herbei führen. Also mußten sich die Cimbern zur Schlacht rüsten. Ihr König Bojorich soll mit einigen der Seinen ans römische Lager herangeritten seyn und den Marius aufgefodert haben, Zeit und Ort zu bestimmen, dieser aber geantwortet haben, die Römer pflegten zwar nicht mit ihren Feinden über die Schlacht zu rathschlagen, doch wolle er ihm zu Willen seyn, und am dritten Tage herausrücken.

\*) 101 vor Chr.

(Schlacht bei Verona. \*) Es war an einem Morgen des Augustmonats, den die Römer Sertilis nannten, als noch Nebel die Ufer des Athesis deckten, da führte Marius seine zwei und dreißig tausend Mann auf beide Flügel, in der Mitte drei und zwanzig tausend unter Catulus. Es zogen die Cimbern heran in einem festen engen Viereck, dreißig Stadien weit und breit, mit großen Hallbarten und Schlachtschwertern, und mit einem abgesonderten Haufen von funfzehntausend Reitern in eisernen Panzern, mit weißen Schildern und großen Helmen, hoch geziert mit geflügelten Köpfen wilder Thiere. Diese Reiter ergriffen die Flucht, und wurden von einem zu großen Theile des römischen Heers verfolgt: wohl merkten die Feldherrn den Trug, aber sie vermochten das Siegesfeuer der Soldaten nicht zu mäßigen. Plötzlich fiel das ganze Fußvolk der Cimbern, an Zahl wohl hundert und funfzig tausend Mann, dem unvorsichtigen Feind in den Rücken, worauf auch die Reiterei umwandte, und alle Wälder und Berge vom Siegesgeschrei der Barbaren ertönten. In dieser Stunde stritten Marius und Catulus nicht bloß für ihren Ruhm und ihr Land, sondern für die Geseze, Sitten, Künste und Wissenschaften der südlichen Welt, die damals zu frühzeitig untergegangen wäre, bevor die nördliche Welt der großen Erbschaft reif gewesen. Als nun Marius mit lauter Stimme dem besten und obersten Jupiter die großen Dpfer gelobte, theilte die Sonne die neblichte Luft und blendete die Schaaren des Feindes; ein Wind führte den Staub wider die Cimbern; die Römer kämpften, wie es ihrer Stadt, ihrer Väter und ihres Feldherrn würdig

war; endlich erstritten sie den Sieg. Die vordern Glieder der Cimbern wurden niedergestreckt, sie waren mit Ketten an einander geschlossen; die hintern warfen sich auf die Wagenburg, wo die verzweifelnden Weiber in Trauerkleidern standen, und ihre fliehenden Brüder und Väter und Gatten erschlugen. Viele erwürgten die eigenen Kinder oder ließen sie unter den Füßen des Zugviehs zertreten, dann aber tödteten sie sich selbst. Eine sahe man an einer aufgerichteten Wagenreichsel, an jedem Fuß einen Knaben, aufgehängt. Selbst die Hunde vertheidigten die auf Karren stehenden Hütten ihrer Gebieter. Die Priesterinnen wollten sich ergeben, wenn sie von den Römern in die Zahl der geheiligten Jungfrauen aufgenommen würden: da sie aber an die Soldaten vertheilt werden sollten, folgten sie dem Beispiel der übrigen Weiber und tödteten sich selbst. Hunderttausend Feinde läßt die römische Erzählung in dieser Schlacht fallen, funfzigtausend gefangen werden; unter den erstern war König Bojorich, nachdem er sein Leben theuer verkauft

hatte. Marius, der nun mit Catulus triumphirend in Rom einzog, ward Roms dritter Erbauer, im folgenden Jahre zum sechstenmal Consul begrüßt: ein großer Mann, hätte er seinen Geld- und Ehrgeiz wie seine Soldaten zu beherrschen verstanden.

Als die Tiguriner, die unter Diviko die Alpenpässe besetzt hielten, von dem Unglück ihrer Gefährten vernahmen, zogen sie in ihr Land zurück. Auch viele der Cimbern mögen in ihre Heimath zu denen zurückgekehrt seyn, die den Zug nicht mitgemacht hatten; noch Jahrhunderte nachher werden Cimbern an der Nordsee gefunden. An den Cäsar Augustus schickten sie einst durch eine Gesandtschaft ein heiliges Bitten, und baten um Vergebung wegen des Angriffs, den ihre Väter auf Italien gemacht. Die deutschredenden Gemeinden aber, die noch heute in der Gegend von Verona gefunden und von vielen für Nachkommen der Cimbern gehalten werden, sind schwäbische Kolonisten, die weit später dorthin verpflanzt worden seyn mögen.

### Drittes Kapitel.

#### Die Wanderung der Helvezier.

Cajus Marius, der durch Kriegskunst sein Vaterland von den Cimbern gerettet, brachte von da an durch seinen Ehrgeiz großes Unglück über dasselbe. Er trat an die Spitze des Pöbels, und stritt mit Sulla, der die Rechte der alten Geschlechter vertheidigte, um den Vorrang in

Rom. Große Schlachten wurden von Römern gegen Römer geschlagen, größere Verbrechen aus Rache, Blutdurst und Habsucht verübt: Söhne tödteten ihre Väter. Die Menschen flohen in Gräber, Rom begann die Frevel zu büßen, die es gegen andere Völker verübt hatte.

Als nun der alte Marius kurz vor der Niederlage seiner Parthei gestorben und lange nachher das Morden eingestellt war, wurden drei und dreißig ehemalige Consuln, sieben Prätores, sechzig Aedilen, 200 Senatoren und 150000 römische Bürger gezählt, die auf den Schlachtfeldern und durch eigne oder Henkershände ihr Leben verloren hatten. Sulla soll gemeint haben, man könne die Welt durch Vertilgung derer, die nichts taugen, verbessern: aber so dürfte Einer nur richten. Er selbst, durch Glück und Wollüste ermattet, ließ die erkämpfte Allgewalt fahren, und trat freiwillig in den Privatstand zurück, worin er bald starb. Rom vergaß aller erlebten Greuel, und die Verderbniß ward ärger denn vormals; denn die Menschen wähten immer klüger zu werden, und daß es außer Glück und Macht und Reichthum keine höhern Güter gebe, das Himmlische aber eine Fabel sey.

Darauf waren drei Männer die ersten in Rom, Pompejus, Crassus und Cäsar: jener durch Ruhm und Ernst, Crassus durch Reichthum, Cäsar aber durch seinen erfinderischen Geist und sein Glück; er hatte den Grundsatz, sich alles zu erlauben um der Herrschaft willen, den Schein des Rechts aber und die Liebe der Menschen zu bewahren. Diese drei verbanden sich, in Geschäften gemeine Sache zu machen: so ward Cäsar Consul, das Jahr darauf aber nach der Sitte Statthalter, und zwar im römischen Gallien \*). Vier Legionen begleiteten ihn über die Alpen. Vielen in Rom, die den Herrschergeist des Mannes kannten, ward bange, als sie die ihm vertraute Macht und die

Gefahr Italiens erwogen; selbst die, so ihn befördert hatten, fürchteten sich im Stillen.

(Galliens Zustand.) Es bestand aber Cäsars Statthalterschaft aus dem cisalpinischen Gallien, das heut Oberitalien genannt wird, und aus der gallischen Provinz jenseit der Alpen, oder dem heutigen Südfrankreich. Das übrige noch freie Gallien war nach drei großen Volksstämmen in drei Theile getheilt: im Norden der Marne bis ans Meer und an die Seine wohnten die Belgen, durch Abkunft und Sprache den Deutschen verwandt; im Nordwesten gegen Spanien zu bis an die Garonne saßen die Aquitaner; in der Mitte des Landes die celtischen Gallier. Die letztern und die Aquitaner waren wohl Zweige eines Stamms, wie Ober- und Niederdeutsche; auch mit den Belgen hatten sich viele altgallische Einwohner gemischt. Wie schon oben gemeldet, waren diese Stämme in vielerlei Völkerschaften gespalten, deren jedes seine besondern Obrigkeiten, Fürsten und Könige hatte. In der gallischen Verfassung fiel das besonders den Römern auf, daß das gemeine Volk nicht wie das zu Rom am Staatsregiment Theil nahm, und müßig auf den Märkten herumzog, sondern daheim seinen Acker besetzte, während nur der Adel und die Priester regierten. Viele freie Leute aber, die sehr von den Obrigkeiten gedrückt wurden, ergaben sich einzelnen Aelichen zu Hörigen und erkannten sie als ihre Herrn; dadurch erhielten sie Schutz. Wenn Krieg entstand, (und dies war fast alle Jahr) saßen alle Aeliche auf. Jedem folgten dann von den Hörigen die, so er auslas, als Waffenknechte,

\*) 58 vor Chr.

und wenn einer sehr reich und angesehen war, noch viele junge Gefellen seines Standes, die ihn als ihr Haupt verehrten und von ihm Kost und Kleidung annahmen. Die Priester hießen Druiden und waren ein sehr mächtiger Orden, der nicht wie die römischen Priester ins bürgerliche und Kriegsleben verflochten war. Die Druiden bezahlten keine Abgaben und zogen in keinen Krieg; dafür übten sie außer den kirchlichen Geschäften die Rechtspflege: sie entschieden über Vergehungen, Mordthaten, Erbschaften und Grenzstreitigkeiten. Wer ihrem Ausspruch nicht gehorchte, er mochte eine obrigkeitliche oder Privatperson seyn, ward von den Opfern ausgeschlossen. Dieser Bann war eine schwere Strafe, denn der also Getroffene ward für einen Verfluchten geachtet. Jedermann ging ihm schon von weitem aus dem Wege und floh seine Ansprache, um von der Pest des Fluches nicht angesteckt zu werden; es ward ihm kein Recht mehr gesprochen und keine menschliche Ehre mehr erwiesen. Ueber die Druiden war ein Oberpriester gesetzt; es sollte dazu immer der Würdigste gewählt werden: oft aber, wenn viele sich für die Würdigsten hielten, stritten sie mit Waffen gegen einander. Jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit versammelten sich die Druiden in dem Lande der Carnuter, da wo heut Chartres ist, an einem geheiligten Orte, der für den Mittelpunkt des ganzen Landes Gallien gehalten ward, und saßen öffentlich zu Recht. Ihre Wissenschaft, mit der sie sehr geheim thaten, wollten sie aus Britannien geholt haben, wohin auch viele von ihnen reisien, die es besonders weit bringen wollten. Wer ein Druiden werden wollte, mußte sich jung melden;

denn es dauerte oft zwanzig Jahr, ehe er alles Erforderliche gelernt hatte. Aufgeschrieben war nichts, damit der Besitz der Wissenschaft nicht dem Orden entzogen und an das Volk gebracht würde, sondern es waren Verse, welche mit dem Gedächtniß aufgefaßt werden mußten. Im übrigen Verkehr bedienten sie sich der griechischen Buchstaben, die sie von den Massiliern mahlen gelernt hatten. Unter ihren Lehren befand sich auch die, daß die Seelen nicht sterben, sondern bei dem scheinbaren Tode von einem Körper in einen andern fahren.

Es war aber das ganze Volk diesem geheimnißvollen Gottesdienste so ergeben, daß die uralte Abneigung der europäischen Menschen, den Obrigkeiten die Gewalt über Leben und Tod zu verstaten, von den Druiden besiegt worden war. Sie lehrten nehmlich, den Göttern sey kein Opfer genehmer, als der Leib eines Verbrechers: daher wurden ihnen Räuber und andere Schuldige übergeben, nicht zur Strafe sondern zum Opfer. Das aber war das Gefährliche dieser Lehre, die auf den ersten Blick ein Spiel mit Worten scheinen möchte, daß dadurch überhaupt der abscheuliche Gedanke der Menschenopfer aufgebracht ward. In Ermangelung Schuldiger wurden auch Unschuldige geopfert, denn die blutgierigen Götter mußten befriedigt werden. Oft wurden vor schweren Schlachten dergleichen Opfer dargebracht, oft deren Darbringung angelobt. Vollzogen ward das Gelübde entweder durch das Schlachtmesser der Druiden, oder es wurden von Ruthen ungeheure Böden geflochten, die Menschen hineingesteckt und also verbrannt. Wer dem Kriegsgott die Beute zugesagt hatte und nachher etwas

davon entwedete, ward nach der Entdeckung mit gräßlichen Martern getödtet. Bei den prächtigen und kostbaren Leichenbegängnissen wurde alles, was dem Verstorbenen lieb gewesen, auch Thiere, und in ältern Zeiten sogar Menschen, verbrannt.

Außer an diesem blutigen Götendienste hing das Volk, oder vielmehr der müßige Theil desselben, mit ganzer Seele an der Unterhaltung, welche der Zanf und Streit über die Staatseinrichtungen und die öffentlichen Handel gewährten. Mit solcher Eifersucht bewachten die verschiedenen Völkerschaften ihre Freiheit gegen einander, daß sie endlich alle einem fremden Eroberer unterthan wurden. Wenn in dem einen Gau etwas wichtiges vorkam, wußte man es der Hauptsache nach schnell über das ganze Land: man verkündigte es nehmlich durch lautes Schreien auf offenem Felde; der erste, der es hörte, schrie wieder, und so fort durch alle Gauen. Es waren aber Neugier und Leichtgläubigkeit Hauptzüge im Character der Gallier. Kaum ließ sich ein Fremder oder ein Kaufmann in einer Stadt sehen, so war er schon von Neugierigen umringt, welche ihn ausfragten, aus welcher Gegend er komme und was daselbst Neues vorgegangen. Wollte er nichts sagen, so setzte er sich Gewaltthätigkeiten aus. Ein falsches Gerücht, das auf diese Art oft entstehen mußte, zog nicht selten die wichtigsten Folgen nach sich. Darum hatten viele Obrigkeiten verordnet, Niemand solle das, was er bei den Nachbarn von seinem Staate etwa reden gehört, weiter verbreiten, sondern gehörigen Orts anzeigen, damit die Obrigkeit das Nachtheilige unterdrücke, das Gute aber bekannt mache:

denn oft wurden Leichtsinnige und Unerfahrene durch Gerüchte geschreckt und zu bösen Thaten verleitet. Vom Staate zu reden, sollte nur in der Versammlung erlaubt seyn. Von dem großen Leichtsinne der Gallier, ihrem kriechenden Betragen im Unglück und ihrer Frechheit im Glück sprechen alle Schriftsteller der Alten, die von ihren Geschichten geschrieben. Viele der heutigen Bewohner Galliens haben diese Anschuldigungen für Verläumdungen erklärt.

Schlank und stark und groß waren die alten Gallier, wüthend im Anfall, aber nicht dauerhaft für anhaltende Anstrengungen. Die Römer schienen ihnen anfangs wegen ihrer Kleinheit verächtlich. Der größte Theil von ihnen socht bis an die Lenden nackend, um den Muth zu zeigen und um eine leichtere Bewegung zu haben; doch waren sie von einem großen Schilde gedeckt, und wußten sich schon in den ältesten Zeiten eiserne Helme und Panzer zu verfertigen. Ein ungeheures, in den ersten Zeiten meist noch kupfernes Schlachtschwert hing ihnen im Wehrgeheng von der linken Schulter herab auf der rechten Seite; nichts widerstand einem Hieb von gallischer Hand mit einem solchen Schwerte geführt. Aber da es nie eine Spitze hatte, konnte man es bloß zum Hauen gebrauchen, und ein jeder Streich bog das dünne und lange Schwert; um einen zweiten zu führen, mußten sie es erst auf der Erde mit dem Fuß wieder gerade ziehen. Dies benutzten die römischen Feldherrn, und ließen die Legionen ihnen so nahe auf den Leib rücken, daß die Gallier sich mit ihren langen Schwerten gegen die kurzen der Römer nicht wehren konnten. Feste Städte zu bauen verstanden sie seit aller Zeit, als

man Nachrichten von ihnen hat. Außerst fähig waren sie, jeden Theil der Kriegskunst von den Römern zu lernen.

Alle Gallier trugen ein langes Oberkleid, Sagum genannt, so wie weite bis auf die Füße reichende Hosen. Die Narbonensische Provinz erhielt daher von den Römern ihren ältesten Namen, das behofete Gallien. Als man in das eigentliche Gallien drang, daselbst die nehmlichen Hosen fand, und doch die Gegenden unterscheiden wollte, gab man dem Lande den Beinamen das langhaarige, weil die Einwohner ihr langes, flachsgelbes, am Hinterkopf gebundenes Haar sorgfältig pflegten, und durch fleißiges Waschen mit Kalkwasser noch mehr zu bleichen suchten. Die Weiber versahen alle Theile des Hauswesens; der Mann herrschte über seine Familie und seine Frauen unumschränkt, und konnte sie tödten. Die Sitten waren verderbt; es herrschte unnatürliche Wollust. Ohngeachtet die Gallier noch keinen Wein bauten, verauschten sie sich doch in dem, welchen fremde Kaufleute ihnen brachten. Wie zwischen den Staaten beständiger Zauf war, so auch in den Dörfern und im Innern der Häuser: oft wenn ein vornehmer Mann starb, entstand Verdacht gegen seine Weiber, ihn vergiftet zu haben. Dann kamen die Anverwandten, und suchten durch Martern Geständniß zu erpressen. Gegen die Besiegten waren sie grausam; nicht selten wurden die Gefangenen zum Opfer bestimmt; die Köpfe der erlegten Feinde befestigten sie an den Sattel, und zogen so geziert im Triumph nach Hause. War der Besiegte ein vornehmer Mann, so hob man seinen Schädel als Familienschatz auf, zeigte ihn den Fremden, gebrauchte

den Obertheil statt eines Bechers bei Schmausereien und hielt ihn höher denn Gold.

Also die Sitten der Gallier. Es waren alle Partheiungen des Landes in zwei Hauptpartheien getheilt, die der Heduer, (in Burgund) und die der Sequaner, (in der Freigravenschaft, an der Saone und an der Seine.) Beide hatten lang um den Vorrang in ganz Gallien gestritten: die Heduer, alte Freunde der Römer, waren eben damals durch nähere Bundesgenossen unterdrückt worden, welche ihre Gegner sich vom Rhein herbei geholt hatten.

(Der Helvezier Entschluß.) Aber ehe Cäsar um diese Händel sich kümmern konnte, hielt ein wichtigerer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fest. Den Helveziern, die zwischen den Alpen, dem Jura und dem Rheinstrom ein hartes Bergland baueten, ward dasselbe bei wachsender Volksmenge zu klein. Ueberdies wurden sie im Nordosten von den immer weiter heraufrückenden Deutschen gedrängt: denn mit der Niederlage der Cimbem war die große Bewegung der Völker wohl gehemmt, nicht für immer gebrochen worden; Ueberfluß an Menschen und Mangel an Lebensmitteln trieben die Nordwelt fortwährend gegen den Süden. Nun gedachten die Helvezier, wie vor fünfzig Jahren zwei ihrer Stämme mit den Cimbem nach Gallien gezogen waren, große Beute gemacht, die Gallier selbst aber ihnen nicht widerstanden hatten. Daher ward auf den Rath eines vornehmen Mannes, Namens Drgetorich, der bei dieser Gelegenheit König der sonst freien Eidgenossen zu werden hoffte, eine allgemeine Auswanderung beschlossen, und nach drei Jahren ausgeführt, obwohl der Rathgeber seinen

Ehrgeiß mit dem Tode gebüßt hatte. Die Obrigkeit war dagegen, aber die Gemeine behauptete, es sey der unüberwindlichen Kriegsmänner, welche die Legionen des römischen Volks besiegt hätten, nicht würdig, das Leben mit dem Bau des harten Erdreichs zu verbringen. Als das Jahr \*) der großen Wanderung kam, hielt alle Mannschafft aus den Gauen, gerüstet, im Vaterland ihre letzte Gemeine, und bestimmte den Tag, an welchem das ganze Volk an dem Ausflusse des Lemnischen Sees am Rhodanstrom sich versammeln sollte. Aus dieser Zusammenkunft eilte jeglicher zum letztenmal in die väterliche Wohnung, und nachdem alle Helvezier die unvermögenden Greise, die Weiber und die Unmündigen mit Lebensmitteln auf drei Monate und ihren besten Sachen auf Wagen geladen, verbrannten sie ihre zwölf Städte, vierhundert Flecken oder Dörfer, und alle Häuser im Lande. Also thaten auch ihre Bundesgenossen, mehrere Bergvölker, die sich mit ihnen zu gleichem Beginnen geeinigt, die Latobrigier, die Tulingier, die Rauracher und die Bojer. Der Völkerverein zählte gegen viermalhunderttausend Köpfe; an der Spitze der Tiguriner stand noch jener Diviko, jetzt im grauen Alter, der als Jüngling den Consul Cassius am Lemn-See geschlagen und die Legionen unter das Joch gebracht hatte.

(Krieg mit Cäsar.) Ganz Gallien erwartete in Furcht und unruhigem Stillschweigen die androhende Unternehmung; Cäsar aber befand sich zu Genf im Lande der Allobroger. Da erschienen vor ihm zwei Gesandte der Helvezier, und baten für ihr Volk um freien Zug

durch das römische Gebiet, welches sie nicht beschädigen würden, in den Paß, der nach Gallien führte. Cäsar verlangte zwei Tage Bedenkzeit. Während derselben ließ er am südlichen Ufer der Rhone von seinen Soldaten eine sechzehn Fuß hohe Mauer aufführen, um den Paß durch den Jura zu schließen, und gab, als die Zeit um war, die Antwort: „nach der Weise des römischen Volks könne er ihnen den Durchzug nicht erlauben; Gewalt werde er mit Gewalt vertreiben.“

Darauf zogen die Helvezier mit Vorschub der Sequaner durch die Klausen, einen andern Paß des Jura, der jetzt so eng ist, daß kaum ein Wagen um den andern durchzufahren vermag; der Weg läuft viele Stunden lang zwischen hohen Bergen am Rande steiler Abgründe und vieler tiefen Thäler; unten rauscht die Rhone. So gelangten sie an den Ararstrom, der jetzt Saone heißt. Ueber dieses stille Gewässer zogen sie auf Rähnen und Flößen, die sie erst bereiten mußten, in zwanzig Tagen; die Tiguriner, die den Uebergang deckten, blieben zurück. Da erschien Cäsar mit drei Legionen und vielen gallischen Bundesvölkern, die er eilends versammelt hatte, hörte die Klagen der Heduer über die Bedrückungen und Plünderungen, so sie von den Helveziern erleiden mußten, und stellte sich, als ob er nur für Galliens Ruhe gegen die Helvezier streite. In der Nacht überfiel Labienus, den er von Genf aus an sich gezogen, die Tiguriner und schlug sie. Darauf wurden die Legionen über den Fluß geführt.

Des Verlustes erschrocken die Helvezier nicht, aber sie bewunderten, wie Cäsar an einem

\*) 58 vor Chr.

Lage über den Fluß gekommen. Hierauf sandten sie den Diviko zu ihm. Dieser sprach zu Cäsar: „Wenn das römische Volk mit den Helveziern Frieden zu halten gesonnen sey, so wollten sie den Zug dahin richten, wohin Cäsar es wünsche; solle der Krieg fort dauern, so möchten die Römer voriger Zeiten gedenken. Daß sie einen einzelnen Gau unversehens überfallen, während die übrigen nicht helfen gekonnt, sey eine so große Heldenthat nicht; die Helvezier hätten von ihren Vorfahren gelernt, mehr auf Tapferkeit als auf Hinterlist zu trauen. Er möge zusehn, daß der Ort, wo er stehe, nicht durch den Untergang eines römischen Heers einen Namen erhalte.“ Cäsar antwortete: „Wohl kenne er den Unfall, der vormals den Römern ohne ihr Verschulden widerfahren: wären sie eines Unrechts gegen die Helvezier sich bewußt gewesen, hätten sie sich leicht hüten mögen; aber Zuversicht habe die Arglosen der Hinterlist in die Arme geführt. Wolle er nun auch dieser alten Beleidigung vergessen, was solle er zu der neuen Ungebühr sagen, daß sie die Provinz bedroht und wider seinen Willen die Länder römischer Bundesgenossen heimgesucht hätten? daß sie jetzt frech ihres vormaligen Sieges und der langen Straßlosigkeit sich rühmten? Aber wen die Götter für Frevel züchtigen wollten, dem gestatteten sie langes Glück, damit das Unglück ihm desto empfindlicher falle. Doch wolle er ihnen Frieden geben, wenn sie den Heduern und Allobrogern für den verursachten Schaden Ersatz leisteten, ihm aber Geiseln der Treue stellten.“ Diviko sagte: „die Helvezier wären gewohnt, wie den Römern wohl bekannt sey, Geiseln zu empfangen, nicht zu stellen,“ und ging hinweg.

Das Helvetische Lager brach auf. Cäsar folgte mit dem ganzen Heer, und sandte die Reiterei, viertausend Mann stark, voran, den Weg des Feindes zu erforschen. Da wandten sich an einer günstigen Stelle plötzlich fünfhundert Helvezische Reiter, und trieben die Römer zurück. Den Anfang der Flucht machte Dumnorich, Führer des Hülfsvolks, das die Heduern den Römern gesendet. Dieser Mann, der den Fortschritt der römischen Herrschaft fürchtete und haßte, weil er Gallien frei erhalten, oder, wie Cäsar gern glaubte, selbst beherrschen wollte, ward angeklagt, er hindere die Anstalten, welche die Heduern zur Versorgung des römischen Heers getroffen. Der Ankläger hieß Liscus, und war eine Obrigkeit bei den Heduern. Dieser erzählte dem Cäsar: „Dumnorich hege große Entwürfe und besitze durch seine Freigebigkeit die Zuneigung des Volks. Da er seit vielen Jahren alle Bölle und Auflagen bei den Heduern gepachtet, (denn niemand wage gegen ihn zu bieten,) wachse sein Reichthum und Ansehen. Eine große Zahl wohlberittener Anhänger ernähre er, und auch bei andern Völkern sey er vermögend durch Verschwägerung. Eine Frau habe er sich von den Helveziern genommen, mit denen er es jetzt heimlich halte zum Verderben der Römer und ihrer Freunde. Daß die Sequaner die Klauen des Jura geöffnet, sey auch durch seine Vermittelung geschehen.“ Auf diese Rede bedachte sich Cäsar, ob er den Dumnorich verhaften und tödten lassen sollte. Da aber dessen Bruder Divitiakus neben dem Liscus die erste Obrigkeit der Heduern war, scheute er sich und zog es vor, die Zuneigung derer, die er noch brauchte, durch Gnade zu gewinnen. Es ward dieselbe zu

Gunsten des Divitiakus bewilligt, der Angeklagte aber bewacht.

(Schlacht bei Bibracte.) Vierzehn Tage lang zogen die Helvezier in schwerem langsamem Zuge vor den Römern her; sie sprengten mehr als einmal an das Lager ihrer Feinde. Als nun Cäsar des Mundvorraths wegen von ihnen ab rechts nach Bibracte, der Hauptstadt der Heduer, die heut Autun heißt, zog, wandten sie sich gegen ihn, ihn zu verfolgen oder ihm vorzukommen. Da sammelte er das Fußvolk auf einen Hügel und ordnete die Schlacht; indeß wurden die Feinde durch die Reiterei beschäftigt. Es wählte Cäsar den Standort in der Mitte eines Hügel; in das erste Treffen stellte er vier alte Legionen; höher zwei Treffen Neugeworbene und alle Hülfsvölker. In dieser Schlacht verließ er sich weder auf die Tapferkeit noch auf die Treue der Gallier, sondern stellte die geübteste römische Kriegskunst den Helveziern entgegen.

Diese aber hatten alles Gepäck in eine Wagenburg gebracht, und zogen nun in enger und fester Schlachtordnung heran, trieben die römischen Reiter zurück und standen am ersten Treffen. Cäsar ermahnte die Seinen mit kurzen Worten, befahl allen abzusetzen, und damit keine Hoffnung der Flucht sey, die Pferde wegzuführen. Er selbst sprang zuerst herab. Die Schlacht begann. Es warfen die Römer ihre sieben Schuh langen Speere, deren viele in der engen Linie des Feindes durch mehr als einen Schild fuhren und sich so fest klammerten, daß mehrere Getroffene die Schilder wegwerfen mußten. Als nun die Helvezier von den Römern gedrängt und mit kurzen Schwerdtern angefal-

len wurden, zogen sie sich tausend Schritt weit an einen Berg zurück und nahmen ihn ein. Die Römer folgten in Eil, aber die Bojer und Tulingier fielen ihnen in die entblößte Seite mit funfzehntausend Mann; zugleich stürmten die Helvezier vom Berge herab. Dem wuthvollen Stoß dieser Menge, welche kein Vaterland hatte als diese Wahlstatt, stellte Cäsar die beiden vordern Treffen entgegen; dem hintersten gebot er, durch eine schnelle Wendung, die Bojer zu empfangen. Lang und heftig wurde gekämpft; die Schlacht dauerte bis an den Abend, den ganzen Tag sahe kein Römer den Rücken des Feindes. Endlich wichen die Helvezier theils auf den Berg, theils zu ihrer Wagenburg zurück.

Ohne Aufschub rückte Cäsar an die letztern heran; hier mußte er, waren Weiber und Kinder, und in der Verwirrung der Widerstand schwer. Aber das Helvezische Volk, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, der gefallenen Gatten und Väter gedenkend, stritt bis mitten in die Nacht von der Wagenburg herab, und warf Geschoße durch die Räder; die meisten sind hier geblieben: denn nach langem Kampf brach die römische Macht herein. Viele tausend Mütter und unmündige Kinder, welchen das Unglück übermenschliche Kraft gab, eilten auf den Berg zu dem Heer. Da sind denn alle mit großem Wehklagen ausgebrochen, und die ganze Nacht hindurch und vier Tage und Nächte in größter Angst und Bestürzung durch viele Gallische Landschaften bis zu den Lingonen gezogen, da wo heut Langres in Champagne ist. Cäsar folgte nicht sogleich, weil er viele Verwundete hatte, schickte aber Boten an die Lingonen, sie sollten die Helvezier nicht aufnehmen, wenn sie

ihn nicht zum Feind haben wollten. Nach drei Tagen brach er mit dem ganzen Heer auf.

Da traten vor ihn Gesandte der Helvezier, und warfen sich zu seinen Füßen und baten weinend um Friede; er aber befahl, ihr Volk solle seine Ankunft erwarten. Als er zu ihnen kam, forderte er Geiseln; alle Knechte, die zu ihnen gelaufen, endlich ihre Waffen. Sie gehorchten und versprachen, alles einzuliefern; aber in der Nacht entwichen sechstausend Mann von dem Gau der Urbigener aus dem Lager gegen den Rheinstrom. Sie eilten dem Tode entgegen, den sie meiden wollten; denn die Gallier brachten sie zurück, und Cäsar befahl, sie zu tödten. Die übrigen alle erschienen in großer Furcht vor dem Ueberwinder: denn viele meinten, er habe sie entwaffnet, um sie zu erwürgen. Da sprach Cäsar: „Sie sollten alle in das Land zurück-

ziehen, woher sie gekommen, und ihre Städte und Flecken wieder aufbauen. Den Allobrogern werde er befehlen, sie mit Getreide wider den Hunger und zur ersten Ausfaat zu versorgen.“ Solche Güte aber übte er darum, weil er nicht wollte, daß das Land der Helvezier, wenn es von diesen nicht länger geschirmt sey, von den Deutschen eingenommen werde. So zogen die Helvezier heim, hundert und zehntausend Köpfe, deren dreihundert und acht und sechzig tausend ausgezogen waren. Die Pässe durch Genf und in den Jura verwahrte Cäsar durch die julische Rittercolonie, welche er zu Noviodunum an dem Lemmanischen See stiftete, die heut Nyon heißt: die Helvezier lebten unter eigenen Oborgkeiten als Freunde Roms. Den Bojern hatte Cäsar erlaubt, bei den Heduern zu bleiben, die ihnen Ländereien einräumten und sie zu Mitbürgern annahmen.

## Viertes Kapitel.

### Cäsars erste Kriege mit den Deutschen unter Heerbest \*).

Als Cäsar die Helvezier in ihre Gebürge zurückgetrieben hatte, kamen die Häupter fast aller gallischen Staaten zu ihm, und dankten ihm, daß er so große Gefahr von Gallien abgewendet. Hierauf aber erzählten sie ihm mit großer Bekümmerniß, wie ihr Land von einem andern gewaltigen Unheil heimgesucht sey, worüber sie sich kaum zu klagen getrauten. Es hätten nemlich seit vielen Jahren die Heduer mit den Se-

quanern um die Vorhand in Gallien gestritten, und lehtere sich verleiten lassen, Germanen in Sold zu nehmen. Von diesem Volke wären zuerst funfzehntausend über den Rhein gekommen; da es ihnen aber in dem schön angebauten und reichen Lande gefallen, hätte sich nach und nach ihre Anzahl bis auf hundert und zwanzigtausend vermehrt. In mehrern Schlachten überwunden, hätten die Heduer nach Verlust ihres

\*) 58 vor Chr.

meisten Adels ihren Gegnern nachgeben und Geiseln stellen müssen; aber den Sequanern sey der Sieg noch schlimmer als den Heduern die Niederlage bekommen; denn Heervest, der König der Germanen, habe sich mit den Seinen bei ihnen niedergelassen und den dritten Theil ihres Landes für sich genommen: jetzt wolle er auch das zweite Drittheil an vier und zwanzig tausend Haruder vertheilen, die seit einigen Monaten zu ihm gestoßen. In wenigen Jahren würden alle Germanen über den Rhein gekommen, und alle Eingebornen aus Gallien verjagt seyn; denn der Boden beider Länder sey nicht zu vergleichen. Heervest aber herrsche hochmüthig und grausam, seitdem er die Macht der Gallier bei Admagetobria geschlagen; er verlange die Söhne der Vornehmsten als Geiseln, und erlaube sich alle Arten von Unbill, wenn nicht jeder seiner Winke befriedigt werde. Es sey ein roher, jähzorniger und verwegener Mann, dessen Herrschaft sie schlechterdings nicht länger aushalten könnten: wolle ihnen Cäsar und das römische Volk nicht helfen, so müßten sie thun, was die Helvezier versucht, und auswandern, um ein anderes Vaterland fern von den Germanen zu finden. Erführe Heervest nur das, was sie hier gesprochen, so wären Martern und Tod ihr Lohn: Cäsar aber könne durch sein Ansehen, bei dem frischen Andenken des Siegs und dem großen Namen des römischen Volks es dahin bringen, daß keine Germanen mehr über den Rhein kämen, oder daß vielleicht ganz Gallien gegen den Heervest geschützt werde.

So sprach Divitiakus im Namen der Heduer, die Sequaner aber standen traurig von fern mit gesenktem Haupt, und schauten zur

Erde, ohne auf vielfaches Fragen ein Wort zur Antwort geben. Der Heduer mußte dies Stillschweigen erklären: Viel unglücklicher, sagte er, ist das Loos der Sequaner als das unser aller; sie wagen es nicht einmal im Verborgenen zu klagen, sondern zittern vor dem abwesenden Heervest, als wenn er gegenwärtig wäre. Wir übrigen können doch entsichn; die Sequaner aber haben den Feind in ihren Grenzen und Städten, und müssen sich alles gefallen lassen.

Cäsar richtete die Zagenden mit Trostworten auf, und versprach über die Mittel nachzudenken, wie ihnen geholfen werden möge. Es war aber mit den Germanen, über welche die Gallier Beschwerde führten, also beschaffen.

(Der Deutschen Abkunft.) Zur Zeit, als die südliche Hälfte Europas durch ein bis zur Verderbniß gebildetes Menschengeschlecht angebaut, und zum Garten der Erde verschönert vom Sonnenglanz der Geschichte beleuchtet wird, so daß wir durch ihre Bücher vertraut sind mit den Schicksalen und Thaten, der Lebensart und den Gesinnungen, der Herrlichkeit und Noth einer durch die Klust zweier Jahrtausende von uns geschiedenen Vergangenheit und beinahe einheimisch in ihren Fluren und Städten, die jetzt meist verfallen sind, zu dieser Zeit lag die nördliche Welt jenseits der großen Bergkette, die unsern Erdtheil vom Kaukasus an bis zu den Pyrenäen durchschneidet, mit den Gesilden, die jetzt die unsrigen sind, mit den Bewohnern, die wir für unsere Väter halten, kaum im ersten Dämmerlichte. Durch den ungeheuren Wald, wo vielleicht Jahrtausende nach der Schöpfung noch keines Menschen Stimme, noch keiner Art Schlag,

nur das Gefrächze des wilden Gewdgels, nur das Brüllen der Heldenthierc erschollen war, die nun vor den Menschen geflohen sind, hat sich in Zeiten, deren Bestimmung jezt unmöglich ist, die Bevölkerung Europas aus dem mütterlichen Schooße Asiens von Osten gegen Westen gedrängt, vielleicht ehe dort die großen Reiche mit der Knechtschaft aufkamen, oder weil viel freie Männer dieser entfliehen wollten. Diese Straße sind zuerst die Celtiberier und Galen gezogen, bis sie die Westländer erreichten, die von ihnen benannt und urbar gemacht worden. Aber aufgelöst in innerer Verderbniß, dann durch das Schwerdt der Römer bezwungen, ist das uralte Geschlecht der Celten, die erste europäische Welt, untergegangen, ohne etwas mehr als dumpfe Nachklänge ihres düstern Daseyns zu hinterlassen. Hinter den Galen, von denen mehrere Stämme am Rhein, an der Donau, sogar an der Weichsel zurückgeblieben, zum Theil vielleicht in Folge der bürgerlichen Zerrüttungen Galliens erst zurückgewandert waren, treten an der Grenze die deutschen oder germanischen Völkerstämme hervor, gemeinsamer Abkunft und Sprache, aber unerforschter Urgeschichte. Das ferne Land der Heimath im Osten war schon vergessen, als von den Ausländern darnach gefragt wurde, oder es ward den Fragenden nicht genannt; doch hat sich das Gedächtniß der alten Pieder erhalten, in welchen Mann, (der erste Mensch) der Sohn Thuisios oder Theuts, (des Urhebers der Dinge, dessen Name von Thaut, Theos, Zeus und Deus

nur durch breitere oder sanftere, härtere oder weichere Aussprache verschieden ist) und der mütterlichen Hertha oder Erde, als Stammvater des Volks gepriesen wurde \*). Vieles in deutscher Sprache, Sinnesart und Verfassung ähnelt mit den Persern, als dieselben noch ein freies und unschuldiges Bergvolk gewesen: man denke an den Gottesdienst ohne Tempel und Bildsäulen, an die heiligen weissagenden Pferde im Götterhaine, an die Berathschlagungen bei Tafel und Gelag; auch führt der Grieche Herodot unter den Stämmen der Perser die Germanier namentlich an; aber nur die Einbildungskraft, nicht die Geschichte, begleitet den langen Zug, der das Volk aus dem fernen Morgenlande über Europas nordöstlichen Rücken bis über die Ufer des Rheins und der Donau geführt haben mag. Wer weiß die Mähr der Abenteuer, wodurch die Stämme der Menschen sich zerstreut und ausgebreitet haben? Aber noch ist der gemeinsame Ursprung erkennbar, und durch die Wurzel- und Stammlaute ihrer Sprachen werden Perser und Armenier, Celten und Griechen, Deutsche und Slaven, wo nicht als Brüder doch als Verwandte, die demselben Urvolk entsprossen, bezeichnet.

Erst beim Zusammentreffen mit den Römern tritt das deutsche oder teutsche, das heißt, das ursprüngliche Volk in die Geschichte: wir haben gesehen, wie zwei große Stämme desselben, die Cimbern und Teutonen, die römische Macht furchtbar aufgeschreckt hatten. Frühere Kämpfe

\*) Indes wollen wir nicht übergehen, daß andere (den berühmten Avelung an der Spitze) in dem uralten Worte Thiod, welches eine Gefreundschaft bedeuten soll, den Ursprung des Namens der Deutschen glücklicher gefunden zu haben glauben. In der That heißt im Hebräischen Dod ein Freund und Verwandter, und im Oberdeutschen Gebiebt das Geschlecht, Dot aber ein Pathe.

der Deutschen mit gallischen Wanderungshorden haben sich in der von Cäsar aufbewahrten Sage erhalten, es sey eine Zeit gewesen, wo die Gallier die Deutschen an kriegerischer Tapferkeit übertroffen und im herkynischen Walde gallische Staaten gegründet hätten, eine Sage, die wahrscheinlich mit der von Livius erwähnten großen gallischen Wanderung zusammen fällt, bei welcher (591 Jahre vor christlicher Zeitrechnung) die überzählige Jugend des Landes unter Anführung zweier Fürstensöhne, Belloves und Sigoves, theils über die Alpen nach Italien, theils über den Rhein in den herkynischen Wald zog. Die deutschen Völker müssen damals noch nicht stark genug gegen Westen vorgerückt gewesen seyn, um dem Zurückströmen der gallischen Uebersiedler zu widerstehen. Noch waren keine Grenzen der Reiche gesondert, und über die ewigen von der Natur gegründeten Bollwerke liefen die Völker in einander, wie vielmehr über Bäche und Flüsse! Eben so deutet eine andere, zu Cäsars Zeiten noch vorhandene Erinnerung, daß nemlich die deutschen Bewohner des im Westen des Rheins gegen den nördlichen Ocean sich senkenden Niederlands, die Belgen, aus Osten gekommen, sich Germanier genannt, und die ursprünglich gallischen Bewohner unterjocht oder vertrieben hätten, auf eine vorgegeschichtliche Begebenheit hin, deren bestimmte Kunde gänzlich verloren gegangen ist.

Dagegen erblicken wir beim ersten Lichtstrahl, welchen die Geschichte auf die überalpische Nordwelt wirft, längst dem westlichen Ufer des ganzen Rheinstroms, von wo derselbe bei dem heutigen Basel gegen Norden sich dreht bis zu seinen Mündungen, im Lande, das durch den Jura und Vogesus begrenzt wird und als Abba-

chung des Ardennengebürgs zur brittischen Meerenge sich hinabsenkt, den Boden von deutschen Völkern gebaut, deren Ankunft die Geschichte so wenig als die Ankunft der Gallier meldet, welche hinter dem Jura und den Vogesen seit undenklichen Zeiten ihren Druiden gehorchten. Zwischen diesen Gebürgen, welche die Natur als Bollwerke des Landes Gallien aufgethürmt hat, und dem obern Rheinstrom, hießen die deutschen Stämme Tribokker oder Dreibündner, Remeter und Bangionen, weiter unter Trevirer, die zu den Belgen gerechnet wurden; auf den Inseln der Rheinmündungen aber Bataver. Jedes Volk hat ein Recht, da zu wohnen, wo die Geschichte es findet: diese aber kennt keine ältern Bewohner der westlichen Rheinlande als Deutsche, welche den Acker bauten, aber sehr kriegerisch und den Galliern fürchterlich waren.

Nun aber geschah es seit der Cimbrischen Wanderung immer häufiger, daß aus dem innern noch unbekanntem Lande sehr streitbare Völker hervortraten, denen im Norden der Raum zu eng geworden war, und die sich bessere Wohnsitze aussuchen wollten: das Beispiel der Cimbern und der Helvezier läßt leichtlich erachten, wie es mit solchen Wanderungen zuging. Dergleichen erst ganz kriegerische Horden wurden, wie die Rheinbewohner und die Belgen, zu friedlichen Amdauern, wenn sie ein Land gefunden hatten, in welchem sie bleiben mochten.

Solcher deutschen Kriegsvölker hatten sich viele am rechten Ufer des Ober-Rheins gesammelt. Ihren Stammgenossen auf der linken Seite mochten sie so wenig anhaben, als einst die Teutonen den Belgen; auch bei den Helveziern fanden sie mannhaften Widerstand. Da

erging an einen der Kriegsfürsten, den Heer-  
 ober Ariovist, die gemeldete Einladung der Se-  
 quaner, nach Gallien zu kommen und ihnen ge-  
 gen die Heduer zu helfen. Dies geschah vier-  
 zeh'n Jahr vor Cäsar, \*) wie es scheint, mit  
 Begünstigung, vielleicht gar nach Aufforderung  
 der Römer, welche es damals gern sahen, daß  
 die Völker Galliens sich schwächten: wenigstens  
 wird in der Folge erzählt, die Römer hätten nach-  
 mals den Heer-vest ihren Freund genannt und  
 ihm den Königstitel gegeben. Das thaten sie  
 aber mit solchen, die für sie streiten sollten. Heer-  
 vest nun handelte, wie oben gemeldet worden ist:  
 er schlug die Heduer, nahm nach Sitte der Ero-  
 berer den besten Theil des Landes derer, die ihn  
 gerufen, und vertheilte es unter sein Heer, das  
 auf 120000 Köpfe angelaufen war. Hier nun ge-  
 schah es, daß der Name Germanen oder Kriegs-  
 männer (Wehr, War, Guerra, Guerre ist die  
 verschiedene Aussprache desselben Wortes) wel-  
 chen die Deutschen in ihrer Sprache als Stan-  
 desbezeichnung sich beilegten, von den erschrocke-  
 nen Galliern als Name des gesammten Volks  
 gebraucht wurde. Da dieses Wort in der römi-  
 schen Sprache so viel als Brüder bedeutet, so  
 war dasselbe in der Folge den griechischen Ge-  
 schichtforschern sehr willkommen, welche für die  
 gemeinschaftliche Abstammung aller nördlichen  
 Völker, besonders der Galen und der Deutschen,  
 Beweise aufsuchten. Diese letztern, meint Stra-

bo, sind Brüder der ersten genannt worden \*\*).  
 In seiner wahren Bedeutung war der Name für  
 die Kriegsstaaen passend, die aus dem innern  
 Lande heranziehend an der gallischen und weiter-  
 hin an der römischen Grenze sich bildeten; aber  
 auch die alten deutschen Bewohner des Rheinlan-  
 des wurden Germanen, weil ihre kriegerische  
 Mannschaft sich theilweise an die Schaaren Heer-  
 vests angeschlossen.

So standen die Sachen, als Cäsar die Klä-  
 gen der Gallier in Berathung nahm. Da er  
 selbst in ihrem Lande herrschen wollte, konnte  
 er keinen Fremden dulden; überdies erwog er,  
 wie leicht man von Gallien aus Italien über-  
 ziehen könne. Darum ließ er den Feldherrn der  
 Germanen zu einer Unterredung einladen. Die-  
 ser aber weigerte sich: „Wenn er Cäsars be-  
 dürfte, würde er zu ihm kommen; drum möge  
 auch Cäsar zum Heer-vest kommen. Uebrigens  
 getraue er sich nicht, ohne Heer die römische Pro-  
 vinz zu betreten, und das mache Umstände. Er  
 wundere sich aber, was er in seinem Gallien mit  
 Cäsar und dem römischen Volke zu besprechen  
 haben könne.“ Hierauf entbot ihm Cäsar mit  
 Vorwürfen und Drohungen, kein Kriegsvolk  
 weiter über den Rhein zu führen, die Bundesge-  
 nossen des römischen Volks nicht ferner zu beun-  
 ruhigen und den Heduern ihre Geiseln zurückzu-  
 geben. Ob er vergessen habe, was er den Römern

\*) 72 vor Chr. \*\*) Diejenigen aber, welche die Ableitung von Thiod für die richtige hatten, sind der  
 Meinung, der Name Germanen sey die Uebersetzung des Namens Deutsche, welches selber Brüder  
 oder Gefreundte bedeute. Zuverlässig scheint es, daß die Niederdeutschen sich von Alters her  
 Deutsche, nicht Germanen, die Oberdeutschen aber entweder nach dem Namen ihrer Stämme, oder  
 auch Germanen genannt haben: die Engländer, die im fünften Jahrhundert diese Namen aus Deutsch-  
 land nach ihrer Insel hinübergenommen, nennen die Nierländer Deutsche, das eigentliche Deutsch-  
 land aber Germany. Auch unterscheidet der Verfasser eines Gedichts auf Karl den Großen bei Schil-  
 ter noch Alemannen und Deufen.

schuldig sey, die ihn König und Freund genannt? Ob er nicht wisse, daß niemand ihre Bundesgenossen ungestraft unterdrücke? Heervest erwiederte: „Nach dem Rechte des Krieges möchten die Sieger den Besiegten, wie sie wollten, befehlen; auch das römische Volk behandle alle, die es bezwungen, nach eigener Willkühr. Er, der den Römern nichts vorschreibe, könne es auch von ihnen nicht leiden. Die Heduer habe er überwunden; daß Cäsar durch seine Anwesenheit ihm die Hölle verderbe, sey unrecht; wolle er sie noch aufheben, keine Steuern zu bezahlen, so würden sie erfahren, was der Brudernamen des römischen Volks ihnen hülfte. Cäsar selbst möge bedenken, daß noch keiner ohne zu verderben, mit ihm gestritten. Lüste es ihn dennoch, so möge er zur Schlacht kommen; er werde erfahren, was die unüberwindlichen Kriegsmänner vermöchten, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen.“ — Zugleich ward dem Cäsar angesagt, daß am ganzen Rheinstrom sich wandernde Krieger sammelten und in Gallien einzubrechen drohten; Heervest aber sey auf dem Marsche gegen Besontio, die reiche und wohl versehene Hauptstadt der Sequaner, welche heut Bisanz oder Besançon heißt.

Als bald kam ihm Cäsar zuvor und besetzte die Stadt: eine Schlacht mußte entscheiden, ob Gallien römisch oder germanisch seyn sollte. Aber den Römern entfiel der Muth bei den fürchterlichen Beschreibungen, welche die Gallier von der Riesengröße, Stärke und Grausamkeit der schrecklichen Feinde machten, deren Blick sie selbst nach längerem Umgange nicht auszuhalten vermöchten. Besonders zagten diejenigen Römer, die sich ihrer politischen Verbindungen wegen bei Cäsar

aufhielten; mehrere fanden Vorwände, unter welchen sie das Lager verlassen konnten; andere, von Scham oder Pflicht gefesselt, verschlossen sich in die Gezelte und beweinten ihr bevorstehendes Schicksal; im ganzen Lager wurden Testamente gesiegelt. Dadurch wurden auch die kriegserfahrenen Soldaten allmählig scheu, denn Furcht ist ansteckend wie Muth; und mehrere Befehlshaber berichteten, man würde dem Befehl zum Ausbruch nicht Folge leisten. Da rief Cäsar die Legionen zusammen, und sprach zu ihnen mit gewohnter Kraft, erst von der Nothwendigkeit, den ungerechten Angriff abzuwehren; dann von dem Siege, den ihre Väter über die nehmlichen Feinde, die Cimbern und Teutonen, ersochten, und wie jene Helvezier, die so eben vom Römerschwert besiegt worden, die Germanen so oft auf deren eiguem Boden geschlagen; daß die Gallier den Germanen unterlegen, werde doch die Römer nicht schrecken. Bisher wären nur unglücklichen oder habfüchtigen Feldherrn ihre Heere ungehorsam gewesen; seine Redlichkeit aber sey durch sein ganzes Leben, sein Glück durch die letzten Begebenheiten erprobt. Wollten indeß die übrigen schmachvoll zurückbleiben, so werde er mit der zehnten Legion allein (dieser vertraute er am meisten) gegen den Feind ziehen. Dies wirkte so, daß die Gemüther auf einmal wie verwandelt waren; denn die Macht der Beredsamkeit ist groß auf alle Menschen. Die geschmeichelte Legion dankte dem Feldherrn besonders durch ihre Obersten für die ehrenvolle Erwähnung, und erklärte sich zu jedwedem Unternehmen bereit; die übrigen ließen ihm vorstellen, sie dächten nicht schlechter. Also ging Cäsar gegen den Feind, auf einem Umwege von zehn Meilen,

um Berge und Wälder zu vermeiden. Das Getreide im Felde war reif, und außerdem ließ Divitiatus, der Heduer, die nöthigen Lebensmittel nachführen.

Am siebenten Tage ward gemeldet, man sey dem Lager der Deutschen nahe; zugleich langte eine Gesandtschaft vom Heervest an, durch welche er die früher versagte Unterredung selbst antrug. Man verglich sich, dieselbe auf einem Hügel, der mitten in der Ebene zwischen beiden Heeren lag, zu halten, und von jeder Seite nicht mehr als zehn Mann mitzunehmen, in einer Entfernung von 200 Schritt aber eine Anzahl Reiter aufzustellen. Cäsar, der den Galliern nicht traute, ließ sie absitzen und seine zehnte Legion ihre Pferde besteigen. Die beiden Feldherrn nebst ihrem Gefolge erschienen gleichfalls zu Pferde. Nach einigen Vorwürfen über die vorher abgeschlagene Zusammenkunft wiederholte der Römer seine Forderungen, Heervest seine Weigerungen. Jener entwickelte in künstlichen Worten, wie die Römer ihre Bundesgenossen und die Freiheit Galliens schützen müßten; dieser kam immer darauf zurück, er habe in seinem Gallien eben so viel Recht als die Römer in dem ihrigen. Ein zwieträchtiges und wehrloses Volk gehöre dem Ueberwinder. Als nun jener viel von Senat und Volk sprach, bemerkte Heervest, wie er gar wohl wisse, daß Cäsars Niederlage und Tod vielen Vornehmen und Edlen in Rom eine gar willkommene Botschaft seyn würde; er selbst sey angegangen worden; wolle aber Cäsar ihn den eroberten Theil von Gallien in Ruhe besitzen lassen, so möge er ohne Besorgniß über ihn seinen anderweitigen Unternehmungen nachgehen. Cäsar, der auf diesen Gegenstand sich

nicht einlassen wollte, brach ab, weil die Reiter-schaar Heervests verdächtige Bewegungen machte, und versagte sich einer zweiten Zusammenkunft, welche der feindliche Heerführer bald darauf antrug. Zwei Abgesandte, die er statt seiner schickte, wurden als Kundschafter in Ketten geworfen.

Indeß ermüdete Heervest die Römer durch Abschneidung der Zufuhr und tägliche kleine Reiterangriffe. In seinem Vortrabe waren unter sechstausend Reiter eben so viel Fußgänger gestellt, beide aus dem ganzen Heer ausgelesen; wurden die Reiter gedrängt, so zogen sie sich auf die Fußgänger zurück; diese traten vor, nahmen die Verwundeten auf und deckten den Rückzug. Selbst beim schnellsten Vor- oder Rückwärts wurden beide nicht getrennt, weil das Fußvolk gewöhnt war, an den Mähnen der Rosse sich haltend mit den Reitern zusammen zu bleiben. Cäsar, der in dieser Kriegsart die Germanen vorzüglich geübt sah, beschloß, sie zur regelmäßigen Feldschlacht zu zwingen, worin er ihnen überlegen zu seyn hoffte. Gefangene sagten aus, die Germanen dürften nach dem Ausspruch ihrer weissagenden Weiber vor dem Neumond keine Schlacht wagen.

Durch künstliche Bewegungen erreichte Cäsar seinen Zweck, und Heervest, um nicht eingeschlossen zu werden, führte die Seinen aus dem Lager. Er stellte sie nach der Ordnung ihrer Stämme in besondere Treffen: die Haruder, die Seduser und die Markmannen, als diejenigen, so ihm über den Rhein her gefolgt waren, dann die Jugend der überrheinischen Stämme, die Tribolker, Wangionen und Nemeter, alle zusammen aber Sueben, d. h. Deutsche von gleicher Abkunft. Hinter jedem Treffen wurden die

Wagen und Karren mit den Weibern und dem Gepäck aufgefahen, damit keine Hoffnung zur Flucht und desto mehr Ermunterung zum Siege vorhanden wäre.

Sobald nun römischer Seits das Zeichen zum Angriff erscholl, stürzten die Deutschen mit solcher Hestigkeit auf die Römer, daß diesen kein Raum zum Speerwurf verstattet wurde. Da kämpften sie im Handgemeng mit den Schwerdtern. Aber die Deutschen drängten sich plötzlich nach ihrer Gewohnheit in einen großen Keil, und bedeckten sich mit den Schildern, so daß mehrere Römer vergeblich auf diese Schilddächer sprangen und von oben herab kämpften. Schon wich der linke Flügel der Römer, als ihre Reiterei unter Crassus herbei eilte und das Treffen wieder herstellte. Die Deutschen flohen bis an den Rhein, über welchen nur wenige durch Schwimmen und auf Fahrzeugen entkamen. Unter den letztern war Heerverst, die übrigen wurden von der verfolgenden Reiterei niedergebauen. Auf dieser Flucht kamen zwei Frauen Heerversts ums Leben, eben so eine seiner Töchter, die andere wurde gefangen. Gene Abgesandten Cäsars,

die Heerverst als Kundschafter in Ketten geworfen, die Gallier Procillus und Mettius, wurden befreit. Dreimal war über sie das Loos geworfen worden, ob sie sogleich oder erst später dem Feuertode bestimmt werden sollten, und dreimal hatte das Loos für ihre Erhaltung entschieden.

Heerverst ist bald nach diesem Unfall gestorben, aber die rheinischen Völkerschaften, deren Jugend unter seinen Fahnen gefochten, finden sich fortbauend in ihren Wohnsitzen, und auch die drei andern, die Haruder, die Seduser und Markmannen, erscheinen bei spätern Begebenheiten wieder. Man sieht daraus, daß nicht immer ganze Stämme den kühnen Kriegerfolgten, die zu Ruhm und Beute aufforderten. Die übrigen Kriegshorden, die sich am rechten Ufer des Rheins versammelt hatten, um dem Heerverst zu Hülfe zu ziehen, kehrten auf die Nachricht von seinem Unglück ins innere Land zurück; die Ubier aber, deutsche Anbauer am rechten Ufer bereits mit gallischen Sitten vertraut, fielen über die Rückziehenden her, von denen sie vielfach bedrückt worden seyn mochten, und tödteten ihrer viele.

## Fünftes Kapitel.

### Cäsars Krieg mit den Belgen \*).

Nach dem Siege über den Heerverst verlegte Cäsar sein Heer zu den Sequanern in die Winterquartiere; er selbst ging über die Alpen, wie er nachher alle Jahre zu thun pflegte, um der Stadt Rom näher zu seyn. Viele der Gallier aber fanden bald, daß sie nur ein Joch gegen das

andere verkauft hätten, und sannan auf Mittel, auch der römischen Herrschaft los zu werden. In dieser Absicht wandten sie sich an die Belgen, und erinnerten diese, wie sie bei Zeiten dazu thun möchten, daß sie nicht, wenn ganz Gallien bezwungen wäre, Unterthanen der Römer werden müßten.

\*) 57 vor Chr.

Die Belgen wohnten zwischen dem Rhein, der Seine und der Marne, und waren theils gallische, theils deutsche Völker, welche von ihrem Lande einen gemeinsamen Namen führten: Belgien aber heißt Niederland. Die deutschen Belgen saßen vorzüglich zwischen der Mosel, Maas und Schelde in den Landschaften, die heut Namur, Hennegau, Lügelsburg, Limburg, Lüttich, Brabant und Flandern heißen. Ihr Gebürg, so sich an 2000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, nannten sie den harten Wald, woraus Ardennen Wald geworden ist. Ihre Aussprache klang, wie noch heut die ihrer Nachkommen, von der der oberdeutschen Stämme so verschieden, und führte so viel gallische Wörter, daß ein Ausländer wie Cäsar, sie wohl für halb gallisch halten mochte. Es waren aber die deutschen Belgen stolz darauf, Deutsche zu seyn, und rühmten sich ihrer Abkunft und ihres Kriegsmuths, auch daß sie die Teutonen, vor denen die Gallier sich gefürchtet, von sich abgewehrt hätten; die gallischen Belgen aber waren mächtig an Zahl.

Es rathschlagten nun mit einander die Bellovaken, die Sueffionen, die Nervier, die Atrebaten, die Ambianen, die Moriner, die Menapien, die Galeten, die Belocasser, die Veromanduer, die Aduatiker, die Condrusen, die Eburonen, die Cäreser und die Pāmaner, zugleich gallische und deutsche Stämme der Belgen, wie sie den Römern zuvorkämen, und berechneten, daß sie gegen zweimal hundert tausend Mann ins Feld stellen könnten. Zum Überan-

führer ihres Bundes ernannten sie den König der Sueffionen, Namens Galba, und beschloffen, Boten an die Deutschen am Rhein zu senden, daß sie sich mit ihnen verbänden.

Dieses Alles erfuhren ihre Nachbarn, die Remier, (in der Gegend des heutigen Rheims) die es mit den Römern hielten, und statteten fleißig an Cäsar Bericht ab. Darum warb dieser zu den vorigen sechs noch zwei neue Legionen, und zog mit Anfang des Sommers gegen die Belgen, welche damals schon Bibrax, die Hauptstadt der Remier, die heut Bièvre heißt und ein kleiner Ort ist, belagerten. Auf die Nachricht von seiner Annäherung hoben sie die Belagerung auf, Cäsar aber machte Halt an dem Flusse Aroana, der heut Aisne heißt, ohne sich auf eine Hauptschlacht einzulassen; denn er scheuete die Uebermacht seiner Gegner, und wußte, daß Mangel an Lebensmitteln sie bald nöthigen würde, sich zu trennen. Bei einem Uebergange über die Aisne, den die Belgen versuchten, wurden sie so blutig zurückgeschlagen, daß der ganze Fluß mit Leichen bedeckt ward. Hierzu hatte Cäsar die Heduer angestiftet, den Bellovaken ins Land zu fallen. Als die Verbündeten dies hörten, zogen sie in großer Eil jeder in seine Heimath, um den Ibrigen zu helfen. Als bald die Römer mit der Reiterei hinter her. So thöricht war das Beginnen der Belgen, daß Cäsar eine Kriegslust vermuthete, und seine Hauptmacht im Lager zurückhielt \*). Erst am folgenden Tage rückte er in das Land der Sueffionen: die Hauptstadt

\*) Damit aber solche Thörichtheit nicht ungläublich scheine, haben fünfzehn hundert Jahr nachher Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen gegen Kaiser Karl V. ähnliches wiederholt.

Soiffons, (damals Noviodunum) durch die Ankunft der Flüchtigen geschreckt, ergab sich; Cäsar nahm die Söhne des Königs Galba als Geiseln, und alle Waffen. Darauf führte er sein Heer weiter gegen die Bellovaken, die sich und ihre Habe in die Stadt Bratuspantium (die nicht mehr vorhanden ist,) geflüchtet hatten. Eine Meile von dieser Stadt begegnete dem Cäsar ein langer Zug von Greisen, welche mit Geberden und Worten für die Ihrigen um Gnade baten: als die Römer näher rückten und ihr Lager aufschlugen, sahen sie, wie auf den Mauern Weiber und Kinder die Arme emporhoben und sieheten. Da trat der Heduer Divitiatus vor, und bat für die Bedängsten: Cäsar aber sprach, er verzeihe den Empörern um der Heduer willen, und nahm sechshundert Geiseln nebst allen Waffen. Gleiches geschah darauf den Ambianern.

Anders thaten die tapfern Nervier, deutschen Bluts, die in dem Lande wohnten, welches heut Cambresis und Hennegau heißt. Als Cäsar ihren Grenzen sich näherte, erfuhr er: „das wären keine Weichlinge wie die andern, sondern kühne und kräftige Männer, zu denen keine Handelsleute mit Wein und andern Gegenständen der Ueppigkeit kommen dürften, weil sie dafür hielten, daß durch dergleichen der Muth erschlafft und die Tapferkeit geschwächt würde. Sie schmäheten auch auf die übrigen Belgen, daß sie sich dem römischen Volke ergeben und ihre väterliche Ehre weggeworfen hätten: sie ihres Theils würden weder Gesandte schicken noch Friedensbedingungen annehmen.“

An der Sambre, welche damals Sabis hieß, erwarteten die Nervier mit ihren Nachbarn, den Atrebatern und Beromanduern, die Ankunft der

Römer. Weiber und Kinder hatten sie an einen durch Moräste unzugänglichen Ort gebracht, sie selbst waren ihrer Gewohnheit nach mit Bäumen und Dornsträuchern versehen, deren sie sich bedienten, um überall in der größten Schnelligkeit Gebüsche und Hecken aufzuschlagen, hinter denen sie sich verstecken und schützen konnten. Die Gegend aber war bergig. Als nun Cäsar am Fluße angekommen war und das Lager abstecken ließ, die Reiterei aber mit den Schleuderern und Bogenschützen hinüber ging, um die Gegend zu reinigen, wurde dieselbe plötzlich von überlegener Macht zurückgetrieben, und zugleich das angefangene Lager von allen Seiten her angefallen. Es bedurfte Cäsars ganzer Geistesgegenwart und Schnelligkeit, um das Heer in Schlachtordnung zu rufen: die bei der Lagerarbeit überraschten Soldaten hatten nicht Zeit, ihre Helme und Schilder anzulegen, oder ihre Fahnen und Führer aufzusuchen, sondern stellten sich, wie der Ort und die Noth es gebot. Aber während auf der einen Seite den Atrebatern und Beromanduern widerstanden ward, erhoben sich die Nervier aus ihrem tragbaren Walde, und stürmten in zwei dicken Haufen gegen das Lager und gegen die Legionen, die zu dessen Deckung in einiger Entfernung aufgestellt waren. Da ergriffen viele Trofleute, die mit dem Gepäck sich noch außerhalb des Lagers befanden, mit großem Geschrei die Flucht; mit ihnen die Schleuderer und die Numidischen Reiter, die zur Flucht wie zur Verfolgung immer die ersten waren; die Reiterei der Trevirer aber, die sich als gallisches Hülfsvolk bei den Römern befand, wandte sich und jagte nach Hause, und verkündigte aller Orten, wie sie die Römer überwältigt, das Gepäck

genommen und das Lager bereits erstiegen gesehen habe. In dieser äußersten Gefahr riß Cäsar einem der hintern Soldaten das Schild vom Arm, (er selbst war ungerüstet herbeigeeilt,) sprang in die vorderste Reihe und focht wie ein gemeiner Krieger. Die Hauptleute rief er bei Namen, die übrigen ermahnte er durch Worte und Beispiel. So ward der Anfall gemäßiget, noch nicht zurückgeschlagen, als zwei Legionen unter Labienus, die zur Deckung des Gepäcks zurückgeblieben, aber durch die Begegnung der Flüchtlinge zur Eile ermuntert worden waren, auf den Anhöhen erschienen, den Römern zum Heil und zur Hülfe. Die Nervier aber, als sie ihre Augen aufhoben, ihr Lager genommen, ihren Rücken angefallen und alle bereits flüchtigen Römer wieder umgewandt sahen, stritten ohne Hoffnung des Siegs und der Rettung, jedoch ohne Gedanken der Ergebung, die hintern von den Leibern der vordern herab. Den letzten fehlten die Waffen: da sängen sie die römischen Wurfspeie auf und schossen sie auf ihre Feinde zurück. Solche tapfere Männer erlagen in so rechtmäßigem Vertheidigungskampfe, damit niemals Tugend und Gerechtigkeit nach dem Ausgange gemessen werde. Ihr Ueberwinder preiset die Größe ihrer Seelen.

Als nun alle Männer der Nervier gefallen waren, schickten die Greise, die sich mit den Weibern und Kindern zwischen Sümpfe und Teiche zurückgezogen hatten, Gesandte an den Cäsar, und ergaben ihr Volk. Nichts sprachen sie zu dem Sieger, als daß von sechshundert Senatoren noch drei, von sechzigtausend ihrer Waffenfähigen noch fünfhundert übrig wären. Cäsar aber hieß sie wohnen in ihren

Grenzen und Städten, nahm ihnen die Waffen nicht, und gebot den Nachbarn, sich aller Beleidigung gegen die zu enthalten, die keine Vertheidiger hätten.

Die Aduatiker aber waren schon auf gewesen, den Nerviern mit allem Volk zu Hülfe zu ziehen. Als sie nun das Unglück vernahmen, kehrten sie um, verließen alle ihre Städte und Schloßer, und trugen ihre Habe in einen festen Ort, der für das heutige Namur gehalten wird. Diese Feste lag zwischen hohen unersteiglichen Felswänden; den einzigen Zugang, der nicht breiter als zweihundert Fuß war, hatten sie mit einer doppelten Mauer umgeben, und diese mit gewaltigen Steinen und spizigen Balken belegt. Es stammten die Aduatiker ab von den Cimbern und Teutonen, die in Gallien auf ihrem Zuge gegen die Provinz einen Theil des Gepäcks über den Rhein zurückgeschickt und sechstausend Mann zur Begleitung dazu gegeben hatten. Die letztern waren nachmals viele Jahre lang kriegerisch herumgezogen, und hatten endlich durch ein Uebereinkommen der Völker des Landes ihre gegenwärtigen Wohnsitze erhalten. Deren Nachkommen waren die Aduatiker.

Bei der ersten Annäherung der Römer fielen die in der Feste heraus und stritten hin und wieder, nachher hielten sie sich innen. Als sie nun die Belagerungsmaschinen aufstellen, und einen Damm mit einem Thurm sich erheben sahen, spotteten sie von den Mauern herab, daß solche Zwerge wie die Römer (denn die meisten Gallier und Germanen waren sehr langen Leibs) mit so hohen Dingen sich befaßten. Aber bald erhoben sich die Maschinen und rollten an die Mauern heran. Der Thurm war voll Gewaff-

neten, eine Brücke sollte herüber geworfen werden, und der Sturmbock stieß mit seinem furchtbaren Horn, daß das Gemäuer in allen Fugen erbehte. Da erschrocken die Belagerten und schickten Gesandte an Cäsar. Diese sprachen: „Wir glauben, daß die Römer, die solche Thürme so schnell zu bewegen verstehen, nicht ohne Hülfe der Götter Krieg führen: darum übergeben wir uns und das Unsere ihrer Macht. Um eins nur bitten wir, daß uns Cäsar die Waffen lasse: denn alle unsere Nachbarn sind uns feind, und werden uns qualvoll tödten, wenn wir uns nicht zu wehren vermögen.“ Cäsar antwortete: „Es ist eigentlich Sitte des römischen Volks, keine Unterwerfung mehr anzunehmen, wenn der Sturmbock die Mauern gefaßt hat: doch will ich euch Gnade bewilligen, aber nur gegen Ueberlieferung der Waffen. Gegen die Nachbarn soll mein Befehl euch wie die Nervier schützen.“ Die in der Stadt versprochen zu thun, wie Cäsar geboten, und warfen so viele Waffen von der Mauer herab, daß der Graben ganz voll wurde. Dann öffneten sie die Thore, und die Römer gingen den Tag über aus und ein. Gegen Abend nun zog Cäsar die Seinigen ins Lager, um die Mißhandlung der Besiegten zu verhüten. Diese aber hatten schon

vorher gerathschlagt, wie sie die Römer, wenn diese sicher gemacht seyn würden, überfallen wollten, und zu diesem Ende ein Drittheil ihrer Waffen versteckt. Um die dritte Nachtwache fielen sie aus und dachten die Römer zu überraschen, fanden sie aber gerüstet und wurden nach heißem Kampfe, worinn 4000 Mann von ihnen gefallen, in die Stadt zurückgeworfen. Am andern Morgen ließ Cäsar die Thore erbreehen: Niemand vertheidigte, Niemand öffnete sie. Die Stadt mit aller Habe und allen Menschen ward an den Meistbietenden verkauft; die Zahl der Köpfe war drei und funfzigtausend. Also erzählt Cäsar diese Geschichte.

Zur selben Zeit bezwang sein Legat Crassus viele Völker an der See Küste, deren Namen nachmals ganz verschollen sind. Ganz Gallien war ruhig und fürchtete sich vor Cäsar; sogar einige Völker, die auf der andern Seite des Rheins wohnten, schickten Boten, und ließen ihm ihre Freundschaft antragen. Er aber eilte nach Illirien, nachdem er sein Heer zu den Caruntern, Anden und Taronen in die Winterquartiere gelegt hatte. Zu Rom wurden den Göttern feierliche Dankgebete funfzehn Tage hindurch dargebracht.

## Sechstes Kapitel.

## Cäsars fernere Kriege mit den Deutschen \*).

Von nun an verschworen sich fast alle Jahre mehrere gallische Völkerschaften gegen den Unterdrücker ihrer Freiheit, bis sie nach Verlauf von acht Jahren alle bezwungen waren. Je mehr deren zusammen traten, desto leichter wurde es ihm, viele an einem Tage zu schlagen, die er sonst in verschiedenen Ländern hätte aufsuchen müssen.

Als eine dergleichen Verschwörung im ersten Jahr nach dem belgischen Kriege zertreten worden war und Cäsar das Heer eben in die Quartiere gelegt hatte, ward ihm angesagt, es wären zwei deutsche Völkerschaften, die Usipeten \*\*) und Tenchter, in großer Zahl über den Rhein gekommen und hätten sich des Landes der Menapier, welches das heutige Cleve und Geldern war, bemächtigt. Da nun Cäsar die Abneigung der Gallier gegen die römische Herrschaft kannte, und wußte, wie hoch sie auf die Stärke der Deutschen vertrauten und wie leicht sie sich in neue Unternehmungen einließen, eilte er, um Abfall zu verhüten, im folgenden Jahr früher als sonst zum Heere zurück. Hier erfuhr er, daß die Deutschen, heimlich eingeladen von den Galliern, bereits weiter vorgerückt wären. Er

stellte sich aber, als ob er nichts wisse, bot die Keiterei der Gallier auf, redete freundlich zu ihren Fürsten und zog gegen die Deutschen. Unter Wegs begegneten ihm Boten derselben, welche zu ihm sprachen: „Ihr Volk wolle nicht Krieg mit den Römern, wiewohl es gegen deren Angriff sich vertheidigen werde. Die Deutschen hätten von ihren Vorfahren gelernt, den Krieg durch Waffen, nicht durch Bitten abzuwehren. Doch geständen sie dieses, daß sie wider ihren Willen, aus ihrem Lande durch die Macht der Sweben vertrieben, hieher gekommen wären. Sie wollten Freunde seyn des römischen Volks, wenn dasselbe ihnen Länder einräume, oder sie die eroberten behalten ließe. Den Sweben allein wären sie gewichen, denen nicht einmal die unsterblichen Götter widerstehen könnten. Uebrigens sey Niemand auf Erden, den sie sich nicht zu überwinden getrauten.“

Zu derselben Zeit befanden sich bei Cäsar Gesandte der Ubier, auch eines deutschen am Rhein bereits angebauten Volks, welches von den wandernden Kriegsvölkern oder den Sweben hart bedrängt wurde, und ihnen sehr feind

\*) 55 vor Chr. \*\*) Der sonderbar klingende Name Usipeten, der beim Cäsar beständig Usipetes, beim Tacitus halb Usipetos halb Usipii lautet, ist wahrscheinlich von dem Flusse Use in der Wetterau abzuleiten, und in Wisbaben und Wisbäder mit geringer Veränderung noch heut vorhanden. Außerdem findet er sich in Usingen, Usberg, Uselbach etc. Mehrere Völkerschaften haben ihre Namen von Flüssen entlehnt, z. B. die Sigambrer von der Siga, die Amisvarier von der Ems.

war. Darum antwortete Cäsar den Usipeten: „In Gallien werde er sie nicht dulden, denn es sey nicht billig, daß wer seine eignen Grenzen nicht schützen könne, fremdes Land einnehme; auch reiche der Acker für solche Menge nicht hin. Wenn sie aber wollten, möchten sie in die Grenzen der Ubier ziehen, und diese gegen die Sweben vertheidigen helfen.“

Die Gesandten wollten dies ihren Landsleuten berichten und versprachen, nach drei Tagen wieder zu kommen; zugleich baten sie, Cäsar möchte unterdeß mit dem Heer stille stehen und nicht weiter vorrücken. Dieser aber argwohnte, sie warteten auf ihre Reiterei, die sie über die Mosel geschickt hatten, und bewilligte es nicht, sondern näherte sich bis auf eine Meile Wegs. Da kamen am dritten Tage die vorigen Abgesandten ihm entgegen, und baten nochmals, nicht weiter vorzurücken, oder wenigstens der vorausgeschickten römischen Reiterei den Angriff verbieten zu lassen. Ihr Volk wolle nach Cäsars Verlangen zu den Ubiern senden und mit diesen handeln, wie ihnen geboten worden. Dazu aber mußten sie drei Tage Zeit haben.

Cäsar beharrte bei seinem vorigen Argwohn, daß alles Hinterlist und Trug sey, um Zeit zu gewinnen und ihn mit gesammelten Kräften anzufallen. Darum rückte er noch weiter vorwärts, schickte aber, wie er erzählt, den Befehlshabern der Reiterei Befehl zu, die Gegner nicht ungereimt anzugreifen. Die letztern waren so sicher und friedlich gesinnt, daß viele in das Lager kamen, um sich über den Gang ihrer Angelegenheit zu erkundigen.

Nun begab es sich unglücklicher Weise, daß es zwischen der vorausgeschickten römischen Reiterei und der deutschen zu Handeln kam. Cäsar behauptet, die letztere hätte jene unversehens überfallen: dem ist aber seine Angabe nicht günstig, daß der Römer fünftausend, der Deutschen nicht mehr als neuhundert waren. Von jenen wurden vier und siebenzig getödtet, unter ihnen ein vornehmer Aquitaner, Namens Piso, der den Römern mit vorzüglicher Treue ergeben war.

Auf die Nachricht von diesem Vorfall knirschte Cäsar vor Zorn und hielt sich nun für völlig berechtigt, seiner üblen Laune gegen das unglückliche Volk nachzugeben. Ohne darauf zu achten, daß gleich am folgenden Morgen in aller Frühe die Fürsten und Ältesten desselben zu ihm ins Lager kamen, um sich wegen deß gegen ihren Willen durch Mißverständnis vorgefallnen Treffens zu entschuldigen und die angefangenen Friedensunterhandlungen zum Schluß zu bringen, ließ er vielmehr diese Arglosen festnehmen, gegen die übrigen aber sein Heer mit der größten Schnelligkeit vorrücken. Ehe die Deutschen das Geringste merkten, waren die Römer am Lager: aus der vollsten Sicherheit des Friedens wurden sie durch die Gegenwart des Feindes aufgeschreckt; keine Heerführer, kein Rath, keine Möglichkeit der Schlachtordnung, kaum Zeit die Waffen oder die Flucht zu ergreifen. Ein fürchterliches Angstgeschrei erscholl, und ward von den Römern als Zeichen des widerstandlosen Angriffs gehört: sie drangen ins Lager. Aber hier fanden sie die Wenigen, die noch schnell genug die Waffen hatten ergreifen können, zwischen den Wagen und Karren zum verzweifeltsten Kampfe bereit:

die Weiber und Kinder sollten während desselben entfliehen. Cäsar schickte den letztern die Reiterei nach, und bald wurde das Geheul der Erwürgten von den fechtenden Gatten und Vätern vernommen. Da warfen sie alle Waffen von sich und stürzten den Ihrigen nach in wilder blutiger Flucht, bis wo die Maas mit dem Rhein sich vereinigt. Hier warfen sich die, so das Schwerdt nicht gefressen, in den Strom, und wurden ermattet von den Wellen verschlungen. Sechshundert und dreißigtausend giebt Cäsar die Zahl ihrer Köpfe an, von denen keiner entronnen; von den Römern aber sey keiner vermißt, nur einige verwundet worden. Die treulos Gefangenen, die nach der greuelvollen Niedermetzelung ihres Volks die Freiheit erhielten,

zu gehen wohin sie wollten, baten aus Furcht, den grausamen Galliern in die Hände zu fallen, um die Erlaubniß, vor der Hand im römischen Lager bleiben zu dürfen.

Solche Frevel hat die eigne Erzählung des Thäters verewigt. Als nun im Senat zu Rom, erzählt Plutarch nach Canusius, über ein Dankgebet gerathschlagt ward, gab jener Cato, der sein Leben der Vertheidigung des Rechts und der alten Grundsätze gegen den einreisenden Strom der Neuerungen geweiht hatte, seine Stimme dahin ab: „Man müsse den Cäsar den Barbaren ausliefern, um die Strafe des verletzten Völkerrechts von der Stadt Rom auf das Haupt des Frevels zu wälzen.“

## Siebentes Kapitel.

### Cäsars erster Zug in das innere Deutschland \*).

Jene Reiterei der Usipeten und Tenchter, die dem unglücklichen Verdachte Cäsars die erste Veranlassung gegeben hatte, war über den Rhein zu den Sigambren entkommen. Der römische Feldherr ließ den letztern befehlen, sie sollten ihm diejenigen ausliefern, die ihn und das Land Gallien feindlich angefallen, erhielt aber zur Antwort: „der Rhein begrenze die römische Herrschaft. Halte er es für unbillig, daß die Deutschen nach Gallien kämen, wie könne er jenseits des Rheins Gewalt und Herrschaft üben wollen?“ — Diese Antwort bewog ihn zu

dem Entschluß, über den Rhein zu gehen, um auf diesem nie betretenen Boden das Schrecken des römischen Namens zu verbreiten. Hierzu kamen die Bitten der Ubier, mit denen er jetzt förmliche Freundschaft geschlossen, ihnen Hülfe gegen die Sweben zu leisten. Nur zeigen sollte sich ein römisches Heer, dies werde für die Folgezeit Hoffnung und Hülfe genug seyn. So gewaltig sey durch Heerversts Niederlage und die letzten Schlachten der Name und der Ruhm des römischen Heers bis zu den äußersten Völkern Germaniens gedrungen, daß bloß durch

\*) 55 vor Chr.

diesen Einfluß die Ubier sicher seyn würden, wenn die Römer nur zeigten, daß der Rhein ihnen den Zugang nach Deutschland nicht sperre. Zugleich versprachen sie die nöthigen Schiffe zur Ueberfahrt.

Es schien indeß dem Cäsar weder sicher noch des römischen Volks würdig, auf Rähnen über den Fluß zu setzen: der stolze Strom sollte durch eine Brücke gebändigt werden, damit der Fuß der Legionen festen Schritts über ihn schritte. Der Bau dieser Brücke wurde in der Gegend von Andernach angefangen, und Cäsar beschreibt ihn mit der Vorliebe, womit oft gewaltige Menschen das Kleine behandeln: gegen steinbeladene Flöße und Baumstämme, wodurch die Cimbern die Brücke bei Verona zertrümmert hatten, wurden große Wasserböcke aufgesplantz. Binnen zehn Tagen war das Werk vollendet, und das Heer wurde übergeführt. Der Feldherr ließ an beiden Seiten der Brücke eine starke Besatzung und zog gegen das Land der Sigambrier. Diese aber hatten auf den Rath der Tenchter ihre Grenzen verlassen und sich und das Ihrige in die Wälder geflüchtet, deren Anblick den Römern so unheimlich vorkam, daß der Feldherr nach wenigen Tagen den Rückzug befahl. Vorher wurden alle Feldfrüchte abgehauen, und die leeren Weiler in Brand gesteckt. Die Ubrier erzählten, die Sweben hätten auf die Nachricht von dem Brückenbau großen Rath gehalten und darauf Boten nach allen Gegenden ausgesendet, daß die Bewohner aus den Ortschaften entwichen, und ihre Weiber, Kinder und Habe in die Wälder verbürgen, alle aber, welche die Waffen tragen könnten, an einen Platz sich versammelten. Dort, im Mittel-

punkt der Swebischen Lande, erwarteten sie die Ankunft der Römer; dort wollten sie streiten. Als dies Cäsar gehört hatte, achtete er den Zweck, wofür er gekommen, erreicht, indem er den Deutschen Furcht eingejagt, die Sigambrier bestraft und die Ubier entsezt habe. Darum kehrte er, nachdem er achtzehn Tage mit sich über die Waldschlacht gerathschlagt, über den Rhein zurück, und ließ die Brücke hinter sich abbrechen.

Von jenen Sweben aber, die er bekriegen gewollt, und nicht gesehen hatte, redet er bei dieser Gelegenheit nach den Berichten der Ubier also: „Sie sind das größte und kriegerischste aller deutschen Völker. Sie sollen hundert Gaue im Besitz haben, aus deren jedem sie jährlich tausend Bewaffnete außer Lands schicken, um Krieg zu führen. Die übrigen bleiben zu Hause und müssen sich und jene ernähren. Im folgenden Jahr wird gewechselt, und so weder der Ackerbau noch die Übung im Kriegswesen vernachlässigt. Abgesonderte und eigenthümliche Felder giebt es bei ihnen nicht; auch bleibt man nicht länger als ein Jahr der Bebauung wegen an einerlei Ort. Von Getreide leben sie überhaupt wenig, sondern meist von Milch, Vieh und Jagd. Diese Nahrungsmittel, die tägliche Übung und die Freiheit der Lebensweise, (indem sie aufwachsen ohne Geschäfte und Zucht, und nichts gegen ihren Willen thun,) nähren ihre Kräfte und lassen ihre Körper zu ungeheurer Größe empornachsen. Sie haben sich dergestalt gewöhnt, daß sie in den kältesten Gegenden keine andern Kleider tragen als Thierfelle, bei deren Kürze ein großer Theil des Körpers nackt bleibt, und nur in Flüssen sich baden.

Handelsleute lassen sie nur darum zu sich, um ihre im Kriege gemachte Beute zu verkaufen, nicht aber, weil sie irgend etwas bei sich wollten einführen lassen. Ja sogar des schönen Zugviehs, welches die Gallier mit so vielem Gelde bezahlen, begehren sie nicht, sondern begnügen sich mit demjenigen, welches bei ihnen schlecht und ungestalt erzeugt, durch tägliche Uebung aber stark und tüchtig gemacht wird. Im Reitergefecht springen sie oft von den Pferden und kämpfen zu Fuß; darum gewöhnen sie ihre Pferde, auf derselben Stelle stehen zu bleiben, um sich schnell, wenn die Noth es erfordert, auf sie zurück zu ziehen. Es scheint ihnen schimpflich und unmännlich, sich der Sättel zu bedienen, und sie getrauen sich daher, in kleiner Anzahl eine große Menge auf Sätteln sitzender Reiter anzugreifen. Wein lassen sie durchaus nicht bei sich einführen, weil sie meinen, daß durch den Genuß desselben die Menschen weibisch und entnerot werden. Sie halten es für das größte Lob, wenn weit um ihre Grenzen alle Felder unangebaut liegen, weil dies ein Beweis sey, daß viele Völker ihrer Macht nicht widerstehen können. Darum soll wirklich auf der einen Seite das Land sechs- mal hunderttausend Schritt (120 Meilen) hinter ihren Grenzen wüste liegen. Auf der andern Seite liegen die Ubier, ein für Deutschland

großer und blühender Staat, dessen Bewohner bereits gebildet und wegen der Nachbarschaft an Gallische Sitten gewöhnt sind, auch von vielen Handelsleuten besucht werden. Mit ihnen hatten die Sweben lange gekriegt, und obwohl sie wegen der Bedeutsamkeit und Stärke ihres Staats nicht aus ihrer Heimath verjagt worden, waren sie doch sehr geschwächt und den Sweben zinsbar geworden. Eben so war es den Usipeten und Tenctern gegangen, die mehrere Jahre lang den Sweben widerstanden, zuletzt aber doch ihrem Andrang nachgegeben hatten, und darauf drei Jahre in vielen Gegenden Deutschlands herumgezogen waren, ehe sie an den Rhein gekommen und die Menapier vertrieben.“

Es soll aber von den Sweben, oder den freien, unangesessenen Völkern des innern Landes, unten noch weiter gehandelt werden: der Name bezeichnet kein einzelnes Volk, wie Cäsar sichs denken mochte, sondern den ganzen aus Nordosten und von der See herabgezogenen deutschen Volksstamm, der noch keine bestimmten Wohnsitze gefunden hatte, während andere Deutsche am Rhein und im Nordwesten längst schon aufgehört hatten, Sweben zu seyn.

## A c h t e s   K a p i t e l .

## Cäsars zweiter Zug in das innere Deutschland \*).

In den folgenden Jahren zeigten sich fortwährend in Gallien Versuche zur Wiedergewinnung der Freiheit: aber die römische Uebermacht mäsigte die gährenden Gemüther. Als nun Cäsar von seiner zweiten Fahrt nach Britannien das Heer in schlechter Verfassung zurückgebracht, und Mißwachs in Gallien ihn genöthigt hatte, dasselbe zu theilen und wider seine Gewohnheit in verschiedene Provinzen zu verlegen, sahen die Gallier diesen Umstand als eine bequeme Gelegenheit an, ihrer Tyrannen los zu werden. An der Spitze dieser sogenannten Empörung standen die Eburonen, ein deutsch-belgisches Volk zwischen der Maas und dem Rhein, unter Anführung ihres Fürsten Emmerich, welchen die Römer Ambiorich genannt haben; die Trevirer, die Sennonen und mehrere andere Völker waren mit ihnen einverstanden; zugleich sollten überrheinische Deutsche über den Fluß kommen und sich mit den Galliern gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde vereinigen. In der That gelang es dem Emmerich, eine vereinzelte Legion nebst fünf Cohorten durch die Verlassung ihres verschanzten Lagers zu bereuen und unter Wegs größtentheils nieder zu hauen; die wenigen, die das Lager wieder erreichen konnten, fielen in der Nacht durch eigene Hand: aber der entscheidende Streich, den die Trevirer gegen den Cäsar ausführen sollten,

mißlang durch Uebereilung und Ungefüg. Ehe die Deutschen zu Hülfe kommen konnten, waren die Trevirer geschlagen und zerstreut.

Cäsar beschloß hierauf, zum zweitenmal über den Rhein zu gehen, um die Deutschen wegen ihrer Verbindung mit seinen Feinden zu strafen. Diesmal wurde die Brücke ein wenig oberhalb des vorigen Orts geschlagen, und binnen wenigen Tagen vollendet. Eine starke Besatzung blieb zurück, um einen plötzlichen Anfall der Trevirer zu verhüten; die übrigen Kriegsvölker und die Reiterei wurden hinübergeführt. Als bald stießen sie auf Gesandte der Ubier, welche ihr Volk zu rechtfertigen kamen. Nicht von ihnen, sondern von den Sweven sey den Galliern Hülfsvolk zugesendet worden; nicht möchten die Römer ihren Haß gegen die Deutschen auch auf sie ausdehnen, nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen strafen. Cäsar erkannte ihre Treue und ließ sich die Wege zeigen, die zu den Sweven führten. Er hatte aber seinen Marsch kaum einige Tage fortgesetzt, als er erfuhr, die Sweven hätten alle wehrhafte Mannschaft an einen Ort zusammengezogen, und außerdem von ihren Bundesgenossen viel Volk zu Fuß und zu Rosß aufgeboden. Durch diese Nachricht ward er auf andere Gedanken gebracht; er verlor die Lust, die Sweven weiter aufzusuchen, sondern bezog ein vortheilhaftes Lager, welches die Ubier mit nöthiger Zufuhr

\*) 53 vor Chr.

versehen mußten. Zugleich befahl er ihnen, alle ihre Vorräthe und Viehheerden vom Lande in die Städte zu führen, weil er meinte, die Deutschen durch Mangel zu einer Schlacht zu bewegen. Aber schon nach wenigen Tagen berichteten die ausgeschiedten Kundschafter: „die Sweben hätten sich mit all ihrem Heer nach ihren äußersten Grenzen zurückgezogen. Dort dehne sich in unermesslicher Weite der Bakensische Wald, und trenne wie eine natürliche Mauer die Sweben von den Cheruskern: in diesem wollten jene die Ankunft der Römer erwarten.“

Da ward Cäsar bange, denn er fürchtete, die Lebensmittel möchten nicht reichen; darum befahl er den Rückmarsch. Damit aber die Deutschen nicht glaubten, er sey für immer abgezogen, und den Galliern wiederum hülfen, ließ er einen Theil der Brücke über den Rhein, die er erbauet hatte, stehen, und besetzte dieselbe mit vielen Schanzen und einem Thurme von vier Stockwerk, und legte zwölf Cohorten zur Besatzung dazu.

Diesmal hatte Cäsar zu den vorigen Nachrichten von den Deutschen noch folgende gesammelt:

„Das Leben der Deutschen besteht in Krieg und Jagd; von Kindheit an werden sie durch Beschwerden gehärtet. Die am spätesten zur Männlichkeit reifen, werden unter den ihrigen sehr gelobt: dadurch, meinen sie, wird das Wachsthum gefördert, und Kräfte und Nerven gestärkt. Vor dem zwanzigsten Jahr mit einem Weibe zu schaffen gehabt zu haben, halten sie für sehr schimpflich. Dies läßt sich nicht verbergen, weil sie gemeinschaftlich in Flüssen sich baden, und ihre Felle oder kurzen

Pelze einen großen Theil des Körpers nackt lassen. Um den Ackerbau kümmern sie sich wenig; der größte Theil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Keiner hat ein bestimmtes Maas Acker und eigenthümliche Grenzen, sondern die Obergkeiten und Aeltesten vertheilen auf einzelne Jahre an Familien und freiwillige Vereine so viel Land als ihnen gefällt, und lassen sie das Jahr darauf anderwärts hinziehen. Dafür geben sie mancherlei Gründe an; z. B. sie sollen nicht in stetiger Lebensweise das Kriegsleben gegen den Ackerbau aufgeben; nicht weite Besitzungen zu erwerben suchen, wobei die Mächtigen gewöhnlich die Schwachen zu verdrängen pflegen; nicht zu sorgsam gegen Hitze und Kälte Häuser erbauen; frei bleiben von der Begierde nach Reichthümern und von der daraus entspringenden Partheisucht und Zwietracht. In Gleichmuth und Ruhe verharre das Volk, wenn jeder sehe, daß seine Habe mit der des Mächtigsten gleich werden könne. Diesen Völkerschaften gilt es für den größten Ruhm, um ihre Grenzen so weit als möglich Einöden zu haben: das sey ein Beweis ihrer Kraft, daß ringsum die Nachbarn zurückweichen und Niemand in ihrer Nähe sich anzusiedeln wage. Dies erspare ihnen zugleich die Besorgniß der plötzlichen Ueberfälle. Wenn eine Völkerschaft Krieg anfängt oder abwehrt, werden zur Führung desselben Obergkeiten erwählt, denen das Recht über Leben und Tod ertheilt wird. Im Frieden haben sie keine gemeinsame Obergkeit, sondern die Aeltesten und Angesehensten der Gaue sprechen Recht und schlichten die Streitigkeiten. Raubzüge außerhalb den Grenzen ihres Gebiets zu unternehmen halten sie für keine Schande,

sondern behaupten, dies sey nothwendig zur Uebung der Jugend und zur Abweh rung der Trägheit. Wenn in der Volksversammlung ein angesehener Mann sich zum Kriegsfürsten erklärt und zur Theilnahme einladet, so erheben sich diejenigen, welche die Unternehmung und den Anführer billigen und versprechen ihre Hülfe, die Versammlung aber giebt ihren Beifall. Halten sie nachher ihr Wort nicht, so werden sie für Treulose und Verräther geachtet und finden in keiner Sache mehr Glauben. Gäste zu beschädigen, halten sie für großes Unrecht; wer aus irgend einem Grunde in Frieden zu ihnen kömmt, wird gegen alle Beleidigung geschützt und als unverletzlich behandelt; jedes Haus steht ihm offen und überall wird ihm Unterhalt gereicht. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Gallier den Deutschen an Tapferkeit überlegen waren, angriffsweise Kriege gegen sie führten, und den Ueberfluß ihrer Bevölkerung als Kolonien über den Rhein schickten. Damals haben Volkische Tectosager (aus der Gegend von Tolosa) die furchtbarsten Gegenden am Herkynischen Walde, welchen die Griechen den Herkynischen nennen, in Besitz genommen \*). Dieses Volk wohnt noch jetzt in diesen Gegenden, genießt den Ruhm der Gerechtigkeit und des Kriegsmuths, lebt in derselben Armuth, Geduld und Entfagung wie die Deutschen, und hat mit ihnen Nahrung und Kleidung gemein: wogegen die Gallier die Nähe unserer Provinz und die Bekanntschaft mit überseeischen Gegenständen viele Bedürfnisse ge-

lehrt hat. So haben sie sich allmählig unterwerfen gelernt, und in vielen Schlachten besiegt wagen sie es heut nicht mehr, sich den Deutschen an Tapferkeit gleich zu stellen.

Die Breite des Herkynischen Waldes macht für einen leichten Fußgänger neun Tagereisen: die Bewohner kennen andere Maasse der Entfernungen nicht. Er beginnt an den Grenzen der Helvezier, Remeter und Rauracher, und reicht längst dem Laufe der Donau bis zu den Grenzen der Dakar und Anarter (dem heutigen Siebenbürgen). Von da wendet er sich links abwärts vom Flusse, und berührt mit seiner ungeheuren Ausdehnung die Grenzen vieler Völker. Niemand ist in den von uns betretenen Theilen von Deutschland, welcher selbst bei sechzig Tagereisen an das Ende des Waldes gekommen sey, oder von andern gehört habe, wo derselbe seinen Ausgang nehme. In diesem Walde leben viele Thiergeschlechter, die anderwärts nirgend gesehen werden. So giebt es daselbst ein Kind von Gestalt eines Hirsches, dem mitten aus der Stirn zwischen beiden Ohren ein Horn hervorsteht, größer und grader als diejenigen Hörner, welche wir kennen. An der Spitze verbreiten sich Zweige wie die des Palmbaums; bei dem männlichen und dem weiblichen Thier ist das Horn von gleicher Größe und Beschaffenheit. Desgleichen giebt es hier ein Thier Namens Alcis, (Elend) ähnlich an Gestalt und Haut den Rehen, aber größer, mit abgebrochenen Hörnern, die Beine ohne Gelenke und

\*) Die Laute ar, or, ir, or, ur, bedeuten in allen Sprachen das Höchste, Aeußerste, Aelteste, im eigentlichen wie im bildlichen Sinne. Fulda und Möser haben dazu hinlängliche Beispiele gesammelt. Ryn aber heißt in der ältesten Europäischen Sprache, der Cettischen, eine Bergspitze; daher der Name des schlesischen Rynasts.

Endschel. Nimmer legt es sich des Schlafs wegen nieder, und ist es aus Versehen gefallen, kann es nicht wieder aufstehen. Bäume dienen ihm zum Lager, zwischen diese klemmt es sich ein, und genießt so ein wenig der Ruhe. Wenn daher die Jäger den Ort ausgekundschaftet haben, wohin diese Thiere sich zu begeben pflegen, wählen sie entweder die Bäume vor der Wurzel auf, oder sägen sie an, daß sie nur noch eben zu stehen scheinen. Kommt nun das Thier sich daran zu lehnen, so schlägt es zugleich mit dem fallenden Baum um. Eine dritte Thiergattung, die Ure, sind ein wenig kleiner als die Elephanten, übrigens von Gestalt und Farbe der Stiere. Groß ist die Stärke und Geschwindigkeit, mit der sie Menschen und Thiere angreifen. Man fängt sie in Gruben und tödtet sie dann. Diese Jagd ist der Jünglinge Freude und Uebung. Wer viele Ure getödtet, stellt die Hörner öffentlich auf, und läßt durch dieses Zeugniß sich preisen. Gezähmt und an Menschen gewöhnt werden können sie nicht, selbst wenn sie jung gefangen worden sind. Die Größe und Gestalt ihrer Hörner

ist ganz von den Hörnern unserer Rinder verschieden. Sorgfältig bewahren viele dieselben auf, oder kaufen sie theuer, um sie am Rande mit Silber überziehen zu lassen und bei glänzenden Mahlzeiten sich ihrer als Becher zu bedienen."

Der Ur und das Elend sind nun in nördlichere Länder geflohen; es geschieht des letzteren noch im eilften und zwölften Jahrhundert in der Landschaft Drenthe Erwähnung. Das von Cäsar geschilderte Einhorn haben die Späteren, von denen dasselbe nicht mehr gesehen worden ist, für ein Märchen erklärt; doch wollen neuere Reisende in andern Erdtheilen Einhörner gesehen haben. Auch die Beschreibung des Elendthiers ist ins Wunderbare gemahlt, wie von Ungesehenen. Es wohnt in jenen Thieren der Urwelt, die heut nur noch in dürftigen Ueberresten ihrer vormaligen Fülle und Anzahl vorhanden sind, etwas Düsteres und Geheimnißvolles, das traurig und sehnsüchtig an ein vergangenes Daseyn, an eine andere Gestalt der Erde, an die dunklen Schatten des Urwaldes erinnert.

## Neuntes Kapitel.

### Zwischengeschichte bis auf August.

Nach diesem thatenlosen Zuge gegen die Deutschen wandte sich Cäsar gegen den Eburonensfürsten Emmerich, die Schmach der niedergehaue- nen Legionen zu rächen. Die vorausgeschickte römische Reiterei überraschte den Emmerich im Ardennen Walde, wo er in müßiger Erinnerung seines vorigen Erfolgs auf einem anmuthigen

Landhause unzeitiger Ruhe pflegte. Die Römer bemächtigten sich gleich zuerst der Waffenniederlage, der Pferde und der Wagen, und glaubten daher, die Person ihres Feindes schon ganz gewiß zu haben: aber die Gesellen des Emmerich widerstanden dem Angriff so lange, bis einer von ihnen dem Fürsten ein Pferd brin-

gen und dieser in den Wald sich retten konnte: dasselbe Glück, welches jenen den Ueberfall begünstigt hatte, erleichterte diesem das Entkommen. Darum preiset Cäsar die Gewalt des Glücks wie in allen, so besonders in kriegerischen Dingen.

Die Macht der Eburonen zerstreute sich in die Wälder und Moräste, wohin ihnen Cäsar nicht nachzujagen im Stande war. Da gab er das Land allen benachbarten Völkern Preis: diese kamen, und plünderten die verlassnen Ortschaften aus. Dadurch wurden auch die jenseit des Rheins wohnenden Sigambrier, deren Land Cäsar bei seinem ersten Zuge nach Deutschland verheert hatte, angelockt, einige tausend Mann über den Fluß zu schicken, um an dem allgemeinen Raube Antheil zu nehmen. Als diese nun erfuhren, daß sich Cäsar aus der Gegend entfernt und tiefer ins Land gezogen hatte, versuchten sie die Stadt Aduatuka, das heutige Tongern, wo alle römische Beute unter dem Schutz einer schwachen Besatzung sich befand, zu überrumpeln. Der Streich wäre ohne die zufällige Rückkehr eines auf Fütterung ausgeschickten Theils der Besatzung gelungen: die Sigambrier zogen darauf im vollen Besitz ihrer sonst gemachten großen Beute über den Rhein zurück.

Dies ist das letztemal, daß die Deutschen zu Cäsars Zeiten mit großen Heeren über den Rhein gegangen. Es sind aber auch die Römer zu dieser Zeit nicht wieder nach Deutschland gekommen, und haben ihre Macht daselbst nicht ausbreiten können; daher hat sich auch Emmerich den Nachstellungen ihrer Rache durch Flucht über den Fluß entziehen mögen. Germaniens

Wälder waren bei der allgemeinen Dienstbarkeit der Welt der einzige Rettungsort der Freiheit geworden.

Nachdem nun Cäsar der Deutschen Tapferkeit hinlänglich erprobt, fing er an, sich derselben selbst zu bedienen, und deutsche Schaaren für sich streiten zu lassen. Es wurden ihm dieselben entweder von den Ubiern und deren Nachbarn vermöge der mit ihm aufgerichteten Bündnisse zu Hülfe gesendet, oder es war junge swevische Mannschaft, die durch den hohen Sold, welchen die Römer zahlten, eingeladen wurde, in ihre Dienste zu treten. Besonders stand die deutsche Reiterei in großem Ansehen, und Cäsar gesteht, daß sie zu den Siegen nicht wenig beigetragen, durch welche er den letzten gefährlichen Aufstand fast aller Gallischen Völkerschaften vereitelt und endlich das ganze Land der römischen Herrschaft unterworfen hat.

Unterdeß war von den beiden, die sich früher mit Cäsar zum Zusammenhalten in den Geschäften verbündet hatten, Crassus im Kriege gegen die Parther umgekommen, Pompejus aber aus Verdruß über Cäsars wachsenden Ruhm dessen Feind geworden. Als nun der vom Pompejus beherrschte römische Senat dem Cäsar gerechte Anerkennung seines Verdienstes weigerte, und sogar Anstalten traf, ihn aller Früchte seiner langwierigen Anstrengungen zu berauben und dieselben dem Pompejus zuzuwenden, führte Cäsar die im Gallischen Kriege ganz sein gewordnen Legionen gegen die Großen in Rom, die den Senat vorstellten. Deren feige Flucht gab ihm die Hauptstadt und Italien, ein schwieriger Feldzug Spanien, und die Schlacht bei

Pharsalus in Theffalien das Reich. In der letztern entschieden sechs Cohorten Deutscher den Sieg; aber auch in den nachfolgenden Kämpfen gegen die Ueberbleibsel der pompejanischen Parthei, wie in den frühern, fochten deutsche Soldaten für Cäsar. Als dieser nun alle seine Feinde bezwungen, den Geist der alten Freiheit aber nicht in allen Gemüthern ausgerottet hatte, fiel er durch die Hände Verschwörner, deren Häupter er für seine Freunde hielt, im Senat mit drei und zwanzig Wunden ermordet \*). Diejenigen dieser Männer, die es redlich meinten, maßen entweder die Menge nach ihren eigenen Gesinnungen und vorkannten die allgemeine Verderbniß, oder sie bedachten nicht, daß die Grundlage einer freien Verfassung längst hinweg genommen war, und daß ein Volk ohne öffentliche Tugend von Einem beherrscht werden muß. Nun aber hat es unter allen Menschen, die regiert haben, nicht leicht einen besseren und geschicktern Herrscher gegeben als Cä-

far; wenigstens ist er der größte Vererger gewesen, die nach ihm seinen Namen geführt haben.

Vierzehn Jahre darauf ist nach vielen blutigen Kriegen zwischen verschiedenen Gewaltthäbern die Macht des Reichs wiederum an einen Einzigen gekommen. Dieser war Cäsars Enkelneffe, Octavianus, nachmals als er die Herrschaft heiligen wollte, Augustus (der Hoherhabene) genannt; von ihm ist der Name Cäsar auf alle Herrscher Roms, nach einem Jahrtausend auf die Könige der Deutschen vererbt worden. Octavianus ward Herr durch die Legionen, deren Anhänglichkeit ihm der Großoheim hinterlassen: diese erhielten Belohnungen, das römische Volk Brodt und Schauspiele, das Reich den Frieden. Die alten Formen blieben, aber Gehorsam wurde die erste der Tugenden. Unter seiner vier und vierzigjährigen Verwaltung wurde die Republik vergessen; selbst Greise erinnerten sich nur ihrer Verderbniß, der Bürgerkriege und Nechtungen.

## Zehntes Kapitel.

### Anordnungen im rheinischen Deutschland unter August.

Während der bürgerlichen Unruhen, welche das römische Reich zerrütteten, dachten die Gallier an die Wiedererlangung ihrer Freiheit \*\*). Diese Regungen zu unterdrücken, sandte Octavianus den tüchtigsten seiner Feldherrn und Rathgeber als Statthalter über die Alpen. Die Nachrichten sind dürftig, da Agrippa nicht, wie Cäsar, selbst seine Thaten beschrieb: aber Deutschland hat von der ruhmlosen Gegenwart

des erstern ein wichtigeres Andenken als von allen belgischen und rheinischen Feldzügen des letztern erhalten. Jene Ueber, welche Cäsar der Rache der Sweben überlassen hatte, wurden auf ihr eignes Verlangen vom Agrippa auf das gallische Ufer des Rheins übergeführt, als sie sich ihrer Feinde nicht länger zu erwehren vermochten. An den Ort, wo sie ihre Stadt angelegt, hat nachmals Agrippina, die dem Kaiser Clau-

\*) 44 vor Chr. \*\*) 39 vor Chr.

dius vermählte Enkelin des Agrippa, eine römische Colonie abführen lassen, von welcher die Stadt bis auf den heutigen Tag Cöln heißt. Bei Gelegenheit dieser Versetzung der Uhier ist Agrippa, unter den römischen Feldhern nach Cäsar der erste, selbst über den Rhein nach Deutschland gekommen.

Zehn Jahre nachher \*) versuchten die Moriner, ein belgisches Volk, mit Hülfe Swevischer Kriegersleute das römische Joch abzuschüttern, werden aber von Carinas bezwungen. Dieser Sieg ward so wichtig geachtet, daß dem Feldhern die bei Privatpersonen schon seltene, nur dem Fürsten vorbehaltene Ehre des Triumphs, doch in Gesellschaft des Octavian, zuerkannt ward.

Als der letztere nach völliger Erwerbung der Herrschaft die Provinzen mit dem Senat theilte, und diejenigen für sich behielt, zu deren Bewachung stehende Kriegsheere erforderlich waren, kam auf diesen Antheil natürlich das von innen und außen immer noch gefährdete Gallien. Es war eines der ersten Geschäfte des Kaisers, sich in dies Land zu begeben und die zur Verwaltung desselben nöthigen Einrichtungen zu treffen. Er that dies während seines Aufenthalts zu Narbo, wohin er einen großen Reichstag der gallischen Völker ausgeschrieben hatte \*\*). Denn obwohl die letztern von Cäsar überwunden worden waren, hatte sich derselbe doch begnügt, ihnen eine allgemeine Steuer aufzulegen und ihre Mannschaften neben seinen Legionen als Hülfsvölker fechten zu lassen, sich übrigens in die innere Regierung der Völker nur in so fern gemischt, als er verlangte, die Obrigkeiten sollten ihm und den Römern ergebne Personen seyn. Auch

Augustus ließ den Galliern den Schatten ihrer alten Verfassung, machte aber, um das Steuer- und Kriegswesen, welches er sich vorbehielt, bequemer übersehen zu können, eine neue Eintheilung des Landes, in welcher das bisherige Belgien eine sehr bedeutende Veränderung erfuhr. War dasselbe bis jetzt im Süden durch die Marne begrenzt worden, so wurden nun auch die Helvezier, Sequaner, Mediomatruer u. s. w. kurz alle Völker im Osten der Saone nebst dem ganzen linken Ufer des Rheinstroms hinzu gerechnet, so daß die Provinz Belgica die heutigen Länder Schweiz, Elsaß, Freigravschafft Burgund, Lothringen, das Rheinland, Belgien, und nachmals auch das dem ersten Cäsar noch wenig bekannte Batavien in sich begriff. Diese große Ausdehnung erhielt Belgica wahrscheinlich deshalb, weil man an den Ufern des Rheins gegen die Deutschen ohnehin ein starkes stehendes Heer halten mußte, um etwaigen Unruhen unter diesen der Freiheit immer noch eingedenken Völkern zu wehren. Die dem Rhein zunächst liegenden Striche, die durchgehends von Deutschen bewohnt waren, erhielten die Namen erstes und zweites, oder oberes und niederes Germanien, ob man sie gleich noch nicht als eigene Provinzen betrachtete. Diese Eintheilung hatte ihre natürliche Ursache in der Anordnung der römischen Heere, deren zwei in diesen Gegenden gehalten wurden, das eine am Oberrhein gegen das Vordringen der Sweven, das andere am Niederrhein; die obersten Kriegsbefehlshaber aber waren zugleich Befehlshaber der Striche und Ortsschaften, in denen das Heer lag, und die Vorgesetzten von Belgica hatten in die Einrichtungen, welche jene trafen, wenig oder nichts einzureden,

\*) 29 vor Chr. \*\*) 25 vor Chr.

obwohl beide Germanien fortwährend zur belgischen Provinz gerechnet wurden.

Indeß erkannten die Völker des rechten Ufers die auf dem linken errichtete römische Herrschaft nicht an, sondern beunruhigten dieselbe durch öftere Uebergänge; bei Gelegenheit setzten dann auch römische Schaaren über den Rhein, vergalteten die Verwüstungen ihres Gebiets und zwangen hin und wieder eine Völkerschaft zu Tributen. Als nun der römische Statthalter Lollius Hauptleute ausgesandt hatte, dergleichen Steuern von den Sigambren, Tencther und Usipeten zu erheben, singen die Deutschen diese ihre Peiniger und henkten sie an Bäume. Um der Rache zuvor zu kommen, zogen sie selbst über den Rhein, schlugen die gegen sie ausgesandte Reiterei und verfolgten die Flüchtenden bis in die römischen Quartiere, wo sie den Lollius selbst überraschten und zur Flucht mit Zurücklassung eines Adlers nöthigten \*). Gereizt durch diesen Schimpf erschien Augustus selbst in Gallien, gewährte aber bald, daß die Beleidigungen der Deutschen besser verziehen und verhütet als gerächt werden möchten \*\*). Seitdem mehrten sich die römischen Städte und Festen an den Ufern des Flusses, um das Land im Gehorsam zu erhalten und den Uebergang der jenseitigen Deutschen zu wehren; aber die meisten erinnerten noch durch ihre Namen, daß ihre Zwingstätte einst Versammlungsort und Gaumahl freier Völker gewesen war: Straßburg, Neumagen, Wormagen, Brumagen, Magonz, Bodbrück, Andernach und andere, vermochten trotz aller römischen Umfor-

mung den deutschen Ursprung nicht zu verheelen. Mehrere dieser Städte wurden mit römischen Kolonisten bevölkert und erhielten den Namen des Kaisers zum Schmuck: so wie Trier wurden auch Speier und Worms Augusta, jenes der Nemeter, dieses der Wangionen genannt. In Helvezien aber, wo der Rhein gegen Norden sich dreht, ward ohnweit dem heutigen Basel von Munazius Plancus die Kolonie Augusta der Rauracher gestiftet, den Zugang in das Land der Sequaner zu bewachen. Solche Kolonien waren ein Ebenbild der Stadt Rom, und dienten nicht bloß zum Schutz wider die Feinde, sondern machten auch den Unterthanen und Bundesgenossen die Sprache und Lebensweise der Ueberwinder geläufig. Auf diese Art ist Gallien nach und nach ganz römisch geworden: im römischen Germanien aber scheint sich deutsche Sprache und Sitte erhalten zu haben, da noch ein Jahrhundert nachher des Stolzes Erwähnung geschieht, mit welchem die Bewohner des Rheinlandes ihrer deutschen Abkunft sich rühmten.

Also wohnten im obern Germanien von den Grenzen des obern Elsaßes bis an die Aare in und neben den Städten Straßburg, Worms, Speier, Mainz und Coblenz, die Tribokker, die Nemeter (deren Namen die slavischen Völker auf alle Deutschen übergetragen haben) und die Wangionen; im niedern Germanien zwischen dem Rhein und der Mosel bis zu den Ardennen die Trierer oder Trevirer, die eigentlich unmittelbar zum belgischen Gallien gerechnet wurden; unter ihnen zwischen dem Rhein und der Roer

\*) 16 vor Chr. \*\*) 15 vor Chr.

im nachmaligen Erzstift Cöln jene vom Agrippa über den Fluß geführten Ubier; dann die Menapier; zuletzt am südlichen Ufer der Waal und auf der Insel, deren Grenzen der eigentliche Rhein, die Waal mit der Maas und der Djean machten, die Bataver, ein deutsches Volk, vom Stamme der Chatten, das nicht lange vor Cäsars Zeiten in diese Gegenden eingewandert war. Feindschaft gegen seine deutschen Brüder mag dasselbe zu Augusts Zeiten bewogen haben, mit den Römern ein Bündniß zu machen, vermöge dessen die Bataver Kriegsvolk stellten, ohne weitere Abgaben zu bezahlen und Unterthanen zu werden. Zwischen der Maas und der Schelde, wo eigentlich schon Belgien war, wohnten die oben bereits genannten belgischen Deutschen. Sene Nervier, die Cäsar beinahe vertilgt haben will, kommen noch ferner als ein mächtiges und streitbares Volk vor, daher der Anfall vielleicht nur einen oder mehrere ihrer zahlreichen Stämme betroffen haben mag. Anstatt der Eburonen, Condrusen, Caräsen und Pámanen, welche Cäsar mit dem gemeinschaftlichen Namen Germanen belegt und zu den Aduatikern gerechnet hatte, werden jetzt zwischen der Maas und der Schelde die Tungern genannt, und ein späterer Schriftsteller (Tacitus) behauptet, diese wären die ersten Deutschen gewesen, denen der Name Germanen beigelegt worden sey. An den Mündungen der Schelde und im heutigen Seeland wohnten die Torander, in sumpfigen, den Römern wenig zugänglichen Gegenden.

Zu Augusts Zeiten lagen im rheinischen Deutschland acht Legionen, die ein Heer von fünfzig tausend Mann ausmachten, zur Befähigung. Aber die Hände dieser Krieger waren in Friedenszeiten nicht müßig, oder bloß mit Waffenübungen beschäftigt, sondern sie mußten ihren Sold durch Arbeit an öffentlichen Werken, besonders aber durch den Bau der großen Landstraßen verdienen, die durch das ganze Reich liefen, und die entferntesten Provinzen durch eine leichte und sichere Gemeinschaft verbanden. Hauptzweck derselben war indeß, den Marsch der Legionen zu erleichtern; auch wurde keine Provinz für völlig überwältigt gehalten, bis sie den Waffen und dem Ansehen des Kaisers aller Orten zugänglich gemacht war. Diese Landstraßen waren sehr genau alle Tausend Schritt durch Steine abgetheilt, und liefen in grader Linie von einer Stadt zu andern, ohne die Hindernisse der Natur oder des Privateigenthums in große Betrachtung zu ziehen. Berge wurden durchbrochen, und kühne Bogen über die breitesten und schnellsten Ströme geworfen. Der mittlere Theil der Straße war durch Sand, Kies und Mörtel erhöht und mit breiten Steinen gepflastert; der Bau war so gründlich, daß er an vielen Orten dem Angriff von beinahe zwei Jahrtausenden noch nicht nachgegeben hat: noch sieht man die Trümmer der Heerstraßen, welche acht an der Zahl von Bellovakum (dem heutigen Beauvais) ausliefen.

## Fünftes Kapitel.

## Von den Völkern zwischen der Donau und den Alpen \*).

Von da, wo die Donau aus einer sanften und gemächlich angehenden Höhe des Berges Abnoha entspringt, bis wo sie in sechs Ausflüssen ins Pontische Meer strömt, wohnten auf der Südseite des Flusses, im heutigen Schwaben, Baiern, Oesterreich und Ungarn Völker desselben celtischen Stamms, der in uralten Zeiten dem Lande Gallien seine Einwohner gegeben. Nicht waren es flüchtige Haufen wie diejenigen, die einst aus dem überfüllten Vaterlande unter Belioves über die Alpen nach Italien, unter Sigoves über den Rhein in den Herkynischen Wald gezogen, sondern Stämme großer Ausdehnung und Volkszahl, die für Urbewohner gelten müssen, weil von ihrer Einwanderung keine Spuren sich finden. Solche waren die Taurischer in Kärnthen und Steiermark, die nachmals von ihrer Hauptstadt Norja Noriker geheissen — seinen hohen Bergrücken aber nennt der Kärnthner noch heute den Taurin; — die Skordischer im südlichen Ungarn bis an Thraciens Grenzen, daher schon Alexander dort Celten gefunden; dann die Bojer, die Bewohner des Waldes, vom heutigen Schwaben bis nach Ungarn und Böhmen, in so weit gedehnten Wohnsitzen, daß ihr Name nicht für den eines einzelnen Volks, sondern für eine Gesamtbezeichnung celtischer Völker gehalten werden mag. Schon in alten Zeiten sind Bojer mit andern Celten in Italien furchtbar geworden,

dann haben Bojer die gewaltigen Heere der Celten begleitet, die mit Weib und Kind nach Thracien, Griechenland und Kleinasien zogen; endlich sind Bojer mit den Cimbern, und fünfzig Jahr darauf wiederum Bojer mit den Helvetiern in Gallien eingebrochen. Durch diese wiederholten Auswanderungen ward das Land zunächst an der Donau allmählig leer, und erhielt den Namen Wüste der Bojer, als es die Fremden betraten und von den vielgenannten Bojern keine Spuren mehr fanden. Ungeheure Waldungen, Sümpfe und dürre Steppen bedeckten die große Strecke, die nun mächtige Völker ernährt.

Dagegen saßen in den Bergländern, welche heut Bünden, Churwallis und Tyrol heißen, die Rhäter, und auf dem nördlichen Abhange der Alpen, vom Bodensee an durch den südlichen bergigten Strich von Baiern bis in die Ebenen gegen die Donau, die Windeliker, (Wendeten am Lech) Stammgenossen der Rhäter.

Diese sollen vor Alters in Italien gewohnt haben und dasselbe Volk seyn, welches von den Griechen und Römern Tyrrhener, Tusker oder Hetrusker genannt ward. Als nun die Gallier nach Italien zogen, blieb nur ein Bund von zwölf Städten im Lande Toskana; die übrigen Rhäter in der Ebene am südlichen Fuße des Gebürge verließen die Städte ihrer Vorfahren, flohen in die Alpen, und wohnten zuerst bis an den großen See, den sie das Benedische Wasser

\*) 15 — 14 vor Chr.

nannten, weil Wenden, (vielleicht wandernde Völker,) vor Alters in diesen Gegenden herumgezogen waren \*). Hier bauten sie an vielen hohen Orten starke Burgen, trieben Raub, wurden ganz kriegerisch, und aller Furcht und Menschlichkeit fremd. Die Rhäter in ihren Kriegen mit den italischen Galliern erwürgten alle Männer, Knaben und die schwangern Weiber, welchen die Wahrsager Mannsgeburt weissagten. Es schirmte vor ihnen weder das Apgebirg diese Gallier, noch die große See die Helvezier, noch Entfernung die Sequaner, noch die Deutschen ihr tapferer Muth; als nahmen sie an allen Völkern Rache für den Verlust eines glücklichen Landes. Als schon alle Völker unter das Joch der Stadt Rom gefallen, waren die Rhäter noch frei und wild in dem Gebürge der Bündner, in dem Venetianischen, in dem Tridentinischen, Tyrol herab und bis an den Donaustrom; ihre Nachkommen erhalten seit dritthalb Jahrtausenden den Grundcharakter ihrer Sprache.

Als nun Augustus über die Einfälle der Sigambrier in Gallien Rath hielt, ward ihm berichtet, daß Rhätische Stämme aus den Alpen hervorgebrochen wären, und in Italien unmenschliche Grausamkeiten verübt hätten \*\*). Kurz zuvor hatte bei Anlaß ähnlicher Unternehmungen Silus das Norikum oder heutige Oesterreich der römischen Herrschaft unterworfen: gegen die Rhäter aber wurden des Kaisers tapfere

Stiefföhne, Drusus und Tiberius, aus dem Heldengeschlecht der Claudier, mit einem Heere gesendet, welches sich bald theilen mußte, weil die Bindeliker der Rhäter Bundesgenossen geworden waren. Drusus zog erst in das Tridentinische, sein Bruder im folgenden Jahre durch Gallien. Während jener die Rhäter von ihren Bergen herunter warf, und langsam von Anhöhe zu Anhöhe, von Klause zu Klause vorschritt, erschien Tiberius mit einer Flotte auf dem See ihnen im Rücken, und seine Befehlshaber rückten ins Land der Bindeliker. Endlich drang Drusus über den Brenner, Tiberius aber nöthigte die Rhäter durch geschickte Ueberflügelung zur ordentlichen Schlacht, da bisher nur um Stellungen gekämpft worden. Als sie sich nun von allen Seiten umzingelt sahen, wurde ihr wilder Muth zur Verzweiflung; auch Weiber wagten sich zur Erhaltung der Freiheit in den Kampf, Mütter schleuderten römischen Soldaten ihre Säuglinge ins Angesicht. Doch siegte die römische Kriegskunst und die Rhäter wurden überwunden. Ihr Land ward römische Provinz, ihre vornehmsten Geschlechter in andere Länder versetzt; an den Ufern der Donau erhoben sich römische Festen, unter ihnen Regina Castra, das nachmalige Regensburg; auf der großen schönen Ebene am Zusammenfluß des Lech und der Wertach erwuchs jene berühmte Kolonie, die nach den alten Einwohnern Augusta Bindelicorum genannt ward, das heutige

\*) Die Namen Norikum (No Hora auf dem Berge), Rhätien (Rheka der Fluß), Dalmazien (Dal ferne), Mößen (Mjosa die Grenze), scheinen auf slavischen Ursprung dieser gewöhnlich celtisch genannter Völker hinzudeuten. Aber wer kann bestimmen wie viele oder wie wenige Wörter die uralten Sprachen mit einander gemein hatten? \*\*) 15 vor Chr.

Augsburg. Bald nach diesen Zeiten ist auch das Land der Taurischer den Römern gehorsam geworden. Das Bergschloß Teriolis aber, auf welchem ein römischer Steuereintnehmer saß, hat nachmals dem Lande seinen Na-

men gegeben, dessen Einwohner in unsern Tagen nicht minder tapfer und unglücklich als ihre Vorfahren gegen Tiberius und Drusus, für ihre Freiheit gekämpft haben.

## Zwölftes Kapitel.

### Feldzüge des Drusus in das innere Deutschland \*).

Claudius Drusus, der jüngere Stieffsohn des August, welchen die dem ersten Gemahl entrißne Livia dem Kaiser in seinem Hause drei Monate nach der gewaltsamen Vermählung gebohren, ward Statthalter in Gallien. Er war ein Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, in welchem des großen Cäsars Geist und Anmuth wohnte; August liebte ihn so, daß er für den wahren Vater gehalten ward. Diesem Liebling zu Gefallen gab er den Entschluß auf, die Grenzen des Reichs nicht ferner erweitern zu lassen, und erlaubte ihm, die Bahn des großen Vorgängers gegen die Deutschen zu verfolgen. Drusus, der wie dieser durch Streifereien der Sigambrier und ihrer Bundesgenossen gereizt worden war, machte zuerst nach Cäsars Beispiele einen ziemlich fruchtlosen Verheerungszug über den Rhein. Da er aber mit den Batavern und ihren Nachbarn Bündnisse aufgerichtet hatte, meinte er, den Deutschen von der Seeseite besser beizukommen, und ließ einen Kanal bauen zwischen dem Rhein und der Yssel, von Doesburg nach Ysselort, um seiner Flotte einen Weg in den Südersee zu öffnen. Dieser Graben hat den Namen des Drusus behal-

ten, und bezeugt bis auf den heutigen Tag, wie die Römer zur Erweiterung ihrer Macht die Grenzen, welche die Natur der Erde und dem Wasser gesetzt, verrückt haben. Als das Werk vollendet war, schiffte Drusus in den Süder- und von da in die Nordsee, verband sich mit den die Küste bewohnenden Friesen und bemächtigte sich mit ihrer Hilfe der am Ausfluß der Ems liegenden Insel Burchana, die heut Borkum heißt. Die andern Bewohner der Küste, die Kaucher und Bruchter, waren Feinde der Friesen. Auf der Ems selbst fiel ein Schifftreffen zwischen den Römern und den Bruchtern vor, in welchem sich jene des Siegs rühmten; doch geschah es bald darauf, daß ihre Flotte von der Ebbe überrascht aufs Trockne zu liegen kam und nur von den Friesen, die zur selben Zeit tapfer gegen die Bruchter und Kaucher fochten, gerettet ward. Nach diesem glücklich überstandenen Unfall führte Drusus seine Flotte nach Batavien zurück.

Die deutschen Völker zwischen dem Niederrhein und der Weser, die schon längst in festen Wohnsitzen angesiedelt waren, wurden durch

\*) vor Chr. 12 bis 9.

diese Unternehmung des Drusus, die eigentlich den Sigambren gegolten hatte, in Besorgniß über ihre Unabhängigkeit gesetzt, und verbanden sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung: also thaten die Sigambrer, die Tenchter, die Usipeten, die Bructer und die Cherusker. Die Chatten aber, ein Volk, welches gewissermaßen auf der Scheidungslinie zwischen den ober- und niederdeutschen Stämmen saß, weigerten sich, diesem Bündniß beizutreten. Darum kam es zwischen ihnen und den Bundesgenossen zum Kriege.

Als nun Drusus im folgenden Jahre \*) von Neuem über den Rhein, dann über die Lippe in das Land der Sigambrer und der Cherusker zog, fand er die streitbare Mannschaft ausgerückt, und gelangte ohne Widerstand bis an die Weser. Aber anstatt über den Fluß zu gehen, trat er plötzlich den Rückweg an, angeblich durch böse Zeichen geschreckt (ein Bienenschwarm hatte sich vor dem Zelte eines Befehlshabers auf die Seile und die vor dem Eingange in die Erde gesteckte Lanze niedergelassen,) richtiger aber wohl darum, weil er von der Rückkehr jener gegen die Chatten ausgerückten Bundesgenossen Nachricht eingezogen hatte. Beinahe hätte jenes vorbedeutend geachtete Zeichen auf diesem Rückwege an ihm sich erfüllt: das Heer sahe sich plötzlich in einem engen und tiefen Thale dergestalt von den Feinden eingeschlossen, daß kein Entrinnen möglich zu seyn schien. Hier ward Drusus nicht durch die römischen Götter, sondern durch die leichtsinnige Zuversicht der Deutschen gerettet, die in voller Gewißheit des Siegs die Beute schon im Voraus vertheilt hatten, und ohne

Ordnung den Angriff begannen. So ward derselbe zurückgeschlagen, und die Römer erreichten das Ufer des Rheins. An diesem und an dem Zusammenfluß der Elbe mit der Lippe legte Drusus feste Schlösser an; das letztere nannte er Aliso oder Elsa.

Zwei Jahre nach diesem Zuge \*\*) ging Drusus zum drittenmal über den Rhein mit einem stärkern Heere als vormals. Vergebens waren nunmehr die Chatten mit den übrigen Völkern vereinigt. Drusus ging von Mainz aus mit seinen Legionen den Main hinauf, fiel zuerst rechts in das Land der Sweben, sodann kehrte er links um und überfiel die Chatten; hierauf durchzog er als Sieger das ganze Gebiet zwischen dem Rhein und der Weser, überschritt diesen Strom, und trug den Schrecken des römischen Namens bis an die Elbe zu den östlich wohnenden swevischen Völkern. Aber der Schutzgeist der deutschen Erde erwachte und an der Elbe fand Drusus das Ziel seiner Thaten. Erzählt ward, es sey ihm, als er das Heer über diesen Fluß führen wollen, am jenseitigen Ufer ein Weib von ungewöhnlicher Größe und schrecklicher Gestalt entgegen geschritten, und habe ihm mit drohender Geberde in römischer Sprache zugerufen: „Drusus, Drusus, wohin treibst dich deine unersättliche Begier? Das Verhängniß läßt dir nicht zu, alle diese Länder zu besetzen. Weiche zurück, denn nur bis hierher sollen deine Thaten und dein Leben reichen!“ Gewiß ist's, daß Drusus am Ufer der Elbe in der Gegend des heutigen Barby die Möglichkeit des weitern Vorrückens in ein unbekanntes Land ohne Städte und Heerstraßen erwog, und nach

\*) 11 vor Chr.    \*\*) 9 vor Chr.

Errichtung mehrerer Siegeszeichen, die von den Spättern auf Burgen und Schlösser und sogar auf Dresden (Drusetum) gedeutet worden sind, den Rückzug beschloß. Auf demselben hatte er, der so oft dem Tode an der Spitze der Legionen getrozt, das Unglück, sich im Fall seines Roffes zwischen der Saale und dem Rhein so zu beschädigen, daß er dreißig Tage darauf zu Mainz seinen Geist aufgab. Tiberius führte die Leiche nach Italien, Augustus von Pavia gen Rom. Der Kaiser selbst hielt dem geliebten Stieffsohn die Trauerrede; das Volk beweinte den freundlichen Helden, von dem es die Wiederherstellung des erträumten Glücks der Freiheit gehofft; der Senat erkannte ihm und seiner Familie den Ehrennamen Germanicus zu, der einen Ueberwinder der Deutschen anzeigen sollte. Auf der Appischen Straße ward ihm ein Siegesbogen erbaut, die Legionen in Deutschland aber errichteten ihm ein Ehrenggrabmal am Rhein und weihten seinem Andenken Altäre. Die Deutschen besaßen andere Denkmale von ihm: funfzig Schlösser oder Schanzen an beiden Ufern des Rheins wurden seiner Erbauung zugeschrieben. Aber gefährlicher als diese funfzig Schlösser war der wohl ausgedachte Kriegsplan, welchen Drusus allen westlichen Feinden der Deutschen zum Erbe hinterlassen hat. Dieser Kriegsplan war auf den Rhein und seine Festungen gegründet, unter denen Mainz die beträchtlichste war. Sie ward angelegt gegenüber dem Ausflusse des Mains, weil der Feldherr diesen Fluß als die Hauptlinie seiner Unternehmungen gegen Deutschland ansah. Das linke Rheinufer erhebt sich bei Mainz zu einer beträchtlichen Höhe, welche man heut zu Tage noch das Käst-

rich (castrum) nennt, und den sogenannten Einsenberg, Stephansberg, Jakobsberg und Stahlberg begreift. Das Thal, welches dieselben von Hechtsheim bis über das Kloster Dahlheim umgiebt, beschreibt einen Bogen, dessen Sehne der Rhein ist. Dieser Anhöhe stehen andere Berge gegenüber, ja an manchen Orten beherrschen sie dieselbe. Sie heißen jetzt der Hartenberg, der Draiserberg (Drususberg) und der Weissenauer oder Hechtsheimerberg. Auf diese natürlichen Anlagen gründete Drusus Moguntiacum. Die Hauptfestung ward auf der Anhöhe des Kästrichs angelegt und auf vier Seiten durch Kaselle gedeckt: rechts stand das eine auf der Anhöhe bei Weissenau, links auf dem Hauptstein das andere; im Rücken ein drittes auf dem Draiserberg, und jenseit des Rheins ein viertes, welches als Brückenkopf die Brücke deckte und noch Castell (castellum) genannt wird. Vor diesem, auf der Anhöhe des Taurus, ward noch ein anderes Vorwerk angelegt, von welchem aus man durch Zeichen der Festung Kunde geben könnte. Die Linie nun, die auf dieses Mainz sich stützte, ging den Main hinauf, sprang von da rechts auf den Neckar und die Donau, links auf die Saale, Weser und Elbe, und öffnete vorwärts den Weg nach Böhmen. Auf ihr drang Drusus selbst siegreich bis an die Elbe, auf ihr sind seine Nachfolger Germanicus, Trajan, Probus und Julianus in das Herz von Deutschland gedrungen, auf ihr gelang es in unsern Tagen dem größten Feinde des deutschen Volks, seine Heere an die Mittelbonau und Memel zu führen, und zu Presburg und Tilsit schmachvollen Frieden zu beschließen. Die beiden Winkel, welche der in den Rhein

fließende Main bildet, umklammern mit ihren Schenkeln das nördliche und südliche Deutschland. Wenn nun beide Theile der deutschen Nation nicht einig sind, und Mainz und den Main verloren haben, kann der angreifende Feldherr immer auf eine oder die andere Flanke der deutschen Heere vorrücken oder sie gänzlich umgehen. Daher die Tage von Ulm und von Jena. Sobald der Rhein und der Main einem Feinde gehören, ist das Joch über Deutschlands

Nacken aufgehoben, und das Volk sey wach, sich dessen zu erwehren. Dieselben Gallier, die gegen des ersten Cäsars mildes Regiment so oft sich empört, bezahlten jetzt die ungeheuren Steuern, die ihnen Augustus auslegte, und zogen unter den Fahnen seines Sohnes: jene Nervier, deren Vorfahren bis zur Vertilgung gegen die Römer gestritten, werden als die Tapfersten unter den Bundesvölkern im Heere des Drusus genannt.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Tiberius und Marbod \*).

Das verwaiste Heer des Drusus übernahm der gleich tapfere und kriegserfahrene Tiberius, und führte 'es im folgenden Jahre über den Rhein: aber der neue Feldherr hielt mehr auf Unterhandlungen als auf Schlachten. Schonung der Heere war seine vorzüglichste Sorge. Geschreckt durch die Verwüstungen der vorigen Feldzüge schickten die meisten zwischen dem Niederrhein und der Elbe ansässigen Völker Gesandte und baten um Frieden, unter ihnen auch die Sigambrier, seit des Vollius Niederlage die Hauptfeinde der Römer. Als deren Abgeordnete merkten, die Unterhandlungen würden listiger Weise in die Länge gezogen, sie aber im Lager des Cäsars als Geiseln angesehen, tödteten sie sich selbst, um ihrem Volk schimpfliche Bedingungen zu ersparen. Als nun die übrigen sich unterwarfen und die Sigambrier allein nicht widerstehen konn-

ten, wurden sie aus ihren bisherigen Wohnsitzen über den Rhein in die Länder geführt, wo sonst die Menapier gewohnt hatten: hier standen sie unter römischer Aufsicht und wurden zu einem neuen Volk, Sugerner genannt, das in spätern Zeiten des alten Hasses noch eingedenk war. Ihr verlassnes Gebiet auf dem rechten Ufer des Rheins ward von den Römern in Besitz genommen, die sich selbst anbauten, und Quartiere der Legionen aufschlugen. Doch mögen viele der Sigambrier zu den benachbarten Völkern entkommen seyn, denn späterhin kommt ihr Name wieder zum Vorschein. Damals konnten die Völkerschaften zwischen dem Niederrhein und der Weser, theils durch das Beispiel der Sigambrier geschreckt, theils durch Tibers Künste gewonnen, wo nicht als dienstbare Unterthanen doch als gehorsame Bundesgenossen der Römer

\*) 9 vor Chr. bis 6 nach Chr.

angesehen werden. Auch im Süden schien durch die Befestigung der Rhein- und der Donaugrenze, wie durch den Besitz der Alpenländer der nordöstliche Völkerstrom in seinem Zuge gegen Südwesten gehemmt.

Das bedachte Marbod, ein Anführer der Markmannen oder swevischen Grenzvölker am Oberrhein, die zu Cäsars Zeiten gegen die Helvetier gestritten hatten; zugleich sahe er ein, wie gefährlich seinem Stamm die Nachbarschaft der Römer, und wie nahe ihm, gleich den nördlichen Deutschen, die Knechtschaft sey. Auch er hatte, wie Heervey, die Stadt Rom gesehen und kannte ihre grenzenlose Herrschsucht; darum wollte er statt einer unsichern kaum noch zu wagenden Auswanderung den Mittelpunkt seiner Macht tiefer im Herkynner Walde suchen. Es gelang ihm, alle frei umher schweifenden Bewohner der Wälder, von der Donau bis zu den ältesten Sennen an der Elbe, und sogar mehrere östliche und deutsche Kriegsvölker in einen großen Verein zu versammeln. Von den alten Waldbewohnern im Norden der Donau erhielt das Land den Namen Bojoarien oder Bojohemien; unter den Völkern aber erhielt der Name der Markmannen die Oberhand. In der Mitte des von Bergen eingeschlossenen Landes Bojohemien, dem der Name Böhmen geblieben ist, erbaute Marbod seine Hauptstadt, Boviasimum, die auch Bubienum und Marobudum genannt, und von den einen im heutigen Prag, von den andern in Budweis gesucht wird; er hielt ein Heer von siebzigtausend Kriegern nach römischer Weise auf den Weinen, und nahm sich bei allen seinen Staatseinrichtungen römisches Wesen zum Muster. Dieser mächtige Völker-

verein hätte wohl Roms ganze Macht niederstürzen mögen, während die Feldherrn Augusts am Niederrhein Deutschland zu erobern trachteten. Aber den König der Markmannen rührte die Schmach und die Knechtschaft des Gesamtvolks nicht; nur sein und seiner Schöpfung Größe stand vor seinem berechnenden Auge, das eben darum den Zerfall eines Staats noch ansehen mußte, der etwas anderes als ein deutscher Staat werden, und die Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens verleugnend sich zu ausländischer Weise umgestalten sollte.

Um dieselbe Zeit begab sich Tiberius in eine Art freiwilliger Verbannung nach der Insel Rhodus. Die Tochtersohne des Kaisers von der an den Agrippa vermält gewesenen Julia waren herangewachsen; sie galten für die natürlichen Erben des Reichs; Julia selbst, jetzt an Tiberius vermält, verachtete ihren Gatten. Unter diesen Umständen trat Tiberius zurück, und brachte sieben Jahr in verdrüßlicher Einsamkeit zu, doch nicht ohne tief im Busen verschlossene Hoffnungen. Als nun beide Enkel des Kaisers nicht ohne Verdacht gegen die Livia, Tibers Mutter, frühzeitig hingerafft worden, sahe sich Augustus genöthigt, dem Anliegen seines Weibes nachzugeben, und diesen ihren Sohn, obwohl dessen finsternes Gemüth und verderbtes Herz ihm nicht unbekannt waren, durch Anfindung zum Nachfolger zu ernennen. Er that dies unter der Bedingung, daß Tiberius selbst seinen Neffen, des Drusus wackern Sohn Germanicus, auf gleiche Weise an Kindes Statt annahm. So kam die Herrschaft an das Claudische Haus, welches schon in den ersten Zeiten des römischen Freistaats darnach gestrebt hatte.

In diesen Jahren geschah die Geburt unsers Heilands.

Während der Abwesenheit Tibers müssen ohngeachtet der vorhergehenden Friedensverträge die Waffen in Deutschland nicht völlig geruht haben, weil berichtet wird, daß Vinicius drei Jahr gegen die Deutschen im Felde gelegen, Domitius Ahenobarbus aber, des nachmaligen Kaisers Nero Großvater, mit einem Heer sogar über die Elbe gegangen und weiter als ein andrer Römer vor oder nach ihm im Osten vorgedrungen sey. Es war ein Gang, der wenig Spur hinterließ, der aber, wegen der kühnen Neuheit, den Feldherrn bis zum Triumphwagen führte. Indes soll die Stadt Bömitz an der Elbe sowohl als die sogenannte Römerschanze, von der an der Havel bei Potsdam noch einige Ueberbleibsel zu sehen sind, von diesem Zuge des Domitius ihren Ursprung und Namen erhalten haben. In der letztern hat man Münzen mit dem Bildniß des Augustus gefunden. Die eigentlichen Veranlassungen und Umstände dieses unter dem Vinicius ausgebrochenen deutschen Kriegs sind indes gänzlich unbekannt.

Gleich nach der feierlichen Ankündigung ward Tiberius zum Heer nach Deutschland gesendet. Ueber dasjenige, was hier vorging, besitzen wir von der Hand eines Schmeichlers, Namens Vellejus, lobpreisende Nachrichten im Geiste und Tone schwülstiger Zeitungen. „Dieser Zeitpunkt, heißt es darin, machte mich zum Lagergefährten des Cäsars: denn ich wurde mit ihm als Oberster der Reiterei nach Deutschland geschickt, wo ich neun ganze Jahre hindurch der Zuschauer und nach meinen mittelmäßigen Kräften der Theilnehmer seiner himmlischen Thaten

gewesen bin. Das sterbliche Leben scheint kein ähnliches Schauspiel genießen zu können, wie dasjenige war, welches mir zu Theil wurde, als alle Bewohner der volkreichsten Landschaften Italiens den erprobten Feldherrn, der durch Tugend und Verdienst eher als dem Namen nach Cäsar war, wiedersehen, und mit ihrem Jubel mehr sich selbst als ihm Glück wünschten. Bei seinem Anblick brachen den Soldaten Freudenthränen aus. Jauchzend und frohlockend begrüßten sie ihn, ergriffen seine Hände, und riefen einmal um das andere aus: „Sehen wir dich, haben wir dich, Feldherr? Der eine rief: ich bin mit dir in Armenien, der andere: ich in Rházien gewesen; ich bin von dir bei den Windelkern, ich in Dalmazien, ich in Panonien beschenkt worden.“ Als bald ward nach Germanien gezogen; besiegt wurden die Canninesaten und die Attuarier, unterworfen die Cheruskier, ein gewaltigeres Volk, welches bald durch unsere Niederlage berühmt werden sollte. Wir gingen über die Weser und drangen immer tiefer ins Land; denn den schwersten und gefährlichsten Theil des Krieges behielt Cäsar sich vor, und nur die leichtern und unbedeutendern Angelegenheiten überließ er dem Sentius Saturninus, einem gewandten und tüchtigen Manne. Der Feldzug dieses Jahrs ward bis in den December ausgedehnt, und gewährte alle Vortheile eines entscheidenden Siegs. Kindliche Liebe zog den Cäsar über die fast schon durch Eis unzugänglichen Alpen nach der Stadt, aber die Beschützung des Reichs führte ihn mit dem Frühlinge nach Germanien zurück, in dessen Mitte er an der Mündung der Lippe das Winterlager aufgestellt hatte. Große Götter!

welche gewichtige Thaten haben wir im folgenden Jahre unter Anführung des Tiberius verrichtet! Ganz Germanien ward mit Waffen durchzogen, und Völker fast ungekannter Namen besiegt. Unterworfen wurden alle Stämme der Kauchen; ihre gesammte Mannschafft trat in ungemessner Zahl mit Riesenkörpern aus ihren unzugänglichen Sümpfen und Moorgegenden hervor, übergab ihre Waffen, und kniete mit ihren Fürsten, von der glänzenden Schaar unserer Krieger umringt, vor dem Stuhl unsers Feldherrn; gebrochen ward die Macht der Longobarden, eines Volks, das sogar die deutsche Wildheit selbst an Wildheit übertrifft. Endlich geschah, was vorher niemals gehofft noch versucht worden war: in einer Entfernung 400 römischer Meilen vom Rhein erreichte das Heer die Elbe, wo sie an den Grenzen der Semnonen und Hermanduren vorüberfließt, und zu gleicher Zeit vereinigte sich mit ihm durch Wahrnehmung der Jahreszeit, durch die außerordentliche Sorge und Weisheit, wie durch das bewundernswerthe Glück des Feldherrn die Flotte, welche durch die Busen des Ozeans aus einem vorher unbekanntem Meer in die Elbe gefahren war; bereichert durch Siege über viele Völker, führte sie Lebensmittel und Vorräthe in Fülle herbei. Hier kann ich mich nicht enthalten, diesen Großthaten eine minder wichtige Begebenheit einzuflechten. Als wir am diesseitigen Ufer der Elbe unser Lager aufgeschlagen hatten, und das jenseitige von der bewaffneten Mannschafft der Feinde leuchtete, die bei jeder Bewegung unserer Schiffe alsbald zurück wichen, bestieg einer der Barbaren, bezjahrten Alters, hervorragender Gestalt und, wie seine Kleidung zeigte, bedeutender Würde, ei-

nen Kahn, und ruderte ganz allein bis in die Mitte des Flusses. Dann rief er herüber: man möchte ihm erlauben, ungefährdet an das von uns besetzte Ufer zu treten, um den Cäsar anzuschauen. Die Erlaubniß wurde gegeben, er trieb seinen Kahn ans Land und stand lange betrachtend vor dem Fürsten. Dann sprach er: „Mag unsere Jugend so thöricht seyn, lieber eure Waffen fürchten als euren Fahnen folgen zu wollen: ich habe durch deine Güte heut die Götter gesehen, von denen ich sonst nur gehört hatte; einen glücklichern Tag meines Lebens habe ich weder gewünscht noch erfahren.“ Dann bat und verlangte er, die Hand des Fürsten berühren zu dürfen, stieg darauf in seinen Kahn, und segelte, das Gesicht nach unserm Ufer auf den Cäsar gewendet, zu den Seinigen zurück. Dergestalt Sieger aller Völker und Gegenden, denen er genahet war, führte Cäsar sein unverletztes Heer, das nur einmal mit großem Verlust der Feinde hinterlistig angegriffen worden war, in das Winterlager zurück, und eilte dann mit derselben Eilfertigkeit wie im vorigen Jahre nach Rom.“

So unverkennbar in dieser ganzen Darstellung ein bezahlter oder gefallsüchtiger Lobredner spricht, so wenig läßt sich ableugnen, daß die Hauptthaten, der Zug des Tiberius und die Unterwerfung vieler deutschen Völkerschaften, wirklich vorgefallen sind. Es scheint aber jener Kriegszug mehr einer friedlichen Reise ähnlich, und die angeblich erzwungene Unterwerfung eine freiwillige Verbindung, nach Art der Batavischen mit dem Drusus, gewesen zu seyn. Auch das Geschichtchen mit dem Greise ist wahrscheinlich nicht ganz erfunden: denn

aus den folgenden Begebenheiten ergibt sich, daß unter den deutschen Völkern zwischen dem Niederrhein und der Weser, vorzüglich unter den Cheruskern, eine sehr starke Parthei, besonders der Alten und Vornehmen vorhanden war, die es durchaus mit den Römern hielt, nur im friedlichen Verhältniß mit den Herrschern der Welt das Glück des Vaterlands oder ihre eigenen Besitztümer gesichert glaubte, und alle für die Erhaltung oder Erwerbung der Unabhängigkeit und Freiheit von der entgegen gesetzten Parthei der Jugend gemachten Versuche als gefährliche Thorheiten verschrie. Tiberius selbst rühmte sich noch in spätern Zeiten im Senat, er habe Deutschland mehr durch Anschläge als durch Waffen bezwungen.

Während dieser Begebenheiten im nördlichen Deutschland war im Süden die Macht des Markomannenfürsten Marbod zu einer fürchterlichen Größe angewachsen. Zwar konnte sein Betragen gegen die Römer keineswegs feindlich genannt werden, indem er zu Gunsten der bedrängten Norddeutschen keine Bewegung gemacht hatte: aber es dünkte den Weltoberern gefährlich, daß Jemand übrig sey, der Kraft und Willen zum Widerstande zeigen könne; es dünkte ihnen unheimlich, daß die Gesandten Marbods von ihrem Könige als von einem Gleichen des Kaisers reden durften. Zum Vorwande wurde genommen: „er habe Ueberläufer und treubruchigen Völkern Zuflucht und Hilfe gewährt; er sey ein heimlicher Nebenbuhler der römischen Herrschaft und werde bald ein öffentlicher seyn: denn wozu halte er sein übermäßig zahlreiches Kriegsheer? Links und von vorn bedrohe er Germanien, rechts Panno-

nien, hinter sich halte er Norikum in Besorgniß, und selbst Italien könne über einen Anwachs nicht gleichgültig seyn, der sich immer mehr der Alpengrenze nähere.“

Im siebenhundert sechzigsten Jahr der Erbauung Roms, im sechsten der christlichen Zeitrechnung, beschloß der Kaiser der Römer Krieg gegen Marbod. Aus Niederdeutschland führte Sentius Saturninus, der daselbst Landpfleger war, ein Heer durch das Land der Chatten in den Herkynischen Wald, durch dessen Dickicht er Wege hauen ließ, gegen die Grenzen von Böhmen; auf der andern Seite brach Tiberius selbst mit dem Illyrischen Heere von Carnuntum, dem heutigen Haimburg in Oesterreich, gegen Mähren auf. Schon war man dem Feinde auf fünf Märsche nahe gekommen, schon sollte sich Saturninus, dessen Heer in keiner größern Entfernung stand, mit dem des Tiberius binnen wenigen Tagen am verabredeten Orte vereinigen, als plötzlich die Nachricht einlief, daß die früher vom Tiberius unterjochten Pannonier nach dem Abzuge der römischen Legionen sich empört, und die Dalmazier nebst vielen benachbarten Völkern sich mit ihnen verbündet hätten. Welche Gelegenheit für Marbod, die Besorgnisse der Römer zur Wahrheit zu machen, und den Ruhm seines Namens zu verdienen! Aber als Gesandte des Cäsars mit billigen Vorschlägen erschienen, erwog er die Stärke der ihm gegen über stehenden zwölf Legionen, machte Frieden und zog in seine Berge zurück; Tiberius ging nach Pannonien und bezwang binnen drei Jahren alle empörten Völker; Marbods Demüthigung sparte er der Zukunft.

## Bierzehntes Kapitel.

### Befreiung des nördlichen Deutschlands durch Hermanns Schlacht \*).

Seit dem Zuge des Tiberius begann es zwischen dem Rhein und der Weser auszufragen wie zwischen dem Rhein und der Schelde. Wie die Friesen und Kauchen an den Küsten der Nordsee, stellten die verschiedenen Gaue der Cherusker in den Thälern des Harzwaldes ihre Jünglinge und Männer als Bundesstruppen unter die römischen Adler, viele ihrer Greise und Fürsten aber priesen die Wohlthätigkeit römischer Freundschaft. Tribute wurden nicht verlangt, und der Kriegsdienst schien dem Eigennutz wie der Waffenlust dieser Völker behagen zu müssen. Mit Beute bereichert, mit Bürgerrecht und Ehrenzeichen freigebig beschenkt, kehrten die Jünglinge heim; viele brachten römische Sprache und Sitte, einige sogar römische Namen zurück: denn schon in den Anfängen seiner Geschichte zeigt sich der Deutsche vermöge seiner großen Bildsamkeit und treuherzigen Anerkennung fremder Vorzüge der Weise des Auslands hold. Das eine vergaßen die Römer, daß die Künste, welche sie sich den Deutschen zu lehren beeilten, gegen sie, die Lehrmeister, gerichtet werden könnten. Langsam und auf dem Wege, auf welchem die Römer ihre übrigen Bundesgenossen zur Knechtschaft zu führen pflegten, möchten die Deutschen leichter als andere Völker ihre eigenthümliche Art und Sprache gegen die fremde vertauscht haben; glücklicher Weise wurden sie durch eine ungeschickte Verfahrensweise aus dem

Schlummer geweckt, in welchem sie nahe daran waren, ihre Volksthümllichkeit zu verträumen. Nachdem nehmlich der Statthalter Sentius Saturninus, den Tiberius am Niederrhein zurückgelassen hatte, ein eben so kriegserfahrener und vorsichtiger als freigebiger und freundlicher Mann, den deutschen Bundesgenossen zwischen dem Rhein und der Elbe die römische Freundschaft so angenehm als möglich gemacht hatte, und durch die That das Versprechen bestätigt schien, daß dieselbe nur Glück, Reichthum und innern Frieden darbiere, ließ sein Nachfolger Quinctilius Varus, vorher Statthalter in Syrien, unvorsichtig und verwöhnt durch die Verwaltung eines schon ganz unterdrückten Landes, den eigentlichen Zweck des römischen Regiments zu frühzeitig offenbar werden. Varus war weder böse noch hartherzig; die Milde seiner Sitten wird gerühmt, und die Offenheit und Zutraulichkeit seines Gemüths ergiebt sich sogar aus der Geschichte seines Unglücks. Eine mit seinem Namen überschriebene Ode des Dichters Horatius wäre, wenn nicht Gleichheit des Namens trügen könnte, im Stande, für ihn ein ehrenvolles Zeugniß durch die Verbindung mit dem liebenswürdigen Manne abzulegen, der in nichts so gewählt war als in seinen Freunden. Die Fehler des Statthalters bestanden in Langsamkeit und Geldliebe. Die Höflinge zu Rom trugen sich mit dem Witzwort: er habe arm das reiche

\*) 9 nach Chr.

Syrien betreten und reich das arme Syrien verlassen. Ueberdies war er in seinem vorigen Wirkungskreise mehr an den müßigen Dienst als an die wirkliche Thätigkeit des Krieges gewöhnt worden, und daher einem so gefährlichen Posten wie die Verwaltung Germaniens schwerlich gewachsen.

Kaum hatte er denselben angetreten, als die bisherigen Bundesgenossen sich als Unterthanen behandelt sahen; wahrscheinlich nicht härter als die Bewohner der übrigen Provinzen, aber mit größerem Unwillen, weil keine Niederlagen den stolzen Muth gebeugt hatten. Es wurden Auflagen ausgeschrieben und römische Gesetze nebst den dazu gehörigen Gerichtsformen eingeführt. Die Deutschen, deren gesamtes Gerichtswesen möglichst einfach und die Persönlichkeit schonend war, so daß der freie Mann nur von der Gemeinde gerichtet und zu keiner andern Strafe als zur Bezahlung des verabredeten Wehrgeldes verurtheilt werden mochte, erblickten jetzt das ungewohnte Schauspiel eines römischen Richterstuhls, vor dem römische Sachwalter Klagen anbrachten oder abwehrten, auf dem nach unbekanntem Gesetzen über Gut und Leben entschieden, und dessen Spruch von den mit Ruthen und Beilen bewaffneten Gerichtsdienern unerbittlich vollstreckt ward. — Offne Empörung gegen diese Schmach war nicht zu wagen: denn des Varus starkes Heer am Niederrhein und noch frischere Erfahrungen von römischer Rache schreckten.

Da gedachte ein edler Jüngling, Herrmann, den die Römer Arminius genannt haben, das Joch von seinem Volke zu wälzen. Sein Vater Sigimer oder Siegmeier, war ein Fürst oder

Vornehmer unter den Cheruskern gewesen; er selbst hatte trotz seiner Jugend deutsche Bundes- truppen für die Römer in den pannonischen Krieg geführt, und war mit Bürgerrecht und Ritterwürde belohnt zurückgekehrt. Er kannte die Kriegskunst der Römer, ihre Sprache und Vorzüge; aber mochten sich andere den fremden Lockungen hingeben, mochte sogar sein eigener Bruder Flavius im römischen Dienst bleiben und für den Kaiser Blut und Leben aufsehen: Herrmanns Herz blieb dem Vaterlande zugewendet, und er kehrte zu den heimischen Fluren und Bergen zurück. Hier warb er um Thusenelden, die Tochter Segests, der gleich Herrmanns Vater ein Fürst unter den Cheruskern genannt wird. Segest war ein Anhänger und Vertheidiger der römischen Weise, und das Wesen des kühnen Jünglings, dem der feurige Geist aus den Augen blickte, mochte ihm mißfallen; denn er verweigerte ihm die Tochter. Darauf entführte Herrmann die Geliebte und nahm sie wider des Vaters Willen zum Weibe: dieser aber ward sein unversöhnlicher Feind.

In diesen Geschichten war Herrmann des Gedankens der Befreiung immer eingedenk geblieben. Stark zur That und schnell zum Rath entwarf er mit erfinderschem Geiste einen Plan, der auf die thörichte Zuversicht und sorglose Langsamkeit des römischen Statthalters berechnet war. Zur Ausführung desselben suchte und fand er bald mehrere Gefährten, unter denen Sigimer, Segests Bruder, nebst seinem Sohne Sesithacus genannt wird. Auch auswärtige Verbindungen wurden angeknüpft, und sogar der auf römischem Gebiet lebende Sohn Segests, Siegmund, für die Sache der Freiheit gewonnen.

Diesen hatten die Römer zum Lohn für die Anhänglichkeit seines Hauses mit einer Priesterstelle am Altare der Ubier im Ebnischen beschenkt, wo entweder die Gottheit Augustus oder das Andenken des Drusus verehrt ward.

Varus hatte den Verschwornen sein Vertrauen geschenkt; ihr Rath war es, der ihn bewog, den Rhein zu verlassen, und an der Weser im Lande der Cherusker Quartiere zu beziehen; so werde seine Herrschaft auch in diesen Gegenden sich befestigen. Um ihn ganz sicher zu machen, erschienen mehrere verstellte Partheien vor seinem Richterstuhl, ließen erdichtete Streitsachen entscheiden und sprachen: Wie glücklich sind wir jetzt, wo römische Gerechtigkeit über uns waltet, gegen sonst, wo durch Waffen und Zweikämpfe das Recht ausgemacht werden mußte! Viele Ortschaften und Gemeinden erbaten sich unter mancherlei Vorwänden römische Besatzungen, welche Varus bewilligte, ohne die Schwächung seines Heers zu beachten. Vergebens warnte ihn Segest bei einem Gastmahl vor den Anschlägen seines Eidams, und erbot sich sogar selbst zur Haft, wenn nur die Verschwornen festgenommen würden; Varus ward unwillig gegen den, der aus Privathass ihm Herrmanns Treue verdächtig machen wolle.

Indeß sahen der Statthalter auch in seiner jetzigen Stellung unangreifbar, darum wurde ein entferntes Volk, dessen Name unglücklicher Weise von den Geschichtschreibern nicht genannt ist, zum Aufstande bewogen: dieser Name würde den Weg bestimmen lassen, den Varus einschlug, und die Gegend, in welcher die Schlacht vorfiel. Das römische Heer, welches alsbald zur Dämpfung des Aufstandes auszog, mußte sich

erst durch den Wald Wege hauen und über die Sümpfe und Gewässer Brücken schlagen: daher blieben die deutschen Hülfsvölker, welche diese Künste der Legionen nicht verstanden, zurück, mit dem Versprechen zu folgen, sobald die Hindernisse der Natur überwunden wären, bei deren Besiegung sie doch nur lästige Zuschauer abgeben würden.

Als nun die Römer ihr festes Lager verlassen hatten und vorwärts gezogen waren, ertönte der Kriegsruß durch alle Gaue der Cherusker und ihrer Bundesgenossen. Zuerst griffen die Mitwisser der Verschwörung zu den Waffen, und hieben die im Lande zerstreuten römischen Besatzungen eilfertig nieder: dann ließ Ueberredung, Hoffnung der Beute, und der allgemeine Unwille über die erduldete Unterdrückung einen förmlichen Volksaufstand gedeihen. Segest selbst, der Römer Freund, mußte sich wider seinen Willen mit fortreißen lassen; denn er sah alle diejenigen, die dessen sich weigerten, in Fesseln geworfen. So war Herrmann im Stande, den Römern mit einem großen Heere zu folgen; bald gewann er durch schnelle Seitenmärsche den Vorsprung.

Kämpfend mit dem unwegsamen Teutoburger Walde und dem Zorne des Himmels, der sich in Sturm und Regen fürchterlich zu verkündigen schien, harrten die Römer auf die Ankunft ihrer Verbündeten, als sie sich plötzlich von denselben umringt und angegriffen sahen. Noch dauerte die Verblendung des unglücklichen Feldherrn; trotz wiederholter Berichte von den Feindseligkeiten der Deutschen beharrte er bei der Ueberzeugung von einem Mißverständniß und verbot alle Gegenwehr. Erst als

er durch den eignen Anblick aus seinem Traume gerissen ward, ließ er die Legionen nach einer waldigen Anhöhe ziehen und daselbst ein Lager nehmen. Hier verbrannten sie alles unnützige Gepäck, um, was jetzt für das einzige Rettungsmittel geachtet wurde, am folgenden Tage ihren Marsch gegen den Rhein fortzusetzen. Dies geschah bei Anbruch des Morgens unter dem Geheul eines Sturmwindes, der den Römern entgegen die Bäume ringsum mit den Wurzeln aus dem Boden riß, und unter dem Rauschen gewaltiger Regenschauer, die das Erdreich zum See oder zum türkischen Morast umgestalteten: die schwer gerüsteten Legionen versanken bis an die Hüften, die Schleuderer und Bogenschützen konnten vor dem Toben des Windes ihre Geschooße nicht brauchen. Die leicht bewaffneten Deutschen hingegen trauten in der Freude des gewissen Sieges dem Morast und dem Wetter, und tödteten durch ihre Würfe und Anfälle so viele ihrer in großer Verwirrung ziehenden Feinde, daß diese bereueten, ihr Lager verlassen zu haben, und sich am dritten Tage abermals zu verschanzen begannen. Aber dazu ließen es die Deutschen nicht kommen. Ehe der Graben gehöhlt und der Wall geschüttet werden konnte, singen sie an, von allen Seiten in großer Uebersahl zu stürmen. Da verließ der Legat Numonius Bala seinen Feldherrn und das im halb vollendeten Lager kämpfende Fußvolk, weil er hoffte, mit der Reiterei zu entinnen, ward aber nach kurzer Flucht auf einem offenen Plage im Walde umzingelt und niedergehauen. Varus hatte mehr Muth zum Tode als zum Widerstande, und fiel in sein Schwerdt. Nach ihm vertheidigte der Lager-

präfect Lucius Ergius den noch nicht erstiegenen Wall; als auch er mit vielen Tapfern gefallen, übergab der andere Lagerpräfect Cejonius den Ueberrest des Heers an den Feind. Dieser aber, in der Trunkenheit gährender Volksrauche, mißbrauchte den Sieg. Viele der verhaßtesten Weiniger, die unter den Gefangenen erkannt wurden, erlitten schmähligen oder martervollen Tod. Römische Kriegsbefehlshaber wurden auf benachbarten Grassügeln und Opferaltären abgeschlachtet, andere an Bäume aufgeknüpft, den Sachwaltern aber die Hände abgehauen und die Glieder verstümmelt. Einem der letztern riß einer der barbarischen Sieger die Zunge aus dem Halse und warf sie ihm mit den Worten vor die Füße: Schlange, höre denn endlich auf zu zischen! Denn nichts schien den Barbaren strafwürdiger, als Verdrehung des Rechts, wofür sie alle Kunst der Sachwalter hielten. Bei diesem Anblick zerstieß sich einer der Gefangenen, Namens Cblius, den Kopf an den Fesseln, die man ihm angelegt hatte, viele andere vornehme Römer aber wurden Knechte der Deutschen.

Es waren drei Legionen, die mit dem Hilfsvolk wohl an 30,000 Mann ausmachten, welche auf diese Weise zu Grunde gingen; ihre drei Adler wurden unter der minder ehrenvollen Beute im Lager gefunden und als Siegeszeichen aufgestellt. Das abgehauene Haupt des Varus brachte man zu Herrmann, der es mit der Siegesnachricht an Marbod sandte: er wollte des Zuschauers mit der Hand im Schooße spotten. Aber der König der Markmannen erschraak, daß das deutsche Volk aufgewacht sey und Großes gethan habe; darum wandte er seine Augen

gen Rom, und schickte das Haupt des Varus zum Beweise seiner fortdauernden Freundschaft an den Kaiser.

Zu Rom waren eben Festlichkeiten wegen des glücklich beendigten pannonischen Kriegs veranstaltet worden, als die erste Botschaft von der Vernichtung der germanischen Legionen einlief, und die Freude in gar großes Leid verwandelte. Die Blüthe der römischen Jugend hatte bei dem untergegangenen Heere gestanden, und die vornehmsten Häuser wurden mit Weinen und Wehklagen erfüllt. Augustus selbst, durch häusliche Unfälle gebeugt, fürchtete, daß sein Stern dem Untergange sich nahe, und that große Gelübde zum Jupiter für die Rettung des Reichs. In der ersten Bestürzung soll er alle Fassung verloren, sein Gewand zerrissen und mit lauter Stimme vom Varus die erschlagenen Legionen zurückgefordert haben; eine Erzählung, welche unglaublich scheint, wenn man bedenkt, wie er sein Lebenlang Meister des Scheins und äußern Anstands gewesen. Indes mochte er den Verlust beider Germanien am linken Rheinufer, Belgiens und Galliens, vielleicht gar einen Einfall der Sieger in Italien fürchten, wenigstens ließ er die deutsche Leibwache, der er nach Cäsars Beispiel bisher vorzüglich vertraut hatte, nach den Inseln abführen und gab Befehl, alle in Rom anwesenden Deutschen sollten sich entfernen. Aber die norddeutschen Völkerschaften, die den Sieg erfochten hatten, waren theils von Wanderungs- und Eroberungsgedanken fern, theils entzweiten sie sich gleich in den ersten Tagen der Freiheit; die rheinischen und belgischen Völker aber wurden durch die plötzliche Rückkehr des Asprenas und

seiner zwei Legionen im Zügel gehalten. Dieser Feldherr, ein Unverwandter des Varus, hatte mit einem abgesonderten Heerhaufen am Niederrhein gestanden, und war durch diese Trennung dem unglücklichen Schicksal des Hauptheers entgangen; aber die in den deutschen Festungen zerstreuten römischen Besatzungen konnte er nicht retten. Am längsten wurde die Festung Miso oder Esse an der Lippe, welche Drusus einst zur Zwingsstätte Deutschlands angelegt hatte, von ihrem Befehlshaber Lucius Cadius vertheidigt. Die Deutschen, die sich aufs Belagern nicht verstanden, litten anfänglich harte Einbuße, beschränkten sich aber zuletzt weislich auf Aushungerung des Orts. Da verließen ihn die aufs Aeußerste gebrachten Römer zur Nachtzeit, tauschten die Deutschen durch geschickte Vertheilung blasender Trompeter, als ob Asprenas sich nahe, und erreichten unverfolgt dessen Lager.

Darauf wurden alle Schlösser und Verschanzungen, die Denkmäler der Knechtschaft, geschleift; die Völker aber, die mit den Cheruskern gezogen waren, theilten die den Römern abgenommenen Landstriche. Seitdem wohnten an der Lippe gegen den Rhein zu die Marsen, gegen die Ems die Bruchter. Der vaterländische Boden war befreit, und deutsche Sprache und Sitte vor dem Schicksal bewahrt, das durch die Römer der altspanischen und gallischen widerfahren ist. Der Ort aber, wo die Freiheitschlacht geschlagen worden, ist heut unbekannt, weil die damaligen Deutschen in der Meinung, daß es bei der natürlichen Dankbarkeit der spätesten Nachkommen dessen nicht bedürfe, ihr kein Denkmal gesetzt, oder das Denkmal selbst in den folgenden Jahrhunderten

der Verödung vergessen und verkannt worden ist. Als die spätern Menschen die heilige Stätte aufsuchten, war sogar der Teutoburger Wald, der sich einst über ganz Westphalen erstreckt hatte, verschwunden. Einige Alterthumsforscher haben den Ort bei dem heutigen Detmoldt an der Weser, andere bei der Stadt Hoen in der Grafschaft Lippe gesucht; Möser vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Varus bei Hervord über die Werre ins Osnabrücksche gezogen, und sich auf dem Haarschen Berge zwischen Wulften und Haaren das erstemal gesetzt habe. Auf diesem Berge befindet sich ein altes verschanztes Lager nebst einem heidnisch-deutschen Denkmal an seinem Walle, welches gewöhnlich in die Zeiten Carls des Großen gesetzt wird. Den letzten Stoß habe Varus unter dem Düstrupper Berge an dem Fluß Hase erhalten, wo sich eine Menge deutscher Grabmäler vorfindet. In der Nähe, an einem Berge,

Gretesche genannt, werden zwei große heidnische Altäre, und die Spuren von vielen zerstörten gesehen: dies seyen jene Altäre in den benachbarten Hainen gewesen, auf welchen die gefangenen Kriegsbefehlshaber getödtet worden. Das Urtheil über diese Vermuthung muß Ortskundigen überlassen bleiben.

Diejenigen aber, die da meinen, die Deutschen hätten durch List und Verrath gesiegt, und Hermanns That sey so großes Ruhmens nicht würdig, bedenken nicht, daß er für das Höchste gestritten, was ein Volk sein nennen mag, für die eigenthümliche Art, Sitte und Sprache. Billig aber mag die Ueberlegenheit, welche dem einen Waffen und Kriegskunst geben, von dem andern durch kluge Benützung der Zeit und Gelegenheit aufgewogen werden. Gegen den Feind ist, wie vieles Tödtten Tapferkeit und Sieg, so Hinterlist Klugheit.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Zwischengeschichte bis auf Augusts Tod \*).

Als das Gerücht von den großen Werbungen, die zu Rom gemacht wurden, die erschlagenen Legionen zu rächen, zu den Deutschen erscholl, verlängerten sie ihrem Anführer Hermann seine Feldherrnstelle. Es herrschten aber so große Partheiungen unter ihnen, daß man nicht weiß, ob sie darum oder in der Absicht, den Feind

wiederum ins Garn zu locken, in den zwei folgenden Jahren den Tiberius, welchen August zur Bewahrung Galliens abgeschickt hatte, ungehindert über den Rhein kommen und die nächsten Landschaften verheeren ließen. Doch versuhr Tiberius mit großer Vorsicht; er gab strengen Befehl, daß keiner der Haupt- oder Kriegs-

\*) 19 — 14 nach Chr.

leute, unnöthiges Gepäck mit sich führe, stellte sich beim Uebergange selbst an das Ufer des Flusses, um den Gehorsam zu beobachten, wagte sich nicht in das innere Land, und kehrte bei einbrechendem Herbst (ohne Verlust eines Mannes, wie es heißt,) über den Strom zurück. Dergestalt war es leicht Triumphe zu verdienen. Bald fesselte ihn des Kaisers nah geglaubtes Ende innerhalb der Grenzen Italiens; sein Neffe, Germanikus, des Drusus Sohn, ward Oberbefehlshaber in Germanien an seine Statt.

Im vierzehnten Jahr der christlichen Zeitrechnung, im fünften der Schlacht Herrmanns, endigte Augustus zu Nola in Campanien die wohlgespielte Rolle seines merkwürdigen Lebens; durch ihn ist für immerwährende Zeiten die alte bürgerliche Regierungsweise der europäischen Völker, als dieselbe wegen der Sittenverderbnis nicht mehr bestehen konnte, der Sache, wiewohl zuerst nicht dem Namen nach, abgeschafft, und die Verwaltung großer Reiche durch einen Fürsten allmählig eingeführt worden. „Drei Dinge, sagt ein großer Geschicht-

schreiber fehlten zu seinem Glück: daß er die Thaten seiner Jugend, die Achtungstafeln, aus dem Andenken der Geschichte nicht tilgen konnte, das geizige und sorglose Feldherrn am niedern Rhein dem deutschen Herrmann einen großen Sieg über die Legionen ließen; daß ihm die Götter das Glück versagten, sein Rom einem Nachfolger zu hinterlassen, den er hätte lieben können. Doch scheinbarer Zwang der Umstände erleichterte jene erste Schuld; Hermanns Sieg blieb wegen zu großen Abstandes der Macht, ohne dauernde, unmittelbare Folgen; und man sagt, Augustus habe für sein eignes Andenken desto mehr Zuneigung erwartet, je weniger der Nachfolger von seinen Tugenden hatte.“

In demselben Jahr, in welchem August einem Fremden die Herrschaft über Europa, Asien und Afrika hinterließ, verhungerte seine einzige einst geliebte, dann verstosne, zuletzt beweinte Tochter Julia auf der Insel Pandataria, sein letzter Enkelsohn Agrippa aber ward erwürgt; beides nach Anordnung des Erben.

## Sechzehntes Kapitel.

### Erster Feldzug des Germanicus gegen die Deutschen \*).

Sobald die Nachricht von Augusts Tode unter den römischen Legionen in Niedergermanien bekannt geworden war, machten sie den Versuch, statt des finstern und strengen Tiberius den sehr beliebten Germanicus auf den Kaiserthron zu setzen. Aber dieser, zu edel, sich fremdes Recht

anzumassen, und zu stolz, das Geschöpf soldatischer Laune zu werden, unterdrückte den gefährlichen Aufstand mit eigener Lebensgefahr. Um nun das unruhige Kriegsvolk zu beschäftigen und neue Ausbrüche zu verhüten, führte er es über den Rhein wider die Deutschen, gegen

\*) 14 nach Chr.

welche allein das Reich damals im Kriegsstande war. Einladen mochte ihn überdieß das Gerücht von den innern Unruhen, die unter den Deutschen seit ihrer Befreiung fortbauerten. Die Parthei Hermanns wurde des Strebens nach Herrschaft, die seines Schwiegervaters Segest der Verrätherei und des Verständnisses mit den Römern beschuldigt.

Mit funfzigtausend Mann Römern und Bundesvölkern zog Germanicus bei dem heutigen Xanthen, auf einer neu gebauten Brücke über den Rhein in die Gegend, die heut Clevisches Land ist. Ohne daß die Deutschen etwas gewahr wurden, erreichte das römische Heer den Cäsischen, heut zu Tage Hessischen Wald und den darin vom Tiberius begonnenen Grenz-Verbau. Hier ward ein Lager genommen und von allen Seiten in großer Eilfertigkeit durch Schanzen und neue Verhaue besetzt. Dann rathschlagte der Feldherr, ob er von den zwei Wegen, die durch den dunklen Wald führten, den kürzern und gewöhnlichen, oder den beschwerlichern und bisher unbetretenen, eben darum aber den Feinden auch unverdächtig, einschlagen sollte. Jener führte rechts am Ufer der Lippe nach dem Schlosse Else; der andere wandte sich links gegen Mittag nach der Gegend, wo jetzt die Stadt Münster liegt. Germanicus entschied sich für den letztern, denn er hatte erfahren, die Bewohner dieser Landschaften würden in der nächsten Nacht ein Fest mit großem Gelage feiern. Cäcina rückte mit

den leichten Cohorten voran und schaffte die Hindernisse des Waldes bei Seite; die Legionen folgten in mäßiger Entfernung. Ein helles Sternenlicht zeigte den Weg, und die Flecken der Marsen wurden, ohne Anstand zu finden, erreicht und umstellt. Bei der vollen Sicherheit des Friedens lag alles im tiefen Schlafe; nirgends waren Wachen, welche die Schlummernden hätten wecken können. In vier Keilen brachen die Legionen auf diese Wehrlosen ein, denen der Schlummer der Müdigkeit oder des Rausches schnell in den des Todes verwandelt wurde. Auf viele Meilen in die Runde wurde alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet, weder Geschlecht noch Alter, weder Heiliges noch Unheiliges geschont, und unter andern ein berühmtes, Tansane genanntes, Heiligthum zerstört und der Erde gleich gemacht. Die Römer erlitten keinen Verlust, weil sie nicht gefochten, sondern nur Schlafende und Fliehende niedergemetzelt hatten. Aber bald wurde dem Feldherrn berichtet, die benachbarten Völker, die Bruchter, Lubanten und Uüpeten wären aufgestanden und hätten mit ihrer Landwehr die Wälder besetzt; darum beschloß er eilfertigen Rückzug, ehe noch mehrere Gaue sich vereinigten und ihm das Schicksal des Varus bereiteten. Nur der Nachtrapp wurde angefallen, aber durch die rechtzeitige Gegenwart und Ermahnung des Feldherrn zur Gegenwehr ermuntert, und gerettet. Ohne weitem Verlust kehrten die Römer in ihr Lager, dann über den Rhein zurück.

## Siebzigstes Kapitel.

Zweiter Feldzug des Germanicus. Segest übergiebt sich und seine Tochter Thusnelda an die Römer \*).

Im folgenden Jahre unternahm Germanicus einen ähnlichen Verwüstungszug gegen die Chatten, die Vorfahren der heutigen Hessen, und verbrannte dabei ihre Hauptstadt Mattium, die für das heutige Marburg, von andern für ein Dorf Namens Meh gehalten wird. Gegen die Cherusker ward Cäcina mit einem Heer abgeschickt, um sie zu hindern, den Chatten zu helfen; er stieß aber nur auf die Marsen, die er in ihre Wälder zurücktrieb: die Cherusker selbst waren anderwärts beschäftigt. Der alte Haß zwischen Herrmann und Segest hatte endlich einen offenen Krieg herbeigeführt, in welchem zuerst Herrmann mit seiner Gemahlin in die Gefangenschaft Segests gerathen war; aber bald hatte sich der kühne Anführer befreit, seine zahlreichen Freunde versammelt und den feindseligen Schwiegervater genöthigt, sich in seiner Burg zu verschließen, in der er ihn jetzt belagerte.

Schon hatte Germanicus wie im vorigen Jahre seinen Rückzug gegen den Rhein angetreten, als eine Gesandtschaft Segests vor ihm erschien, und für den hart Bedrängten Hülfe ersuchte. Unter den Gesandten befand sich auch Segests Sohn, Siegmund, derselbe, der vorher Priester am Altar der Ubier gewesen, aber bey der Empörung seiner Landsleute zu ihnen übergegangen war. Als Germanicus erfuhr,

daß der Jüngling, aus Besorgniß vor der Strafe, zu kommen zögerte, ließ er ihn seiner Gnade und der Vergessenheit versichern, und nach Ausrichtung der Aufträge seines Vaters mit einer Bedeckung nach dem Gallischen Ufer bringen. Er selbst kehrte mit dem Heere um, und entsetzte die Burg Segests durch einen unerwarteten Angriff auf die Belagerer, so daß sich Segest nebst vielen seiner Verwandten und Anhänger an die Römer ergeben konnte. Unter den Frauen befand sich auch Herrmanns schwangere Gemahlin, Thusnelda, Gefangene ihres Vaters. „Im Geiste des Vatters, nicht des Vaters, trat sie einher, ohne Thränen und ohne Worte, die Hände unter dem Busen gefaltet, die Augen auf ihren schwangern Leib gesenkt.“ Dann wurden die Stücke des Varianischen Raubes, die auf Segests Antheil bei seinem erzwungenen Beitritt gekommen waren, einher getragen. Zugleich erschien Segest, eine hohe Gestalt, mit der Zuversicht im Blicke, welche ihm das Bewußtseyn seines Einverständnisses mit den Römern gab. Er sprach ohngefähr Folgendes:

„Dieser Tag ist nicht der erste meiner treuen Anhänglichkeit an das römische Volk. Seitdem ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt worden, habe ich meine Freunde und meine Feinde immer nach Eurem Vortheile gewählt; nicht aus Haß gegen

\*) 15 nach Chr.

mein Vaterland, (denn Verräther sind auch denen verhaßt, deren Sache sie befördern,) sondern weil ich überzeugt bin, Römern und Deutschen fromme dasselbe und Frieden sey besser als Krieg. Darum habe ich auch früher schon den Räuber meiner Tochter, den Verleher Cures Bündnisses, Herrmann, bei Varus angeklagt, und zurückgewiesen durch die Sorglosigkeit dieses Feldherrn, weil die Gesetze geringe Sicherheit gewährten, verlangt, man solle mich und Herrmann nebst seinen Verschwornen in Fesseln legen. Zeugin ist jene Nacht, wollte Gott, sie wäre die letzte gewesen! Was darauf sich begeben, kann eher beweint als gerechtfertigt werden: wie ich nachmals dem Herrmann Ketten angelegt, so habe ich früher von seiner Parthei deren erduldet! Aber sobald mir die Verbindung mit dir wieder geöffnet worden, habe ich das Alte dem Neuen, das Ruhige dem Stürmischen vorgezogen, nicht des Lohns wegen, sondern um mich von den Treulosen zu trennen, und für mein Volk ein Friedensstifter

zu werden, wenn es Reue dem völligen Untergange vorziehen sollte. Für die Jugend und den Irrthum meines Sohns bitte ich um Verzeihung; daß mein Tochter gezwungen hier ist, gestehe ich ein: du, o Cäsar magst entscheiden, ob sie als Herrmanns Gemahlin oder als Segests Tochter behandelt werden soll.“

Der Cäsar gab eine gnädige Antwort, und versprach ihm und seinen Kindern einen sichern Aufenthaltsort in einer römischen Provinz, vorläufig zu Vetera am Rhein, da wo heut Kanthen ist. Thusnelda gebahr daselbst einen Sohn, der nachmals zu Ravenna erzogen wurde, und dessen Begebenheiten Tacitus als sonderbare Schicksalslaunen zu erzählen verspricht: aber ihr Andenken ist mit den Büchern seiner Geschichte, worinn diese Erzählung enthalten war, verloren gegangen. Germanicus führte das Heer über den Rhein zurück, und ward von dem neidischen Oheim Tiberius mit dem Titel Imperator begrüßt.

## Achtzehntes Kapitel.

Bestattung der unter Varus erschlagenen Legionen. Cäcinas Gefahr \*).

Auf die Nachricht von Segests Uebertritt und Thusneldens Gefängniß gerieth Herrmann in die Wuth der Verzweiflung; er slog durch das Land der Cherusker, und rief alles in die Waffen gegen den Verräther und gegen den Cäsar. „Des wackern Vaters! des großen Feldherrn!

des tapfern Heers! die mit vereiniger Kraft endlich ein schwaches Weib fortzuführen vermocht! Er habe drei Legionen und eben so viele Legaten besiegt! Nicht durch Verrath und gegen schwangere Weiber, sondern offen und gegen Bewaffnete führe er Krieg; noch könne man

\*) 15 nach Chr.

in den deutschen Wäldern die römischen Fahnen sehen, die er den Göttern des Vaterlands aufgehängt habe. Möge immer Segest am besiegten Ufer einen Wohnplatz finden, möge er seinem Sohne die Priesterwürde wieder verschaffen: nie würden ihn die Germanen entschuldigen, weil sie einmal zwischen der Elbe und dem Rhein römische Gerichte und Ruthenbündel gesehen hätten. Andere Völker wußten aus Unkenntniß der römischen Herrschaft nichts von Abgaben und Todesstrafen: die Deutschen, welche diese Dinge kennen gelernt und sich ihrer unter dem vergötterten August und dem auserwählten Liberius entledigt, möchten jetzt einen unerfahrenen Jüngling und ein aufrührerisches Heer nicht fürchten! Wenn sie ihr Vaterland, ihre Väter und ihre uralten Heiligthümer fremden Gebietern und neuen Colonien vorzögen, würden sie gewiß lieber dem Herrmann zu Ruhm und Freiheit, als dem Segest zu verbrecherischer Knechtschaft folgen.“

Dadurch wurden nicht bloß die Cherusker sondern auch alle benachbarten Völker aufgeregt; sogar Ingomar, Herrmanns Oheim, vergaß der Eifersucht gegen den Neffen und der alten Anhänglichkeit an die Römer. Germanicus mußte besorgen, daß die erbitterten Deutschen den Krieg angriffsweise versuchten, und beschloß daher, dieser Gefahr zuvor zu kommen. In dieser Absicht schickte er seinen Legaten Cäcina mit vierzig Cohorten durch das Land der Bruchter an die Ems; eben dahin mußte die Reiterei durch das Land der Friesen aufbrechen; er selbst führte vier Legionen auf einer Flotte über die Nordsee in die Ems, welcher Fluß zum Vereinigungspunct aller drei Heere bestimmt war.

Die Bruchter steckten selbst ihre Hütten in Brand. Bey der Verfolgung erbeutete ein römischer Befehlshaber einen der Adler, die mit Varus verloren gegangen waren. Von hier drang Germanicus weiter herauf, verwüstete die ganze Gegend zwischen der Ems und Lippe, und näherte sich endlich dem Teutoburger Walde, wo die Ueberbleibsel des Varus und seiner Legionen unbegraben liegen sollten.

Germanicus wurde von dem Wunsche ergriffen, diesen unglücklichen Kriegern und ihrem Führer die letzte Ehre zu erweisen; das ganze Heer gerieth in wehmüthige Stimmung: jeder gedachte seiner Verwandten, Freunde, oder der Zufälle des Kriegs und des Schicksals der Menschen. Cäcina wurde vorausgeschickt, die Einsamkeit des Waldes zu erkundschaffen, und über die Teiche und trügerischen Moorfelder Brücken und Dämme zu legen; hinter ihm zog das Heer durch düstre, dem Anblick und der Erinnerung gleich schauervolle Gefilde. Zuerst stießen sie auf das regelmäßig abgestochene Lager des Varus, wo die Legionen dem ersten Anfall widerstanden hatten; dann trafen sie auf einen halb zerstörten Wall mit niedrigem Graben, wo sich die zusammen geschmolzenen Reste des Heers noch einmal gesetzt hatten; mitten auf dem Schlachtfelde lagen die bleichenden Gebeine, einzeln oder in Haufen, je nachdem geflohen oder gekämpft worden war; darunter zerbrochene Waffen und Gerippe von Pferden; von den Baumstämmen sahen angenagelte Menschenköpfe herab; in benachbarten Hainen standen die Altäre, auf welchen die Obersten und Hauptleute geschlachtet worden waren. Einige der Knechtschaft entronnene Zeugen jener Schreckensnacht

wiesen die Orte nach, wo die Legaten gefallen, die Adler geraubt worden; wo Varus die erste Wunde erhalten; wo Herrmann auf der Rednerbühne gestanden; wo die Gefangenen hingerichtet, die Adler und Fahnen verhöhnt worden. Damals, sechs Jahre nach dem Varianischen Unfall, wurden die Ueberbleibsel dreier Legionen mit Erde bedeckt; das erste Stück Rasen legte der Cäsar selbst auf den Hügel. Durch das Gefühl des Schmerzes und der Rache glaubte er seine Krieger zum Siege gespornt zu haben: aber Herrmann entging ihrem Angriff durch geschickten Rückzug in die Wälder, aus denen er plötzlich auf einer andern Seite hervorbrach. Die überraschte Reiterei gerieth in Gefahr, in einen See getrieben zu werden, hätte nicht Germanicus noch schnell genug seine Legionen aufgestellt. Tacitus sagt, das Treffen sey unentschieden geblieben, aber der schnelle Rückzug des Germanicus zur Flotte auf der Ems, und der Tadel, den Tiberius über die Todtenbestattung aussprach, welche dem Soldaten den Muth benommen habe, bekundigen hinlänglich den wahren Ausgang.

Cacina, welcher vermuthlich durch das Treffen von dem Hauptheer getrennt worden war, erhielt Befehl, sich mit seinen Cohorten auf dem langen Damme, den einst Lucius Domitius, der Legat des Drusus, durch Wald- und Moor-gegenden auf der Nordseite der Lippe, bis nach Aliso am Rhein geschlagen hatte, zurück zu ziehen. Dieses Aliso ist ein anderes als jenes von den Deutschen nach der Varianischen Niederlage zerstörte, und lag auf der Stelle des heutigen Wesel. Er kannte den Weg und die Nothwendigkeit der Eile; aber da er den Damm

theilweise verfallen und viele Brücken zerbrochen antraf, wurde er so aufgehalten, daß ihm Herrmann auf kürzern Wegen zuvorkam. Das Heer mußte mitten in einem Sumpfe Halt machen, und sich einer Seits zur Abwehr des Angriffs, andrer Seits zur Wiederherstellung des Dammweges rüsten. Furchterlich mischte sich das Geschrei der Werkleute und der Krieger; den Römern sank der Boden unter den Füßen; die schwere Rüstung drückte ihre Leiber in den Morast und das Wasser lähmte ihre Arme, daß sie den Wurfspeer nicht schwingen konnten. Dagegen waren die Cherusker schon gewohnt, sich in Sümpfen zu schlagen; ihre riesenmäßige Größe erleichterte ihnen den Gebrauch der Spiesse, mit denen sie nicht warfen, sondern stachen. Erst die Nacht entriß die Legionen dem wankenden Kampfe, führte aber neue Schrecknisse herbei. Ringsum ertönten die Siegesgesänge der Feinde, und verkündeten den Römern das Schicksal der Legionen, deren Gebeine sie eben bestattet hatten. Der Feldherr sahe im Traum den blutigen Schatten des Varus aus dem Gewässer heraufsteigen und winken. Mit Anbruch des Morgens verließen die Legionen, welche die Seiten deszugs decken sollten, ihre Stellung, und suchten jenseits des Morastes ein offenes Feld zu gewinnen. Als nun die Deutschen den Angriff des vorigen Tags unter dem Zurufe Hermanns erneuerten: da ist zum zweitenmal Varus mit seinem Heer! retteten die Römer mit Mühe ihre Adler und ihren Feldherrn, der verwundet vom Pferde sank; alles Gepäck ging verloren. Dieses aber war Glück für die Römer, da die Deutschen durch Plünderung desselben fernern Angriff

und weitere Verfolgung versäumten, so daß gegen Abend ein offener Platz und fester Boden zur Aufschlagung eines Lagers erreicht ward. Kaum war das Lager nothdürftig fertig, — der Verlust der meisten Werkzeuge und aller Zelte erlaubte nur die äußre Verschanzung durch Wall und Graben — als ein losgerissnes Pferd das Geschrei veranlaßte, die Deutschen begannen den Sturm. Sogleich stürzte alles in wilder Flucht zum Lagerthore, und der verwundete Feldherr mußte sich, um dieselbe zu hemmen, endlich selbst quer über den Weg werfen. Als es ihm gelungen war, die Gemüther zu beruhigen und von der Möglichkeit der Rettung durch tapfern Widerstand zu überzeugen, ließ er alle im Lager noch vorhandenen Pferde, seine eigenen zuerst, an die Tapfersten austheilen.

Unterdeß herrschten unter den Deutschen verschiedene Meinungen wegen des Angriffs. Herrmann rieth, man solle die Römer aufbrechen lassen und sie erst während des Zugs angreifen. Dagegen meinte Ingomar, es sey besser, das Lager zu stürmen; man werde dabei mehrere Gefangene und reichere Beute machen. Dieser Vorschlag wurde befolgt. Bei Anbruch des Tages griffen die Deutschen an, füllten die Gräben, legten Faschinen und erstiegen schon hin und wieder den Wall, weil ihnen zuerst mit Absicht geringer Widerstand entgegen gesetzt wurde, als plötzlich die Hörner und Trommeten erklangen, die Römer in fester Ordnung gegen die schon zerstreuten Angreifer losbrachen und sie gänzlich zurückschlugen. Ingomar selbst ward verwundet, Herrmann aber hatte den Trost, durch diesen Unfall die Klugheit seines Raths bestätigt zu sehen. Cäcina setzte nun-

mehr ungehindert seinen Weg bis an den Rhein fort, wo Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, die Ermatteten mit mütterlicher Sorgfalt empfing.

Nicht weniger hatte das Heer, welches Germanicus auf der Ems eingeschifft, durch andere Unfälle gelitten. Wegen Seichtigkeit des Fahrwassers mußte er zwei Legionen ans Land setzen, und längst der Seeküste hinziehen lassen. Diese wurden von einer durch den Nordwind zu ungewöhnlicher Höhe getriebenen Fluth überfallen, mußten eine ganze Herbstnacht bis an den Hals im Wasser zubringen, und erreichten nur mit Verlust vieler Menschen und des Gepäcks den Ort, wo die Flotte des Germanicus sie aufnahm. Indes hatte sich im römischen Germanien das Gerücht verbreitet, sie wären alle im Wasser umgekommen, und man glaubte nicht eher das Gegentheil, als bis man es sah. Die ziemlich betrübte Rückkehr erhielt dadurch einigen Glanz, daß Segimer, der Bruder Segests, mit seinem Sohne als Flüchtling bei den Römern erschien und deren Gnade ansuchte, weil durch Segests Uebertritt seine ganze Familie bei den Cheruskern in den Verdacht der Verräthelei gekommen war. Es wurde ihm die Stadt der Ubier, das nachmalige Cöln, zum Wohnplatz angewiesen, dem Sohne aber, dem man vorwarf, an der Verhöhnung der Leiche des Varus thätigen Antheil genommen zu haben, erst nach einiger Weigerung verziehen.

Erzählt wird in den römischen Geschichtbüchern, die Völker Galliens, Hispaniens und Italiens hätten gewetteifert, die Verluste des Heers zu ergänzen; was jeder gehabt, Waffen, Pferde, Gold, sey bereitwillig dargeboten worden.

Diesen Eifer habe Germanicus gelobt, aber nur Waffen und Rosse angenommen, und mit eigenem Gelde die Krieger unterstützt. Um das Gedächtniß der erlittenen Unfälle durch Freundschaft zu mildern, besuchte er die Kranken, rühmte Einzelner tapfere Thaten, ließ ihre Wunden sich zeigen, und munterte den einen durch Hoffnung, den andern durch Ehrgeiz, alle durch liebevolle Worte und Sorgfalt zu neuen Unternehmungen auf.

### Neunzehntes Kapitel.

#### Letzter Feldzug des Germanicus \*). Schlacht auf dem Felde Idistavivus \*\*).

Der Kaiser Tiberius mißbilligte die kostbaren Feldzüge, welche seine Heere zu Grunde richteten und höchstens den Kriegsrühm seines Neffen vermehrten, auf den er ohnehin eifersüchtig war: denn so zweydeutig immer die Erfolge gegen die Deutschen seyn mochten, Germanicus erschien in den Augen des Volks zugleich als Rächer des römischen Namens, und als Nachfolger auf der Bahn der großen Vorfahren Julius und Drusus. Ueberdies machte den argwöhnischen Herrscher die wachsende Anhänglichkeit der Legionen an den Germanicus und dessen Familie besorgt. Dieser sah daher seiner nahen Abrufung entgegen. Um nun bei dem ungünstigen Ausfall der letzten Unternehmung nicht als Besiegter aus Germanien zu scheiden, beschloß er noch einen Hauptzug wider die Deutschen, bei welchem die Nachtheile des Bodens und der weiten Entfernung durch gehörige Be-

nutzung des Meeres und der Flüsse vermieden würden. Er überlegte, daß im offenen Treffen die Römer bisher immer gesiegt hätten; daß aber den Deutschen ihre Wälder und Moräste, ihr kürzer Sommer und frühzeitiger Winter zu Gute käme. Der römische Soldat werde weniger durch Wunden als durch lange Märsche aufgerieben, Galliens Pferdereichthum sey erschöpft, und der lange Zug des Gepäcks erleichtere den Feinden den Angriff und mache den Römern die Vertheidigung schwer. Von der See-seite hingegen sey das alles zu vermeiden; der Feldzug könne zu rechter Zeit eröffnet, mit den Legionen zugleich die nöthigen Vorräthe eingeschifft, und Reiter und Pferde durch die Mündungen der Flüsse ganz unversehrt mitten ins Land gebracht werden. Hierzu kam, daß Germanicus auf die Freundschaft der Küstenbewohner, der Friesen und Rauchen, rechnen konnte.

\*) 16 nach Chr. \*\*) Idistavivus ist nichts als die Antwort eines Deutschen auf die Frage des Römers, wie das Feld heiße? — it ist a wise. So fragten die Spanier an einer Amerikanischen Küste, wie das Land heiße? Und als die Bewohner zur Antwort gaben: Dulatan (wir stampfen Sago) wurde daraus ein Name, den das Land heute noch führt.

Er ließ also auf dem Rhein, auf der Maas, auf der Schelde und andern Flüssen eine Flotte von tausend Fahrzeugen verschiedener Gestalt erbauen, und an der batavischen Insel zur Einschiffung des Heers versammeln. Unterdeß machte sein Legat Silius einen Streifzug in das Land der Chatten, von wo er einige Beute und die Gemahlin und Tochter eines vornehmen Chatten, Namens Arpus, als Gefangene zurückbrachte. Germanicus selbst zog mit sechs Legionen nach dem Schlosse Aliso, an der Spitze, weil die darin liegende römische Besatzung von den Deutschen belagert ward. Auf die Nachricht von seiner Annäherung zogen sich die Belagerer zurück, zerstörten aber vorher einen zur Ehre des Drusus errichteten Altar. Der Grabhügel, welchen die Römer über den Gebeinen der Varischen Legionen aufgeworfen, hatte gleiches Schicksal erlitten. Jenen, nicht diesen erneuerte Germanicus, weil er es für gefährlich hielt, sich vom Rhein zu entfernen. Von der Festung quer bis an den Fluß zog er einen Erdwall, um sie und die Rheinbrücke gegen unvermuthete Anfälle zu schützen.

Während dieser Unternehmungen war die Flotte vollendet worden; sie bestand theils aus kurzen und dickbäuchigen, zum Widerstand gegen hochgehende Fluthen geeigneten Schiffen, theils aus platten Fahrzeugen, die ohne Gefahr stranden konnten; mehrere hatten zwei Steueruder, um leicht nach beiden Seiten gewendet zu werden; andere, die durch Brücken verbunden, Geschütz, Roffe und Vorräthe, durch die doppelte Schnelligkeit der Seegel und Ruder wie im Fluge dahin führten, gewährten mit

ihren jubelnden Kriegern einen furchtbar schönen Anblick. Als Germanicus das ganze Heer eingeschifft hatte, führte er es den Rhein hinunter durch den drussischen Graben in die Süder- und Nordsee. Er landete am Ausfluß der Ems, auf der linken Seite des Flusses an der kleinen Festung Amisia (Emden), und beging dadurch den Fehler, das Heer erst über den Fluß auf Brücken führen zu müssen, deren Fertigstellung mehrere Tage Zeit wegnahm. Wäre er weiter hinaufgefahren, so hätte er zugleich die großen Sümpfe und Seen vermieden, welche die Austritte des Meers an der Nähe der Küste hervorgebracht hatten. Aber der Mangel eines andern Hafens bestimmte ihn, grade da und nirgends anders zu landen. Indes zog er sich bald südwärts und erreichte die Weser, an deren rechtem Ufer die Cherusker standen. Herrmann, umgeben von mehrern Fürsten, trat hervor und rief fragend herüber: ob der Cäsar dabei sey? Auf die bejahende Antwort bat er um Erlaubniß, mit seinem Bruder reden zu dürfen, der mit dem Namen Flavius geschmückt, im römischen Heere diente, und im Feldzuge unter dem Tiberius ein Auge verloren hatte. Die Unterredung wurde verstattet und nach langer Trennung sahen sich die beiden Brüder, wiewohl durch den Fluß geschieden, wieder. Herrmann, der seine Begleiter entlassen hatte, verlangte, auch die römischen Bogenschützen sollten sich entfernen. Als dies geschehen, fragte er, bei welcher Gelegenheit er im Gesicht verstümmelt worden, und da Flavius den Ort und das Treffen angab, welche Belohnung er dafür erhalten habe? Flavius erwähnte des erhöhten Soldes, der Halskette, der Ehren-

krone und anderer kriegerischer Belohnungen, aber Herrmann verspottete das alles als Zeichen der Knechtschaft. Hierauf rühmte jener die römische Größe, und die Macht des Cäsars; schwer sey die Strafe der Besiegten, aber der freien Ergebung sey Huld und Gnade gewiß, weder seine Gattin noch sein Sohn würden als Feinde behandelt. Dagegen führte ihm Herrmann die Pflicht gegen das Vaterland, die uralte Freiheit, die Götter der Heimath, und die Bitten ihrer Mütter zu Gemüthe; er möge nicht lieber der Verräther als der Führer seines Volks seyn wollen. Das Gespräch ging dergestalt allmählig in Schmähworte über, und kaum hinderte sie der Fluß, handgemein zu werden. Flavius forderte schon ein Pferd und Waffen, als der römische Befehlshaber Stertinius herbeisprang und ihm wehrte, in den Fluß hinein gegen Herrmann loszugehen, der vom andern Ufer, meist in lateinischer Sprache, Drohungen und Herausforderungen herüber sandte.

Am folgenden Tage zeigte sich, wie Herrmann gedroht hatte, ein deutsches Heer in Schlachtordnung. Germanicus, der mit den Brücken noch nicht fertig war, ließ bloß die Reiterei auf eine Fuhrt durch den Strom setzen. Die Bataver, von ihrem Fürsten Cariovalda geführt, erreichten zuerst das jenseitige Ufer, wurden aber durch den verstellten Rückzug der Cherusker auf ein von Wald umgebenes Feld gelockt und von allen Seiten umringt. Cariovalda munterte sie auf, sich durchzuschlagen, und sprengte selbst auf den dicksten Haufen der Feinde, aber sein Pferd wurde unter ihm erstochen und er selbst von vielen Pfeilen durchbohrt. Viele edle Bataver starben mit ihm, und we-

nige der übrigen würden entronnen seyn, wären nicht die Römer den Bedrängten endlich zu Hülfe gekommen.

Als nun Germanicus den Uebergang des Hauptheers bewerkstelligt hatte, erfuhr er durch einen Ueberläufer, daß Herrmann schon einen Ort zum Treffen ausersehen habe, daß noch andere Völkerschaften in dem Walde sich versammelten, der dem Herkules heilig sey, und daß sie einen nächtlichen Angriff auf das römische Lager versuchen würden. In derselben Nacht durchschritt Germanicus unerkannt, mit einem einzigen Begleiter und in eine Thierhaut gehüllt, die Straßen des Lagers, um die Gemüther seiner Krieger zu erforschen. Ein Deutscher ritt an den Wall und rief mit lauter Stimme, Herrmann wolle einem jeden, der überträte, für die Dauer des Feldzugs täglich hundert Sestertien Sold, und nachmals Weiber, Ländereien und Wohnungen anweisen. Die erbitterten Römer antworteten: „Mit Anbruch des Tages würden sie sich schlagen. Uebrigens nähmen sie das Anerbieten als Vorbedeutung, daß das Glück ihnen die Weiber, Wohnungen und Ländereien der Deutschen zur Beute bestimmt habe.“ Bald darauf, um die dritte Nachtwache, machten die Deutschen einen Versuch auf das Lager, zogen sich aber zurück, als sie die Römer in guter Bereitschaft antrafen.

Auf einer Ebene, welche Tacitus Idistavisus nennt, stellten vor Aufgang der Sonne beide Feldherrn ihre Heere in Schlachtordnung. Germanicus, durch Träume und günstige Zeichen gestärkt, ermuthigte die Seinen, indem er sie an die Ueberlegenheit ihrer Waffen und Kriegskunst, an die Nähe der Elbe, das Ziel

ihrer Anstrengungen und das Ende ihrer Mühseligkeiten erinnerte; denn über die Elbe hinaus wolle er den Krieg nicht fortsetzen, aber bis zu der Stelle, wo Drusus gestanden, wolle auch er gelangen. Dagegen sprachen Herrmann und die übrigen Feldherrn der Deutschen zu den übrigen, „wie das dieselben Römer, die Ueberreste des Varischen Heers wären, die, um nicht in den Krieg ziehen zu dürfen, eine Empörung angefangen hätten; ein Theil derselben mit Wunden beladen trüge den Rücken, ein anderer Theil die durch Fluthen und Stürme geschwächten Glieder wiederum den Feinden und den zürnenden Göttern entgegen. Eine Flotte und Abwege des Weltmeers hätten sie auffuchen müssen, damit ihrer Ankunft Niemand begegnen, Niemand ihre Flucht verfolgen gekonnt; jezt, wo es zum Kampfe kommen werde, könne ihnen die Hilfe der Winde und Ruder nichts nützen. Ob sie alle wohl noch des Geizes, der Grausamkeit, des Hochmuths der Römer gedächten? Nichts bleibe übrig, als die Freiheit behaupten, oder sterben vor der Knechtschaft.“

Es war aber das Feld Idistavisus und der Herkuls-Wald gelegen zwischen Minden und Blotho, da wo die Weser nicht ihren gewöhnlichen nördlichen Lauf hält, sondern sich grade von Osten nach Westen zieht. Längst des Schlachtfeldes schlängelte sich der Fluß; ihm gegen über erhoben sich Hügel, im Hintergrunde ein hochstämmiger Wald. Die Cherusker allein hielten die Anhöhen besetzt, um von oben herab anzugreifen, wenn die Römer mit den übrigen Völkern beschäftigt seyn würden, die auf der Ebene standen. Im römischen Heere zogen die germanischen und gallischen Bundesvölker vorn;

auf diese folgten die Schützen zu Fuß; dann vier Legionen und Germanicus selbst mit zwei prätorischen Cohorten und dem Kern der Reiterei; hierauf wieder vier Legionen, von der leichten Reiterei und den berittenen Schützen begleitet, zuletzt die übrigen unzuverlässigen Bundesgenossen. Es war dies auf das wenigste ein Heer von neunzigtausend, mit Waffen und Rüstungen aller Art wohl versehener Kriegerleute, denen bis jezt kein König und kein Volk widerstanden, und die mit der Hälfte oder dem Drittheil solcher Zahl die mächtigsten Reiche über den Haufen geworfen hatten. Schleuderer und Schützen pflanzten die Schlacht zu beginnen; letztere hatten hölzerne, drei Schuh lange Pfeile mit eisernen Spizen, jene bleierne oder steinerne Kugeln. Sie zerstreuten sich auf die Flügel. Hierauf warf die erste Reihe der Legion, die Hastarier, den sieben Fuß langen Spieß mit krummer Spitze, die sich an feindliche Schilde klammerte und hiedurch die Bewegung hinderte. Indes der Feind hiemit beschäftigt und seine Linie geöffnet war, griffen jene zum Schwert und entschieden die Schlacht. Wie das erste Treffen war auch das zweite, die Principes, bewaffnet; das dritte, die Triarier, trug eine Pike, länger und leichter als der Spieß. Die Reiterei trug Lanzen und große Säbel. Die Bedeckung des Fußvolks war ein bis auf die Achsel herunter gehender Helm, von dem ein Federbusch drohend wankte, ein Panzer und ein leichtbewegliches Schild; die Reiter trugen Helm, Schild, Panzerhemd und Stiefeln. Diesen furchtbaren Waffen setzten die Deutschen große aus Ruthen geflochtene und mit Brettern überzogene Schilde, sehr lange Speere und kurze

Pfeile entgegen. Mit den Speeren war die erste Reihe, mit den Geschossen die folgenden Treffen bewaffnet.

Als die im Walde versteckten Cherusker die Römer stolzen Schritts einher ziehen sahen, stürzten einige Haufen mit ungestümr Hitze hervor und verriethen den Schlachtplan ihres Feldherrn, vermöge dessen die Römer sich erst mit den übrigen verwickeln, und dann von oben herab angegriffen werden sollten. Germanicus schickte sogleich seine Reiterei aus, diesem Hinterhalt in die Seite und in den Rücken zu fallen. Acht Adler zogen als günstiges Zeichen den Römern nach dem Bergwalde voran. Zugleich wurden die in der Ebene aufgestellten Deutschen vom römischen Fußvolk angegriffen und gegen die Waldhöhe getrieben. In dem Augenblicke nun, wo sie die Hilfe der Cherusker erwarten mochten, stürzten diese selbst, von der römischen Reiterei verfolgt, die Hügel herunter. Zwar suchte Herrmann den Knäuel der auf einander Fliehenden zu entwirren, und ohngeachtet er selbst verwundet war, die Seinen wieder zum Stehen zu bringen; aber als er eben die römischen Schützen durchbrechen wollte, eilten die Cohorten der Rhäter, Windeliker und Gallier herbei, und er konnte zuletzt nur durch die Schwungkraft seines Körpers und die Schnellig-

keit seines Rosses entkommen. Einige erzählten, er habe sich, um nicht erkannt zu werden, das Gesicht mit Blut besprützt; andere, die Rauchen, die unter den römischen Bundesgenossen sochten, hätten ihn absichtlich durchgelassen. Ingomar entkam auf ähnliche Weise. Unter den übrigen wurde furchtbar gemordet. Viele, die sich in die Weser stürzten, um durch Schwimmen zu entkommen, wurden von den Geschossen der Römer erlegt, oder von den Wellen fortgerissen, oder von der Menge der nacheilenden Flüchtlinge und der Masse der einstürzenden Ufer bedeckt. Einige, die auf die höchsten Bäume geklettert waren, dienten den Schützen zu Zielpunkten, oder wurden von den umgehauenen Bäumen erschlagen. Von eils Uhr des Morgens bis zum Anbruch der Nacht dauerte das Morden; der Erdboden war zehntausend Schritt weit mit Leichen und Waffen bedeckt. Unter der Beute fanden die Römer Stricke und Ketten: sie schlossen daraus auf das Schicksal, das ihnen bevorgestanden, wenn sie besiegt worden wären. Das Heer begrüßte auf der Wahlstatt den Tiberius als Imperator, wie unsere Heere ihre Fürsten hoch leben lassen, und erhobete einen Hügel, auf welchem ein Siegeszeichen von erbeuteten Waffen mit den Namen der überwundenen Völker aufgerichtet wurde.

## Zwanzigstes Kapitel.

## Schlacht am Steinhuder-See gegen den deutschen Landsturm.

Die Römer erwarteten bei dem großen Verluste, den die Deutschen in der letzten Schlacht erlitten hatten, keinen fernern Widerstand bis zur Elbe zu finden, und glaubten mit Zuversicht dem Gerüchte, die Ueberwundenen hätten beschlossen, ihr Land aufzugeben und sich über die Elbe zu ziehen. Aber diese Hoffnung er fand sich gar bald als eine Täuschung. Weder der Muth noch die Kraft der Deutschen war gebrochen; vielmehr erstarkten beide zu dem unerschütterlichen Entschlus, den heimischen Boden bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Alles griff zu den Waffen. Ein Volksaufgebot, (Tacitus nennt Geringe und Bornehme, Jünglinge und Greise als seine Bestandtheile,) ermüdete den Zug der Römer durch tägliche Gefechte, und erschien endlich unerwartet in fester Stellung als Volksheer. Da vermutheten die Römer, das von ihrem Feldherrn errichtete Siegesdenkmal habe die Deutschen also zum Grimme gereizt, und sie bestimmte, ihren beschlossnen Rückzug zu ändern; aber diese Norddeutschen waren keine Wanderungsvölker mehr, wie die östlichen und südlichen Sweben, die vor einem mächtigen Andränge zurückweichen konnten: sie mußten sich wehren oder umkommen.

Es war eine sumpfige Ebene, von der Weser und von Wäldern umschlossen, wo das deutsche Volksheer seine Stellung nahm. Rings um die Wälder zog sich ein tiefer See, an dessen nördlicher Seite die Angrivarier einen Damm

zur Grenzscheide von den Cheruskern aufgeschütet hatten. Diesen Damm besetzte deutsches Fußvolk; die Reiterei verbarg sich in benachbarten Hainen, um den Legionen, sobald sie den Wald beträten, in den Rücken zu fallen.

Aber Germanicus hatte die ganze Stellung erspäht. Darum theilte er sein Heer, überließ der Reiterei die Ebene, das Fußvolk aber sollte in zwei Haufen gesondert auf der einen Seite den Wald nehmen, auf der andern den Damm erstürmen. Den letztern Haufen führte er selbst an. Während nun jene mit leichter Mühe in den Wald einbrachen, fanden die Bestürmer des Damms so heftigen Widerstand in den gewichtigen Schlägen und Stößen der Deutschen, daß der Feldherr sich genöthigt sah, die Legionen zurückzuziehen, und die Schützen mit den Schleuderern vorrücken zu lassen. Zugleich wurden die dichten Reihen der Vertheidiger durch Speere niedergeschmettert, welche das schwere Geschütz der Römer mit furchtbarer Stärke schleuderte. So gelang es dem Germanicus, mit den prätorischen Cohorten den Damm zu erstürmen und gegen den Wald vorzudringen. Mann gegen Mann wurde gefochten; die Deutschen hatten den See, die Römer den Fluß oder Berge im Rücken; beiden Theilen ließ ihre Stellung nur im Siege Rettung hoffen.

Die Deutschen fochten nach dem Zeugniß der Römer mit nicht geringerm Muth, aber nachtheilig war ihnen die Schlachtart und ihre

Bewaffnung. Wegen der Enge des Orts standen sie zu sehr gedrängt, konnten sich nicht frei bewegen und weder ihre Uebermacht noch ihre Stoßwaffen gebrauchen. Durch seinen Schild gedeckt eröffnete sich der römische Soldat mit dem Schwerdte einen Weg in die ungewappneten Haufen, und richtete unter ihnen große Verheerungen an. Weiderseits wurde mit der Wuth der Verzweiflung gefochten; Herrmann war verwundet; aber Ingomar slog von Reihe zu Reihe, ohne beim Wanken des Glücks vom Muthe verlassen zu werden. Auf der andern Seite nahm Germanicus, um von allen erkannt zu werden, den Helm vom Haupte und rief den Seinen zu, keine Gefangenen zu machen. Nur die Vernichtung des Volks könne den Krieg endigen.

Bis in die Nacht wurde gekämpft, und ermattet vom Morden zogen die Legionen sich ins Lager; die Reiterei hatte mit zweifelhaftem Erfolge gesritten, nichts verlautet von einem Rückzuge oder einer Flucht der Deutschen. Dennoch schrieben sich die Römer den Sieg zu, und errichteten für die vergängliche Dauer ihrer Anwesenheit einen großen Wassenhaufen mit der stolzen Aufschrift, „daß das Heer des Tiberius nach Bezwingung aller Völker zwischen dem Rhein und der Elbe dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht habe.“ Seinen eignen Namen wagte Germanicus nicht beizufügen, aus Furcht, dem Kaiser zu mißfallen.

Aber trotz des angeblichen Siegs und der prächtigen Aufschrift wurde der angekündigte Zug an das Ufer der Elbe aufgegeben, und wie im vorigen Jahre, so auch diesmal der Rückzug

beschlossen: bei dem entschiedenen Widerstande des Volks war an keine Behauptung des eroberten Bodens zu denken. Einige Legionen nahmen den Landweg; die größere Zahl führte Germanicus zu Schiffe auf der Ems in die Nordsee. In majestätischem Zuge seegelten und ruderten anfänglich die tausend Schiffe über das ruhige Meer, aber bald entstand ein gewaltiger Sturm, und die mit großer Beute beladene Flotte ward theils von den Wellen verschlungen, theils an entlegene Küsten und zu fernen Inseln verschlagen. Das Schiff des Germanicus landete ganz allein am Gestade der Kauchen. Mehrere Male hatte er beim Anblick der Zerstörung, als deren Urheber er sich ansah, sich ins Meer stürzen wollen; aber bei ruhiger Ueberlegung erkannte er es für rühmlicher, die Trümmer seiner Flotte abzuwarten, und die wieder hergestellten Schiffe zur Auffuchung seiner verschlagenen Mannschaften abzuschicken. Einige derselben waren an öden Küsten schon ein Raub des Hungers geworden, andere hatten ihr Leben durch Pferdefleisch gefristet. Viele von den Küstenbewohnern ins innre Land als Sklaven verkauft wurden in der Folge von den Angrivariern, die damals Freunde der Römer waren, ausgelöst; einige, die an die brittische Küste geworfen worden waren, von den dasigen Königen zurückgegeben. Sie entschädigten sich für die ausgestandenen Gefahren durch Erzählungen von Wundern, die sie gesehen haben wollten, von den gewaltigen Meerstrudeln, den ungeheuren Vögeln, Seegeschöpfen und thierischen Halbmenschen, welche der Aberglaube des Südens in der unbekanntn Nordwelt einheimisch wählte.

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

## Heimkehr und Triumph des Germanicus \*).

Damit der Ruf des erlittenen Unfalls die Deutschen nicht zur Erneuerung des Kriegs ermuntere, ließ Germanicus durch dreißigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reiter das Land der Chatten verwüsten. Er selbst machte mit noch zahlreicherm Kriegsvolk einen Einfall in das Gebiet der Marser; so groß war die Stärke des römischen Heers, das gegen die Deutschen gebraucht ward, daß trotz aller Verluste des Feldzugs und der Seefahrt noch siebzigtausend Mann in den Krieg geführt werden konnten. Die Marser wurden durch einen ihrer Fürsten, Namens Maloendus, verrathen, der sich vor Kurzem an die Römer ergeben hatte. Seiner Anzeige nach wurde der Ort gefunden, wo einer der Varischen Adler in der Erde vergraben lag, und dieses Siegeszeichen wieder gewonnen. Die Verwüstung, welche die Römer dem Lande zufügten, war so schrecklich, daß die Marser seitdem ihre Wohnsitze verließen und sich näher an ihre Bundesgenossen, die Cherusker, angeschlossen.

Jetzt erst legte Germanicus das Heer in die Winterquartiere, mit der Hoffnung, den Krieg im folgenden Jahre zu erneuern, und die stolzen Cherusker zu Friedensgesandtschaften zu zwingen. Aber Tiberius endigte den verwüstenden Kampf um persönlichen Kriegsruhm durch den bestimmten Befehl der Heimkehr nach Rom. „Genug sey gethan und gelitten; ge-

nug der Schlachten geschlagen; er möge auch des Schadens gedenken, den ihm Winde und Fluthen ohne seine Schuld bereitet. Er selbst sey von August neunmal nach Deutschland geschickt worden, und habe durch Klugheit mehr als durch Gewalt ausgerichtet, habe die Sigambrer zur Unterwerfung, die Sweden und den König Marbod zum Frieden vermocht. Die Cherusker und übrigen auffässigen Völker könnten jetzt, wo für die Varische Niederlage hinlänglich Rache genommen sey, füglich ihrer innern Zwietracht überlassen werden.

Also schied Germanicus von dem Schauplatze großer aber zweckloser Kriegsthaten, mit welchen er höchstens den ererbten Ehrennamen verdienen gewollt haben kann \*\*). Obwohl die Cherusker, Chatten, Angrivarier und die übrigen Völker bis zur Elbe nicht besiegt worden waren, wurden dennoch die wiedergewonnenen Adler und die großen Ereignisse der deutschen Feldzüge für wichtig genug geachtet, dem Germanicus die Ehre des Triumphs zu erkennen. Diesen Einzug verherrlichten außer der ansehnlichen Beute die Abbildungen deutscher Berge, Flüsse und Schlachten; unter den Gefangenen schritt Libys, die Priester der Chatten, und die ganze Familie Segests, der kaum für seine Person von der Schmach befreit worden war, den Zug zu verlängern, vor dem Wagen des Feldherrn; vor allen aber Hermanns un-

\*) 16 — 17 nach Chr.    \*\*) 17 nach Chr.

glückliche Gemahlin, Thusnelde, mit ihrem dreijährigen Sohn Thumelico. Nie hat sie den Tag der Freiheit, nie den Gatten wieder gesehen. Das ist ein unbemerkter Zug in Herrmanns Heldencharacter, daß selbst der Verlust des Eheuersten, was er besaß, des geliebten Weibes und des ungesehenen Knaben ihn nicht bewegen konnte, die Sache des Vaterlands für diesen Preis zu verkaufen. Germanicus aber, der auf hohem Triumphwagen stand, von fünf blühenden Knaben umgeben, vom Freudengeschrei des begeisterten Volkes umtönt, ahnete nicht,

daß für ihn der Giftbecher schon gemischt sey, daß seine ältesten Söhne und seine Gattin den schmähligen Hungertod sterben, sein jüngster Sohn, als Kaiser der Abscheu der Welt, unter rächenden Dolchen verbluten, seine Tochter Agrippina, vom einzigen Sohne ermordet, des göttlichen Augustus Geschlecht greuelvoll enden sollten. Von Cäsar aber bis auf Germanicus hatten die Römer zehn Feldzüge in das innere Deutschland gethan: einen gegen Hütten, zwei zur Schau, einen zur Flucht, fünf siegende, keinen erobernden, den letzten ohne Wiederkehr.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

### Marbods Ausgang \*).

Der Grundsatz Tibers, die Deutschen ihren innern Streitigkeiten zu überlassen, bewährte bald nach dem Abzuge der Römer seine Wahrheit. Der südliche Swebenverein unter Marbod hatte ruhig zugehört, wie die Norddeutschen unter Herrmanns Anführung um Freiheit und Leben gekämpft, und mit Recht wurde Marbod, der sich zur schimpflichen Ruhe hatte bereden lassen, sogar von seinen eignen Unterthanen des Verraths und des Strebens nach Willkühr bezüchtigt. Herrmann galt für den Feldherrn freier Völker; im Reiche Marbods trug alles schon monarchische Form. Bald brach die gegenseitige Eifersucht in offenen Krieg aus. Zwei swevische Völker, die Semnonen und die Longobarden, traten von Marbod zu Herrmann,

welchen dagegen Ingomar nebst seinem Anhang verließ, weil der bejahrte Oheim vom jugendlichen Neffen keine Befehle empfangen wollte. Oft hatten früher deutsche Völkerschaften sich in einzelnen Haufen befehdet: jetzt standen zwei große deutsche Heere sich gegenüber, beide im langen Kampf mit den Römern zu römischer Kriegskunst gewöhnt. Wie bei den Römern glänzten Fahnen voran, Unterstützungsvölker standen im Rückhalt, ein Feldherr leitete das Ganze. Es war also auch von Herrmanns Seite kein Volkskrieg mit dem Heerbann wie gegen die Römer, sondern mit dem Gefolge oder Heer. Herrmann slog zu Roß durch seine Schaaren, und erinnerte an die erkämpfte Freiheit, an die erschlagenen Legionen, an die

\*) 19 nach Chr.

den Römern entrißnen Waffen und Rüstungen, mit denen noch viele der Seinen geschmückt waren. Flüchtig und feig habe sich Marbod in den böhmischen Wäldern verkrochen, und, während die Cherusker gestritten, ein schimpfliches Bündniß erbettelt; dieser Verräther des Vaterlands, dieser Trabant des Kaisers müsse mit demselben Hasse verfolgt werden, mit dem sie einst gegen den Varus aufgestanden; sie möchten so vieler Schlachten gedenken, durch deren Ausgang wie durch die endliche Vertreibung der Römer hinlänglich dargethan sey, wem der Ruhm des Sieges gebühre.“ Eben so sprach Marbod rühmend von sich selbst und verachtend von seinem Feinde: „Ingomar habe die Pläne gemacht und die Schlachten der Cherusker geschlagen; fremden Ruhm eigne der hochfahrende und unverständige Herrmann sich zu. Drei entblößte Legionen und deren keines Trugs versichtigen Führer habe er treulos überfallen, zum Unglücke Deutschlands und zur eigenen Schmach; denn noch lägen dafür Gattin und Sohn in Knechtschaft. Er hingegen, vom Tiberius mit zwölf Legionen bedroht, habe den Ruhm Germaniens unbesiegt erhalten, und durch einen billigen Frieden den Kampf geendet, noch bereue er es nicht, die Wahl zwischen Krieg und Frieden mit den Römern in Händen behalten zu haben.“ Aber mehr als durch die Worte der Feldherrn wurden die Heere durch die eigne Sache entflammt; doch stritten Cherusker und Longobarden mehr für Ehre und Freiheit, die Markmannen um die Erweiterung der Herrschaft. Der Streit war hart und blieb anfangs unentschieden: beide rechte Flügel wurden geschlagen. Als aber Herrmann die Schlacht erneuern wollte,

zog sich Marbod auf die Berge, und erklärte sich dadurch für den Besiegten. Da verließen ihn viele der Seinen, so daß er sich zur Rückkehr in sein Reich genöthigt sahe. Von hier schickte er zu den Römern um Hülfe. Es ward ihm geantwortet: „er fordere von den Römern mit Unrecht, was er selbst ihnen im Kampfe gegen dieselben Cherusker nicht geleistet.“ Doch schickte Tiberius seinen Sohn Drusus, den er gern von den Lüsten der Hauptstadt entfernen und ans kriegerische Leben gewöhnen wollte, zum Heere nach Illyrien, um von dort aus die Angelegenheiten der deutschen Völker zu leiten oder zu verwirren.

In der That vermittelte Drusus zwischen den Cheruskern und den Markmannen den Frieden, stürzte aber den König der letztern durch heimliche Anschläge völlig ins Verderben. Marbod verlor durch die Bereitwilligkeit gegen die Befehle des Römers alle Achtung, die ihm sein Unglück gegen Herrmann noch übrig gelassen hatte: desto ämsiger sammelte er Schätze. Aber ein Heer und ein Schatz machten auch damals noch keinen Staat. Da ward ein gothischer Fürst, Catualda, (Gottwald,) den er ehedem vertrieben hatte, aufgemuntert, mit ansehnlicher Macht in das Land der Markmannen zu fallen. Verständnisse mit einigen Vornehmen machten ihn Meister von der Königsstadt und dem festen Schlosse, wo er die Schätze fand, welche Marbod von der Beute vieler Völker gesammelt hatte. Nicht ohne Bedeutung bemerkt Tacitus, daß in und um die Hauptstadt eine große Anzahl römischer Geschäfts- und Handelsleute angesiedelt war, die durch Handelsverbindungen, Gewinnsucht und Vergessenheit

des Vaterlands in Deutschland fast einheimisch geworden.

Von allen Seiten verlassen floh Marbod über die Donau nach Noricum. Es blieb ihm keine andere Zuflucht als die Barmherzigkeit des Kaisers; doch schien sein Brief mehr im Geiste seines vorigen als seines jetzigen Glückes geschrieben: „Viele Nationen hätten einen so ruhmgekrönten König zu sich geladen, aber er ziehe die Freundschaft der Römer vor.“ Tibérius antwortete: „Er werde in Italien einen sichern und ehrenvollen Aufenthalt finden, so lange er bleiben wolle, und auch Meister seyn, wieder aufzubrechen, sobald es ihnen beliebe.“ Im Senat legte der Kaiser dieser Sache große Wichtigkeit bei: „Philipp sey den Athenern, Pyrrhus und Antiochus dem römischen Volke nicht so furchtbar als dieser Völkerherrscher so nahe an Italiens Grenzen gewesen.“ Auch vergaß er nicht, die heimlichen Anschläge zu rüchmen, durch welche er den Sturz dieses Feindes bewerkstelligt hatte.

Dem vertriebenen Könige wurde Ravenna zum Wohnsitz angewiesen; die Römer betrachteten ihn als ein Schreckbild, welches sie gelegentlich den Sweben vorhalten konnten. Indes

lebte Marbod achtzehn Jahre in Italien; er ward alt und endigte rumlos, wie Tacitus sagt, weil er zu viel Liebe zum Leben besessen. „Aber auch ein Held, so große Gedanken er in seinem Wohlstande hat, nimmt, wenn sich derselbe ändert, mit demjenigen vorlieb, was gemeinen Leuten gut dünkt, und verläßt die Hütte so ungern als den Thron.“ (Mascow.) Er hatte indeß wenigstens den Trost, seinen Nachfolger gleiches Schicksal leiden zu sehen: König Gottwald wurde nach kurzer Frist durch die Macht der Hermunduren, die unter Anführung eines gewissen Vibilius vom Markmannischen Reiche sich losgerissen hatten, vertrieben, und ebenfalls genöthigt, seine Zuflucht zu den Römern zu nehmen, die ihm nach Forum Julium im Narbonensischen Gallien schickten. Sowohl ihm als dem Marbod waren viele ihrer Anhänger gefolgt, aber die Römer erlaubten nicht, daß diese kräftigen Fremdlinge sich in den Provinzen zerstreuten, sondern räumten ihnen disseit der Donau zwischen den Flüssen Marus und Gusus, die heut Morawa und Gran heißen, ein Gebiet ein, und gaben ihnen den Quaden Bannius zum Könige. Dieser Quadische Staat war gewissermaßen mit Bewachung des Markmannischen beauftragt, und scheint einen Theil desselben seiner Hoheit unterworfen zu haben.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Herrmanns Ausgang \*).

Kurze Zeit nach Marbods Vertreibung, als Germanicus in Syrien durch die Künste seines neidischen Oheims umgekommen war, fiel Herrmann in einem Bürgerkriege, durch Waffen unüberwältigt, durch den Verrath seiner Verwandten. „Wenn er des Strebens nach Alleinherrschaft beschuldigt ward, sagt ein deutscher Mann, der zur richtigen Würdigung der deutschen Vorzeit in unsern Zeiten vorzüglich gewirkt hat \*\*), so dürfen wir nach dem Gehalt und Geiste seines Lebens wohl voraussehen, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutschen Nation zu Stande zu bringen wünschte, weil er durch Erfahrung gesehen hatte, woran es fehle, und daß wahrscheinlich eben darin seine große Absicht verkannt ward.“ — Der größte römische Geschichtschreiber urtheilt also von Herrmann: „Ohne Zweifel war er der Befreier Germaniens, der nicht wie andere Könige und Feldherrn den schwachen Anfang des römischen Volks, sondern dessen gewaltigste Herrlichkeit bekämpft hat, in Schlachten nicht immer, wohl aber im Kriege unbesiegt. Sieben und dreißig Jahr hat er gelebt, zwölf sein Volk geführt. Noch preiset ihn das Lied der Barbaren; aber den Geschichtbüchern der Griechen ist er unbekannt, weil sie nur das ihrige bewundern; auch den Römern nicht nach Verdienst berühmt, weil sie nur das Alte erheben, und um das Neue sich nicht kümmern.“ Diesem

herrlichen Zeugniß aus Feindesmund möge ein anderes, das des schon angeführten Deutschen, würdig zur Seite stehen: „Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die vom eigenem Genuß und Ruhm berauscht nur ihren unbegrenzten Begierden und dem reißenden Strom ihres Glückes folgen, sondern vielmehr zu denen, die ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt, als ihren Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entzagung aufopfern. Sein eigener und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. — Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelde mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eigenen Volks! Einer der deutschen Fürsten, der Chatte Adgandaster, sandte sogar Botschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift, damals in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlands, was er offen im

\*) 20 nach Chr. \*\*) Fr. Schlegel in den historischen Vortlesungen.

Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Liber beantwortete dieses Ansuchen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß: (das römische Volk strafe seine Feinde nicht durch heimliche sondern durch öffentliche Waffen.) Erst nach seinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermessenen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungenen Liedern verherrlichten, und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben größere Folgen gehabt, tiefer, gewiß aber daurender in die Weltgeschichte eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege.“

Die Macht der Cherusker, die unter Herrmanns Anführung Deutschland gerettet und Rom mit Erfolge bekämpft hatte, zerfiel mit dem Tode des Helden. Durch Partheiungen geschwächt und durch innere Kriege ermüdet, schickten sie acht und zwanzig Jahre nach Herrmanns Tode gen Rom zum Kaiser Claudius, und erbaten sich den Bruderssohn Herrmanns,

Italicus, den Sohn jenes Flavius, der einst gegen sie gekochten, zum Könige. Diesem in Italien gebornen Jüngling war durch die absehnende Vorsorge seiner Eltern (denn auch seine Mutter war eine Deutsche, des Chattischen Edlen Catumer (Chattmeier) Tochter,) nicht blos in römischen sondern auch in deutschen Waffen und Leibesübungen unterwiesen worden. Der Kaiser gab ihm Geld und Begleiter, und ermahnte ihn bei der Abreise, die Ehre seines Stammes wohl zu Herzen zu nehmen und zu gedenken, daß er der erste sey, der zu Rom geboren, nicht als Geiseln sondern als Bürger, zu einem auswärtigen Reiche berufen werde. Nach seiner Ankunft in Deutschland war Italicus so lange beliebt, als er im Kampf der Partheien es allen recht zu machen vermochte; von den einen wurde seine Freundlichkeit und Mäßigkeit, von den andern seine Stärke im Schwelgen und Trinken gepriesen. Als aber sein Ansehen zunahm, erwachten die Partheihäupter, die einen Schattenkönig verlangt hatten, zogen zu den Nachbarvölkern, und schrien über die Gefahr, die der deutschen Freiheit drohe. „Es sey römische Macht, die sich erhebe. Ob es denn keinen Eingebornen gegeben, den Platz des Fürsten auszufüllen, daß man den Sohn des Verräthers Flavius habe herbeiholen müssen? Umsonst werde Herrmanns Name ihm angerechnet; wäre Herrmanns eigner in Feindes Land erzogener Sohn zur Herrschaft gelangt, würde man auch in ihm die fremde Verderbniß und Knechtschaft verabscheuen. Nun aber sey Italicus gar der Sohn eines Vaters, der feindseliger als ein anderer gegen das Vaterland und die heimischen Götter seine Waffen getragen!“

Dagegen sprach die Parthei des Italicus, daß Herrmanns großes Beispiel ihm allerdings zur Ermunterung, und selbst des Flavius den Römern erwiesene Treue nicht zur Schande gereiche. Fälschlich werde der Name Freiheit von denen vorgeschützt, die ohne persönliche Tugend zum Verderben des Ganzen ihr Ansehen durch Zwietracht erhalten wollten. Der rüstige Hause hielt es mit dem Könige, und verschaffte ihm in einer gewaltigen Schlacht den Sieg über seine Gegner. Durch das Glück ward Italicus hochmüthig und herrschte nach Willkühr, vielleicht weil er glaubte, die Partheien durch Strenge bändigen zu müssen; aber er vereinigte

sie gegen sich, ward vertrieben, und erst durch Hülfe der Longobarden wieder eingesetzt. Sein Glück wie sein Unglück gereichte den Cheruskern zu gleichem Verderben. Mißverständene Freiheitsliebe hat dies Volk zu Grunde gerichtet; gleichsam im Vorbild des Schicksals, das dereinst über das Gesamtvolk kommen sollte, wurden sie, denen Einigkeit unter einem rechten Heerführer unerträgliches Joch dünkte, erst kraft- und wehrlos, dann den schlechteren Nachbarn diensbar. So wurden zur Zeit des Tacitus die vormals wackern und guten Cherusker die feigen und dummen genannt; ihre Macht war an die Schatten gekommen.

## Bier und zwanzigstes Kapitel.

### Die Empörung der Friesen \*).

Seit dem Tode des Germanicus machte Tiberius den Ruhm seiner kriegerischen Jugend mehr und mehr durch finstere Tücke und Grausamkeit vergessen. Er verachtete die Menschen, weil er ihrem Sklavensinn und ihre Schlechtigkeit durchschaut hatte, aber er war nicht groß genug, ihren Wankelmuth und ihre Ränke nicht zu fürchten. Die Formen der freien Verfassung, die Augustus stehen gelassen hatte, haßte er; da es ihn aber an Muth fehlte, sie zu vernichten, suchte er sie erst durch frevelhaften Mißbrauch zu erniedrigen; nachmals als er sie wider Erwarten bequem gefunden, seinen argwöhnischen Launen zu dienen, behielt er sie bei als geschickte Werkzeuge der Willkühr. Im Alter

ergab er, der vormals hart die allgemeine Verderbniß gescholten, sich schimpflicher Wollust; den Blicken der Menschen, deren Gedanken er rieth, zu entgehen, verbarg er sich auf einer Insel an der Küste Neapels: von Caprea aus wurde Rom und die Welt durch wortfarge, Menschenhaß athmende Schreiben des Tyrannen regiert; durch Gift, durch Hunger und durch Henkershand fielen die den Bürgerkriegen entronnenen alten Geschlechter, selbst der Julier und Claudier verschwisterter Stamm bis auf wenige Zweige.

In diesen Zeiten erschlaffte die Kriegszucht unter unfähigen Befehlshabern, denen Tiberius lieber als tüchtigen die Heere vertraute. Die

\*) 28 nach Chr.

Statthalter in den Provinzen wurden selten gewechselt, weil der Fürst zur Wahl neuer Leute sich nicht entschließen konnte, auch ungeschickte und betagte Männer ihm weniger Besorgnisse machten. Aber langsamer ging die Macht als einst die Freiheit zu Grunde.

Im vierzehnten Jahr der Regierung des Tiberius, im acht und zwanzigsten der christlichen Zeitrechnung, als so eben viele Völker Galliens in unglücklicher Empörung gegen die Römer gefochten hatten, wagten es die Friesen, ohne andere Bundesgenossen als die Verzweiflung, dem Schreckgespenst der Römermacht zu trotzen. Dieses deutsche Volk wohnte an der Nordsee am rechten Ufer des Rheins. Drusus, der es durch Gewalt oder Verträge bezwungen, hatte ihm, da es arm war, mehr zum Zeichen der Herrschaft als des Gewinns wegen, eine jährliche Lieferung Rinderhäute für den Kriegsbedarf aufgelegt. Niemand hatte sich um die Größe und um die Güte dieser Häute bekümmert, bis Dlemnius, ein roher Kriegsmann, der den Befehl in diesen Gegenden führte, den Friesen Häute von Auerochsen zuschickte und ihnen anbefahl, nach diesem Muster ihre künftigen Lieferungen einzurichten. Dies wäre auch andern Völkern schwer gewesen, den Friesen aber, deren Rindvieh wie überhaupt die Heerden in Deutschland von kleiner Gestalt war, mußte es ganz unmöglich seyn. Wahrscheinlich hatte Dlemnius gehört, daß es in den deutschen Wäldern viele Auerochsen gäbe, aber nicht bedacht, daß die Friesen nicht im innern Deutschland wohnten, und nicht von der Jagd sondern von der Viehzucht lebten. Denen nun, die der unsinnigen

Forderung nicht genügen konnten, wurden erst ihre Heerden, dann ihre Aecker genommen, zuletzt ihre Weiber und Kinder in die Knechtschaft fortgeschleppt. Die Bedrückten zürnten und klagten; als keine Hülfe gewährt ward, nahmen sie selbst Recht, sungen die römischen Kriegsknechte, welche das Land als Peiniger durchzogen, und henkten sie auf. Dlemnius aber, wie die Schuldigsten meist, entrann dem Volksgrimme durch eilige Flucht. In dem Schloß Fleve, wo eine starke Besatzung von Römern und Bundesgenossen die Küsten bewachte, ward er von den Friesen belagert.

Als Lucius Apronius, Statthalter von Niedergermanien, solches erfuhr, brachte er ein Heer von Römern und Bundesvölkern zusammen, und schiffte den Rhein hinunter. Auf das Gerücht zerstreuten sich die Friesen; er aber ließ Dämme und Brücken schlagen über die Sümpfe und Seen und Flußbetten, und jagte ihnen nach. Unvermuthet, an einem schicklichen Orte, als die Römer nur in einzelnen Schaaren anrücken konnten, standen ihnen die Friesen. Der Streit war hart; die römischen Vortruppen wurden fast alle aufgerieben, und kaum gelang es den herbeieilenden Legionen, ihre wenigen Trümmer aufzunehmen. So groß war das Schrecken der Römer, daß sie es nicht wagten, obwohl die Friesen endlich zurückgewichen, ihre Todten zu begraben, unter denen sich viele vornehme Befehlshaber befanden. Bald erfuhren sie, daß neunhundert der ihrigen in dem Walde Baduhenna erschlagen worden, und daß vierhundert andere, die sich in dem Hofe eines vornehmen Friesen eingeschloßen,

aus Furcht, den Feinden in die Hände zu fallen, sich selbst getödtet hatten.

Also ward frühzeitig offenbar, wie das Niederland, wenn seine Bewohner mit Ernst für die Freiheit stritten, nicht leicht überwun-

den werden möchte. Gefeiert ward unter den Deutschen der Name der Friesen; Tiberius aber verheimlichte die Schande des Reichs, um keinem bedeutenden Manne den Krieg übertragen zu dürfen: die Friesen blieben ungestraft und frei.

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

### Die Zeiten des Caligula und Claudius \*).

Der acht und siebenzigjährige Wüthrich Tiberius ward in Betten erstickt. Ihm folgte des Germanicus einzig übriger Sohn, der wahnsinnige Caligula, der nichts wußte, als daß er alles vermochte. Dieser, den seine Mutter Agrippina beim Heer in Germanien geboren, zog im zweiten Jahr seiner Herrschaft nach seinem Geburtslande, um dort wo Drusus und Germanicus um Ruhm gefochten, unschuldigere Thorheiten zu begehen. Er ging über den Rhein in Gegenden, die keine Einwohner hatten, ließ seine Krieger ihre Schwerdter an Waldbäumen scharftig hauen, und kehrte nach Aufrichtung erhabener Siegeszeichen zurück. Im folgenden Jahr traf er Anstalten, nach Britannien über zu schiffen, um diese Insel, welche der große Cäsar nur gesehen hatte, zu bezwingen. An der belgischen Küste, bei Boulogne, wo in unsern Zeiten ein anderer Kaiser den brittischen Inseln gedroht, stellte er sein Heer in Schlachtordnung, und ließ viele Kriegsmaschinen und Geschütze auffahren. Als nun

alle sehr begierig waren, was daraus werden sollte, gab er plözlich Befehl, hin zu gehen und Muscheln zu sammeln, die er als Zeichen des überwundenen Ozeans dem Jupiter ins Kapitolium bringen wollte. Zum Andenken dieser That ließ er am Meeresufer einen hohen Thurm erbauen, der mit hellem Feuerschein zur Nachtzeit den Schiffen den Weg zeige, die Soldaten aber erhielten größere Geschenke, als die Vorgänger für gewaltige Siege. Der Thurm, den Karl der Große erneuern lassen, steht noch heut an der Küste bei Boulogne. Da nun Caligula nach seines Vaters Beispiele einen Triumph über Deutschland feiern wollte, ließ er in Gallien nach deutschen Ueberläufern und Gefangenen suchen, und als diese nicht zureichten, viele Gallier aufgreifen, welche lang gewachsen waren, und hochblondes Haar hatten, um als Deutsche seinen Einzug zu Rom zu verherrlichen.

Nachdem Caligula bald darauf unter dem Dolche des Chærea gefallen, dachte Rom's Senat

\*) 37 — 54 nach Chr.

an die Herstellung der Freiheit. Aber die Leibwache setzte Claudius, den Bruder des Germanicus, auf den Thron. Dieser schwachsinnige Mann war unter Tibers Regierung stets verspottet worden, und niemand hatte gedacht, daß er allein das zahlreiche Haus des Cäsars überleben würde. Jetzt ward der Verhöbnte Herrscher des Reichs: so unerwartetem Wechsel ist alles Menschliche unterworfen. Unter diesem war Sergius Galba Statthalter in Ober-Germanien; von demselben wird berichtet, daß er die Chatten bekriegt und ihnen den dritten der Adler, die einst Varus verloren, abgenommen habe. Zur selben Zeit hat Gabinus gegen die Rauchen an der Küste der Nordsee gefochten: es waren dies keine Kriege, sondern Grenzfehden, welche den gegenseitigen Haß unterhielten.

Unter dem trägen Claudius, der das Spielwerk seiner Weiber und Freigelassenen war, gelang, was der große Cäsar vergebens unternommen hatte: Britannien ward bezwungen<sup>\*)</sup>. Aber Cäsar hatte mit den Galliern, den Belgen und den rheinischen Deutschen zu kämpfen gehabt: dieselben Völker nebst den Batavern stritten für Claudius, und die brittische Insel ward auf der Südseite römische Provinz; denn wenn das ganze feste Land West- und Mitteleuropas einem Einzigen dient, vermögen auch auf die Länge die Inseln nicht zu widerstehen.

Nach Gabinus ward Corbulo Landpfleger im niedern Germanien<sup>\*\*</sup>), ein strenger Mann, der die seit Liberius Zeiten verfallene Kriegszucht wieder herstellte, so daß er die Soldaten, die

er ungerüstet beim Schanzan antraf, mit dem Tode bestrafte. Die Rauchen aber schifften damals auf Rähnen an die gallischen und niederländischen Küsten und verheerten das Land. Ihr Anführer hieß Gannaseus, ein Ganninesate. Da ließ Corbulo Schiffe auf dem Rhein erbauen, und über die Seen und Kanäle gegen die kühnen Seeräuber rudern. Die Rauchen hielten nicht Stand; viele ihrer Fahrzeuge wurden versenkt, Gannaseus entfloh. Weil er aber von einem Bundesvolf war und also als Ueberläufer angesehen ward, glaubte sich Corbulo berechtigt, ihn durch heimliche Nachstellungen umbringen zu lassen. Darüber ergriffen alle Rauchen die Waffen, auch diejenigen, die mit den Römern in Bündniß gestanden, und alles ließ sich zu einem blutigen Kriege an. Zu Rom aber erschrak man, daß unter einem schwachen Fürsten ein Feldherr große Gefahren aufreizen wolle. Als nun Corbulo schon auf feindlichem Boden stand und ein festes Lager zu schlagen begann, erhielt er Briefe vom Kaiser, worin ihm geboten ward, die Feindseligkeiten gegen Deutschland einzustellen und alle Besatzungen über den Rhein zurück zu ziehen. Der ehrgeizige Kriegsmann gehorchte mit dem knirschenden Ausruf: Glücklich waren die Feldherrn der Vorzeit! und gab das Zeichen zum Rückzug. Damit aber der Soldat nicht in müßiger Ruhe verdürbe, ließ er zwischen der Maas und dem Rhein einen Kanal von sechs Meilen Länge anlegen, um die Ueberschwemmungen des austretenden Meers zu hemmen; man hält dafür die heutige Fliet, welche von der Stadt Leiden bis zu dem Fleden Sluys in die Maas führt.

<sup>\*)</sup> 43 nach Chr.    <sup>\*\*</sup>) 47 nach Chr.

Drei Jahre darauf \*), als Agrippina, des Kaisers Gemahlin, eine Kolonie ausgeübter Krieger nach der Stadt der Ubier, dem heutigen Eöln, gesendet hatte, ward der Oberrhein durch einen Einbruch der Chatten in Schrecken gesetzt. Die Chatten kamen bis an dieselbe Linie des Waldgebürge, wo die Sweben gegen den ersten Cäsar aufgetreten waren. Da bot der Legat Pomponius von den deutschen Rheinbewohnern die Remeter und Wangionen auf, mit der römischen Reiterei gegen die Räuber zu ziehen, und sie entweder abzuschneiden oder unversehends zu überfallen. Das Heer theilte sich in zwei Haufen; der eine, welcher links zog, überraschte eine mit Beute beladene, vom Schlaf überwältigte chattische Schaar, und befreite bei dieser Gelegenheit einige Römer, die seit der Varischen Niederlage Knechte bei den Deutschen gewesen. Vierzig Winter waren vergangen und ihre Häupter waren grau geworden in Bewachung der Hürde und Hütte. Der Haufe aber, welcher rechts gezogen war, erreichte das chattische Hauptheer, griff es an und that ihm großen Schaden. Beide Haufen stießen darauf zum Pomponius, der mit den Legionen am Taurus stand, um die Chatten zu erwarten, wenn sie mit größerer Macht vorrücken sollten. Diese aber, die zugleich mit den Cheruskern in Feindschaft lebten, fürchteten sich, von diesen im Rücken angegriffen zu werden, schickten Gesandten nach Rom, und baten um Frieden. Darum wurden dem Pomponius triumphalische Ehrenzeichen bewilligt; doch hielt der Geschichtschreiber dafür, der Ruhm seiner Verse werde bei der Nachwelt größer, als der seiner Kriegsthaten

seyn: irriger Weise, da seine Verse verloren, das Gedächtniß seiner Kriegsthat aber aufbewahrt worden.

Um dieselbe Zeit ward Vannius, der seit Marbods und Gottwalts Unfällen in Ober-Ungarn über die Quaden dreißig Jahre lang geherrscht, und sein Reich über einige Völker des markmanischen Staats ausgedehnt hatte, von den Hermunduren vertrieben, welche nächst den Chatten im innern Deutschland damals das mächtigste Volk waren. Ihr König wird Vibilius genannt, ein Name, der schon bei Vertreibung Gottwalts vorkömmt, und vielleicht der Amtstitel Weibel oder Wibel ist. Vannius hatte nach der Weise Marbods geherrscht, seine Unterthanen durch Auflagen, die Nachbarvölker durch Tribute und Plünderungen gedrückt, Festungen angelegt, und sich für den Nothfall auf die Hülfe der Römer verlassen. Der Kern seines Heers bestand in Fußvolk, Reiterei stellten ihm die Tazygen, ein sarmatisches Volk, das erst kürzlich vom Dniester her längst den Karpathen an die westlichen Ufer der Theiß eingewandert war. Nun geschah es, daß die Schwefersöhne des Vannius, Vangio und Sido, ihrem Oheim feind wurden und ihn zu stürzen trachteten. Sie wandten sich an den König der Hermunduren; dieser aber ließ sein Volk aufstehen, und überredete noch viele andere Völker, besonders die zahlreichen Lygier zwischen der Oder und Weichsel, mit ihm zu ziehen, für die langwierigen Bedrückungen an Vannius Rache zu nehmen, und die gesammelten Schätze zu plündern. Gegen so viele Feinde vermochte Vannius das Feld nicht zu halten: er zog sich in

\*) 50 nach Chr.

seine Burgen, und beschloß den Krieg in die Länge zu ziehen. An den Kaiser schrieb er um Hülfe; dieser aber sagte ihm nur im unglücklichen Falle einen sichern Zufluchtsort auf römischem Boden zu, und befahl dem Statthalter Pannoniens, die Ufer der Donau mit starker Macht zu besetzen. Indes wurden die wilden Jazygen bald der Einschließung müde, verließen die Burgen und streiften im Lande herum, so daß sie von den Hermunduren und Lygiern angegriffen werden konnten. Vannius zog von seiner Festung herab, ihnen zu helfen, ward aber ohngeachtet der großen Tapferkeit, die er an den

Tag legte, überwunden. Umsonst wagte er im Handgemenge sein Leben, umsonst empfing er in der Brust ehrenvolle Wunden; es blieb ihm nichts übrig, als nach den römischen Schiffen zu fliehen, die auf der Donau seiner warteten. Seine Anhänger folgten ihm; die Römer wiesen ihnen Sise in Pannonien an.

Vangio und Sido theilten das Reich ihres Oheims und wurden Freunde der Römer, von denen ihre Treue gegen das Reich gerühmt wird. Von ihren Unterthanen aber wurden sie, wie einst Marbod und Vannius, bis zur Begründung der Herrschaft geliebt, nachher gehaßt.

## Sechs und zwanzigstes Kapitel.

### Begebenheiten unter Nero \*).

Nach des Claudius, durch das Gift seines Weibes erfolgtem Tode, herrschte ihr Sohn Nero, der letzte aus dem Hause der Cäsarn, über das entartete Rom. Sowohl am Rhein als an der Donau war Ruhe, weil die Feldherrn triumphalische Ehrenzeichen, wofür sie sonst oft Krieg angefangen, auch im Frieden durch Gunst erlangen konnten. Damals \*\*) ließ Pompejus Paulinus, der in Nieder-Germanien den Befehl hatte, am linken Arme des Rheins einen mächtigen Damm fortführen, den Drusus einst angefangen hatte, um den Strom zu bezwingen, der gegen die gallische Seite sehr zum Austreten geneigt war. Dieser Damm soll in

der Gegend von Utrecht bei dem jetzigen Städtchen Duerstedt gelegen haben, und derselbe gewesen seyn, welchen nachmals Civilis im batavischen Kriege einreißen ließ. Der Befehlshaber in Ober-Germanien, Lucius Vetus, unternahm ein noch größeres Werk: er wollte die Saone und die Mosel durch einen Kanal vereinigen, so daß die römischen Heere aus dem Mittelmeer durch die Rhone, Saone und Mosel bis in den Rhein und die Nordsee hätten gelangen können: aber Aelius Gracilis, Statthalter im belgischen Gallien, hinderte dies nützliche Unternehmen, indem er dem Vetus wehrte, Legionen in eine ihm nicht untergeborne Provinz

\*) 54 — 69 nach Chr.    \*\*) 58 nach Chr.

zu führen, und ihm bemerkbar machte, daß er mit dem Verdacht, als buhle er um die Gunst der Gallier, den Zorn des Kaisers auf sich laden werde: denn diese Verbindung hätte den Galliern viele Durchzüge und Kriegsföhren erspart.

Bei diesen friedlichen Beschäftigungen der römischen Kriegsheere verbreitete sich unter den deutschen Völkerschaften das Gerücht, den Befehlshabern sey das Recht des Kriegsföhrens genommen. Dies lockte einige Stämme der Friesen, einen großen Strich des von den Römern verlassnen Landes an der Ostseite des Rheins, oberhalb des drusischen Grabens in Besitz zu nehmen. Dieser Landstrich hatte seit Zurückziehung aller römischen Besatzungen auf das linke Rheinufer wüste gelegen, und die Legionen dorthin ihr Vieh und ihre Rosse auf die Weide getrieben: die Friesen aber bauten sich Häuser daselbst und besäeten den Boden, wie sie es in ihrer Heimath gethan hatten. Als nun nach der Paulinus Abgange ein neuer Befehlshaber, Namens Avitus, erschien, wollte derselbe die Ansiedelung eines den Römern einst so gefährlichen Volks so nahe an der Grenze nicht leiden, und ließ ihnen sagen: „sie sollten in ihre Heimath zurückziehen, oder den Kaiser um andere Wohnsitz bitten.“ Darauf begaben sich die Anführer der Friesen, Verritus und Malorix (Werth und Malrich,) nach Rom. Ehe sie hier bei dem mit andern Gegenständen beschäftigten Fürsten Gehör erlangen konnten, zeigte man ihnen die Herrlichkeit der Hauptstadt der Welt, unter andern auch bei einem großen Schauspiel das Theater des Pompejus. Da sich nun die Unkundigen, die an dem Schau-

spiel selbst sich nicht ergöhten, mit Betrachtung der Zuschauer und der verschiedenen Ordnungen, in welchen die Ritter und die Senatoren saßen, unterhielten, bemerkten sie auf den Sitzen der letztern einige Leute in fremder Tracht. Auf ihre Frage, wer diese wären? ward ihnen geantwortet: die Ehre dieses Sitzes werde den Gesandten solcher Völker gewährt, welche durch Treue und Tapferkeit sich vor andern der Römer Freundschaft erworben hätten. Da riefen sie treuherzig: Kein Volk übertrifft an Tapferkeit oder Treue die Deutschen! standen von ihren Bänken auf, und gingen zu den Stühlen der Väter. Dieses ward zwar wohl aufgenommen, als ein artiger Zug von Unbefangenheit, bei dem das verderbte Zeitalter der eigenen Lügenhaftigkeit sich erinnern mochte, auch wurden die Gesandten mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt: aber auf ihr Ansuchen selbst erhielten sie abschlägliche Antwort. Als sich nun das eingewanderte Volk weigerte, zu gehorsamen, wurde es durch ausgeschiedte Reiterei überfallen, viele niedergehauen und gefangen, die übrigen aber zum Rückzuge genöthigt.

Dieselben Ländereien nahmen bald darauf die Ansbavier in Besitz, ein cheruskischer Stamm, der seit dem Verfall und den innern Zwistigkeiten des cheruskischen Völkerbundes von den Rauchen bezwungen und zum Auswandern genöthigt worden war. Viele Völkerschaften nahmen an dem Schicksale dieser Flüchtlinge Theil, und wünschten, dieselben möchten ruhige Wohnsitz finden. Ihr Anführer war ein alter, durch Kriegsthaten berühmter, in Treue gegen die Römer erprobter Mann, Namens Bojofolus. Dieser redete zu dem römischen Landpfleger,

„wie er zur Zeit des heruskischen Abfalls auf Befehl Herrmanns in Fesseln gelegt worden, dann die Feldzüge des Tiberius und Germanicus mit gemacht habe, und jetzt seinen funfzigjährigen Diensten den letzten hinzufüge, sein Volk der römischen Bothmäßigkeit zu unterwerfen. Wie viel des Landes liegt müßig, fuhr er fort, worauf nur zuweilen die Heerden Eurischer Krieger getrieben werden! Erhaltet uns jetzt durch Aufnahme unter eure Heerden in der Reihe der Völker, ziehet wenigstens nicht Wüsten und Einöden der Nachbarschaft befreundeter Völker vor! Einst gehörten ja diese Fluven den Chamavern, dann den Tubanten, nachmals den Usipeten. So wie der Himmel den Göttern, so ist die Erde dem Menschengeschlecht eingeräumt worden; welche Länder leer sind, solche gehören dem, der sie nimmt!“ Dann blickte er auf zur Sonne und rief zu ihr und zu den übrigen Sternen, als ob sie ihn hören könnten: „Wollt ihr auf ein leeres Erdreich herunter blicken? Lieber schüttet das Meer über die Räuber des Erdkreises aus!“

Avitus antwortete bewegt: „man müsse den Befehlen der Stärkern gehorchen. Den Göttern, die er anrufe, habe es einmal gefallen, daß die Römer nehmen und geben könnten, was sie wollten, und keine andern Richter als sich selbst anerkennen dürften.“ Dies war die Antwort an das Volk, dem Bojokalus aber erbot man sich, aus Rücksicht auf die alte Freundschaft ein Stück Landes anzuweisen. Er verwarf dies Geschenk, weil es aussehen würde als bezahle man einen Verräther. „Fehlt uns Boden, worauf wir leben können, sprach er, so wird uns ein Platz zum

Sterben nicht fehlen!“ So schied man feindselig aus einander.

Darauf forderten die Ansibarier den Beistand der Bruchter, Tenchter und anderer noch entlegenerer Völker. Avitus aber, der schlechterdings diese Nachbarn nicht haben wollte, schrieb an den Befehlshaber des obern Heers, er möchte über den Rhein gehen, und die unruhigen Völker im Rücken bedrohen. Er selbst führte die Legionen in das Land der Tenchter, und drohete alles zu verheeren, wenn sie die Sache ihrer Schützlinge nicht aufgaben. So wurden erst die Tenchter, dann auch die übrigen abgeschreckt; die Ansibarier mußten abziehen und verloren sich unter den Völkern des innern Deutschlands.

Hier aber stritten in demselben Sommer \*) die beiden mächtigsten Völkerschaften, die Chatten und die Hermunduren, in einer großen Schlacht um den Besitz eines salzreichen Stroms, der zwischen ihren Grenzen dahin floss, und kein anderer als die fränkische Saale seyn kann. Welche Gegend des Flußgebiets der römische Geschichtschreiber im Sinne hat, ist ungewiß, daher seine eignen Worte hier stehen mögen: „Außer der angebohrnen Kampflust schürte der heilige Glaube das Feuer, daß diese Gegenden dem Himmel vorzüglich nahe seyen, und daß die Gebete der Sterblichen von den Göttern nirgends deutlicher gehört werden. Darum entstehe durch die Huld der Gottheit in jenem Fluße und in jenen Wäldern das Salz, nicht wie bei andern Völkern aus vertrockneter Ueberspülung des Meers, sondern indem Wasser auf glühende Holzstöße gegossen wird, und so aus feindses-

\*) 58 nach Chr.

tigen Elementen das Salz sich gestaltet.“ Der Sieg ward den Hermunduren zu Theil; den Chatten aber schlug ihre Niederlage zu ungewöhnlichem Verderben aus, weil die Sieger erfuhren, sie hätten dem Kriegsgott die ganze feindliche Schlachtordnung gelobt: vermöge solches Gelübdes mußten alle Rosse und Männer dem Tode übergeben werden. Der Ausgang aber hatte jetzt diese Drohungen gegen sie selber gewendet. Doch blieben die Chatten fortwährend ein mächtiges Volk.

Während dieser Begebenheiten in Deutschland, begann zu Rom Nero die Greuel durchblicken zu lassen, welche seinen Namen zum Abscheu des Menschengeschlechts machen sollten. Frühzeitig verderbt durch Wollust und Schmeichelei ergab er sich bald jeder Thorheit und Leidenschaft, dann dem Verbrechen und der vollendetsten Schamlosigkeit; binnen neun Jahren bis zum zwei und dreißigsten seines Alters ermordete er Bruder, Mutter, Vormünder, Lehrer, zündeten den größten Theil der Stadt sich zum Vergnügen an, und bot allen Ordnungen des Anstands, wie allen Gesetzen der Natur öffentlich Trotz. Noch war die Geduld der Römer nicht ermüdet: denn die Vornehmen, denen seine Henker drohten, waren meist feig; das Volk ergöhte sich an seinen Geschenken und Schauspielen, die Statthalter waren unter dem unfriederischen Fürsten bedeutender, und die Heere sahen in ihm den letzten Sprossen des Cäsarischen Hauses. Da geschah es, daß Julius Binder, ein Gallier aus königlichem Stamm, welcher in der römischen Provinz Statthalter war, nicht von Geld- oder Ehrgeiß noch niedrigem Neide, sondern von wahrer

Ruhmbegier und Freiheitsliebe angetrieben, die Welt von der Schmach, dem Nero zu gehorchen, zu befreien beschloß. Er versammelte einen Reichstag der gallischen Völker, erklärte den Kaiser wegen seiner Verbrechen des Throns verlustig, und lud den Sergius Galba, der jetzt Statthalter Spaniens war, einen Mann vornehmen Geschlechts und großen Ansehens bei den Legionen, ein, des Menschengeschlechts Rächer und Führer zu werden. Darauf ward Galba in Spanien als Kaiser begrüßt, und Cäsars geschändeter Name von dem letzten seines Geschlechts auf die lange Reihenfolge von Fürsten übertragen, welche seitdem durch Wahl oder Erbe die Verwaltung des Reichs geführt haben.

Aber während Galba mit dem Purpur bekleidet ward, und Nero dem aufwachenden Haffe der Welt durch Selbstmord entging, war der edle Binder nicht mehr. Er hatte Aufforderungen an die Statthalter der übrigen Provinzen erlassen, seinem Vorhaben beizutreten; aber Capito in Nieder-Germanien zögerte, und Verginius Rufus in Ober-Germanien, der das Reich nicht durch einen Gallier vergeben wissen wollte, erklärte: „Kaiser würden vom Senat, nicht von den Legionen gemacht.“ In Gallien selbst waren zwar die mächtigsten Völkerschaften, die Sequaner, Heduer und Arverner für Binder, aber aus gewohnter Eifersucht hingen nun die Lingonen, die Remier und die rheinischen Völker an Nero. Als nun Rufus mit den germanischen Legionen, den belgischen Hülfsvölkern und der batavischen Reiterei in Gallien einbrach und die Stadt Besontio zu belagern sich anschickte, rückte Binder zum Entsätze herbei. Aber statt zur Schlacht kam es zur Unterredung zwischen den

Feldherrn, und schon waren sie, wie es schien, im völligen Einverständnis geschieden, als der Andrang einiger Gallischen Schaaren gegen die Stadt erst den Widerstand der mißtrauischen Legionen, dann eine furchtbare Schlacht ohne Befehl und gegen den Willen der Anführer veranlaßte, in welcher die Gallier nach ungeheurem Verluste das Feld räumen mußten. In Ver zweiflung, daß ein so unglückliches Mißver-

ständniß die Hoffnung der Befreiung vernichtet, tödtete Vinder sich selbst.

Darob erschraf Galba, und begann schon mit dem Sieger um die Theilung des Reichs zu unterhandeln, als ihm Neros Tod und des römischen Senats Bestätigung angesagt ward. Damals kam das Geheimniß des Reichs aus, daß anderwärts als zu Rom Kaiser gemacht werden könnten.

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

### Ausbruch des Batavischen Freiheitskrieges \*).

Als Galba die alte Zucht wieder herstellen wollte, erschlug ihn die Parthei des vorigen Kaisers nach sechs Monathen, und erhob den Gefährten der Lüste des Nero, Salvius Otho, auf den kaiserlichen Stuhl. Die Legionen in Germanien aber, stolz auf ihren Sieg über Vinder und durch Galbas Strenge und Geiß erbitzert, hatten diesem schon den Gehorsam aufgekündigt, und den neuen Feldherrn Vitellius, der ihnen statt des verdächtigen Verginius zugeschiedt worden, zum Kaiser ausgerufen. Diesem, der ein Mann ohne alles Verdienst, beinahe ohne Sinn als für die Genüsse der Tafel war, ward das in einem Tempel zu Eöln aufbewahrte Schwerdt des großen Cäsars übergeben. Seine Feldherrn wurden vom Glück begünstigt, und Otho gab sich den Tod, fernere

Vergießung des Bürgerbluts zu verhüten. Da beschloß in Syrien das gegen die Juden kämpfende Heer, den würdigsten zum Kaiser auszurufen, und ernannte den Vespasian. Während nun diese beiden, oder vielmehr dieser beiden Feldherrn Heere um die Herrschaft stritten, gedachten erst die Bataver, dann die rheinischen Deutschen und die Gallier, des römischen Reichs sich zu entschlagen.

Es waren die Bataver ein chattisches Volk, das vor Zeiten durch innern Krieg aus der Heimath vertrieben über den Rhein gezogen war, und die belgischen Küstenländer nebst der Insel eingenommen hatte, die von dem in zwei Hauptarmen ins Meer stürzenden Rhein gebildet, und von ihnen die batavische Insel genannt ward. Durch des Drusus Waffen oder Ueberredungs-

\*) 69 nach Chr.

künfte waren sie Bundesgenossen der Römer geworden; doch zogen sie stets unter eigenen Fürsten und Heerführern in den Krieg, und lebten daheim ohne Tribute zu bezahlen, nach eigenen Gesetzen. Die Römer schätzten besonders ihre Reiterei, welche die stärksten Ströme durchschwamm, und in den deutschen Kriegen wie bei der Eroberung Britanniens große Dienste geleistet hatte.

Als nun in allen Ländern der Abendwelt für Vitellius Heere versammelt wurden, fügten die Beamten und Kriegsbefehlshaber in Batavien der mit Verachtung des Herkommens veranstalteten Aushebung noch Frevel und Gewaltthätigkeiten bei: sie nahmen Greise und Kranke, um für deren Erledigung Geld zu erpressen, oder unmündige Knaben, um sie zur Wollust zu verkaufen. Dies führte Unzufriedenheit, dann Widerstand gegen die Unterdrücker herbei, so daß die Aushebung verweigert ward. In diesem Zeitpunkte der Erbitterung und der durch den glücklichen Erfolg gesteigerten Kühnheit, trat ein Mann voll hoher Gedanken an die Spitze seines Volks.

Claudius Civilis, aus dem alten Königsstamm der Bataver entsprossen, an Gewandtheit und Geist wie wegen eines verlorenen Auges von den Römern dem Hannibal und Sertorius, den größten ihrer Feinde, verglichen, war kurz vor Neros Tode bei dem Capito, Statthalter von Nieder-Germanien, in den Verdacht der Meuterei gekommen, und gefangen nach Rom geschickt worden. Aber Nero war nicht mehr, als der Angeklagte in Rom ankam, und Galba entließ ihn. Kaum hatte er sich zu der beim Heer des Vitellius stehenden Hülfsschaar bege-

ben, als der Aufstand gegen Galba ausbrach, so daß Civilis, der für einen Anhänger seines Wohlthäters angesehen ward, nur mit Mühe dem Tode entging. Bei der Heimkehr ins Vaterland fand er seinen Bruder Julius Paulus, der mit ihm gleiches Vorhabens bezüchtigt worden war, auf Befehl des Capito getödtet, der seitdem selbst seine Anhänglichkeit an Nero mit dem Tode gebüßt hatte. Dergestalt gefellte sich Nachgefühl zu natürlichem Ehrgeiz; aber so gewöhnt waren die Völker an die Ehrfurcht des römischen Namens, daß Civilis selbst den schon empörten Batavern nicht von Auflehnung gegen Rom, sondern bloß gegen Vitellius, zu sagen wagte. Aufgemuntert ward er durch Briefe des Antonius, der Vespasians Sache verfocht, und durch mündliche Aeußerungen des Hordeonius Flaccus, der als Ober-Befehlshaber in Nieder-Germanien dem Vitellius Treue geschworen hatte, aber des Segners Waffenglück mit heimlichen Wünschen begleitete.

Unter dem Anschein eines festlichen Mahls, rief Civilis die Fürsten und die tüchtigsten Männer des Volks der Bataver bei Nachtzeit in einen heiligen Hain. Als er sie warm sah von Genuß und Freude, sprach er von ehemaliger Herrlichkeit und gegenwärtiger Schande. „Sie würden nicht mehr wie Bundesgenossen, sondern wie Knechte gehalten, nicht einmal wie sonst von einem Legaten regiert, sondern gemeinen Präfecten und Hauptleuten überlassen. Wäre jener mit lästigem Gefolge und herrischem Uebermuth aufgetreten, so würden diese gewechselt, wenn sie mit Beute und Blut sich gesättigt, und für immer neue Schlünde neue Weisen und Namen des Raubes erfunden. Jetzt drohe man

mit einer Aushebung, durch welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern, wie zum Tode getrennt werden sollten. Und doch habe es nie schlechter mit den Römern gestanden, in deren Lagern der Raub des Landes nur noch von Greifen bewacht werde. Sie möchten nur die Augen aufheben und vor dem leeren Namen der Legionen nicht länger erzittern! Reich sey Batavien an Reitern und Fußvolk; die Deutschen seyen desselben Bluts, auch Gallien strebe nach Freiheit; selbst den Römern werde der Krieg nicht unlieb seyn, und ein ungünstiger Ausfall auf Rechnung Vespasians kommen, der Sieg aber keiner Rechtfertigung bedürfen.“

Solche Rede wurde mit lautem Schütteln der Lanzen, dem Zeichen des Beifalls, vernommen, und durch feierliche Eidschwüre verbanden sich die Bataver dem kühnen Wortführer. Als bald sandte derselbe Boten, die Canninesaten zur Theilnahme einzuladen. Desgleichen schickte er heimlich nach Britannien und gen Mainz, wo sich die in römischen Kriegsdiensten stehenden Cohorten der Bataver befanden. Diese Canninesaten, an Abkunft, Sprache und Tapferkeit den Batavern gleich, aber geringer an Zahl, wohnten in den nordwestlichen Theilen

der Insel; unter ihnen war ein Mann edlen Geschlechts und verwegenen Muths, Namens Brinno, dessen Vater schon die Drohungen des Kaisers Caligula verhöhnt hatte. Diesen nahmen sie, setzten ihn auf ein Schild und ernannten ihn durch feierliche Emporhebung zum Anführer. Als nun auch die Friesen, die alten Feinde der Römer, zu ihnen getreten waren, überfiel Brinno die Quartiere zweier römischen Cohorten an der Meeresküste, die solches Angriffs unversehen und überhaupt zur Vertheidigung zu schwach waren, eroberte sie und gab sie der Plünderung Preis. Darauf ließ er die im Lande zerstreuten Troß- und Geschäftsleute aufheben, und die Festungen, welche die Römer angelegt hatten, bedrohen. Als dies die Befehlshaber inne wurden, und die Schwäche ihrer Besatzungen erwogen, steckten sie die Burgen in Brand, und zogen sich mit ihren wenigen Kriegern, ihren Fahnen und Feldzeichen unter Anführung des Aquilius auf Schiffen nach dem obern Theile der Insel, mehr dem Namen als der That nach ein Heer, weil Vitellius alle brauchbaren Truppen nach Italien geführt, und nichts als den ungelübten Aushub der belgischen und germanischen Provinzen zurückgelassen und mit Waffen beschwert hatte.

## Acht und zwanzigstes Kapitel.

## Fortgang des Batavischen Freiheitskrieges.

Civilis stellte sich, als ob er an dieser Unternehmung keinen Antheil habe, und tadelte laut die römischen Befehlshaber, daß sie ihre festen Plätze verlassen hätten. Er wolle den Aufruhr der Canninefaten mit seiner Cohorte stillen, die Römer möchten in ihre Quartiere zurückkehren. Aber der Anschlag, sie dadurch sicher zu machen und ins Garn zu locken, blieb kein Geheimniß, worauf Civilis die Maske der Freundschaft von sich legte und das römische Heer angriff, als dasselbe ohnweit des Rheins an seinen Schiffen gelagert stand. Während des Gefechts ging eine bei den Römern befindliche Cohorte der Tungrer zu den Batavern über, denen der Sieg dadurch nicht wenig erleichtert wurde. Zugleich gerieth ihnen die ganze römische Flotte von vier und zwanzig reich beladenen Schiffen durch die Verrätherei der batavischen Ruderknechte, mit denen sie bemannt war, in die Hände. So war Ruhm und Kriegsvorrath in reichem Maaße gewonnen. Schon wurden in Gallien die Urheber der Freiheit gepriesen, und aus Germanien erschienen Gesandte mit Hülfsanerbietungen. Aber Civilis bemühte sich vorzüglich, die Gallier zum Aufstande zu bringen, weil er mit Recht denselben für entscheidender als die entferntere Theilnahme der Deutschen hielt. Daher entließ er alle gallischen Befehlshaber, die mit den Römern gefangen worden, in ihre Heimath, und stellte es den gemeinen Kriegern frei, ob sie ihnen folgen oder bei ihm in Dienste tre-

ten wollten. In jenem Falle beschenkte er sie mit einem Theil der römischen Beute, um sie zu Mitschuldigen zu machen, in diesem erhielten sie einen ansehnlichen Sold. Zugleich wurde ihnen zu Gemüthe geführt, „was für Leiden sie seit so vielen Jahren erduldet, und wie fälschlich ihre schmähliche Knechtschaft Friede genannt werde. Die Bataver, die nicht einmal Abgaben bezahlten, hätten die Waffen gegen die gemeinsamen Gebieter ergriffen, und in der ersten Schlacht die Römer überwunden: was würde erst geschehen, wenn auch Gallien das Joch abschüttelte? In Italien sey geringe Macht übrig, die Provinzen würden mit dem Blute der Provinzen bezwungen. Der Ausgang des Bunderdürfe sie nicht schrecken; sein Unternehmen sey darum verunglückt, weil die Bataver und Belgen mit den Römern gefochten; eigentlich sey Gallien durch eigne Kräfte gefallen. Jetzt stünden Bataver und Belgen gegen die Römer, im Besitz aller Kriegskünste, die sie in deren Lagern gelernt. Möchte das Morgenland, an Könige gewöhnt, dienen: in Gallien lebten noch viele, die vor der Knechtschaft geböhren wären. Germanien habe sich durch die Niederlage des Varus befreit, und dabei nicht etwa einen elenden Vitellius, sondern einen Cäsar Augustus zum Kampfe herausgefordert. Freiheit sey von der Natur sogar den Thieren gegeben; die Menschen hätten Tapferkeit, sie zu behaupten. Die Götter stünden den Stärkern

bei: drum möchten sie ihren Vortheil benutzen und mit voller Kraft über die Erschöpften und Ermüdeten herfallen. Während einige den Vespasian, andere den Vitellius begünstigten, könne man mit beiden fertig werden.“

Indem Civilis auf diese Art eine Verbindung aller Kräfte Galliens und Germaniens zu Stande zu bringen suchte, rückte ihm auf Befehl des römischen Statthalters Flaccus Hordeonius der Legat Mummius Lupercus mit zwei Legionen und einiger deutschen, aus Trevirern, Ubiern und Batavern bestehenden Reiterei entgegen. Als es zur Schlacht kam, gingen die Bataver über, die Ubiern und Trevirer ergriffen die Flucht, und die geschlagenen Legionen zogen sich nach Vetera oder Xanthen zurück.

Um dieselbe Zeit erhielten die acht Cohorten der Bataver und Canninesaten, die beim Heer des Vitellius gewesen und wegen Streitigkeiten mit den übrigen Truppen nach Mainz verlegt worden waren, Befehl nach Italien aufzubrechen. Aber auf den ersten Marschen ereilte sie ein Bote vom Civilis, und forderte sie zum Uebertritt auf. Als bald verlangten sie, um Ursache zum Aufruhr zu finden, es sollte ihnen nach dem Versprechen des Vitellius ein Geschenk ausbezahlt, der Sold verdoppelt und die Anzahl der Pferde vermehrt werden. Als Flaccus in vielen Stücken nachgab, forderten sie nur desto mehr, kündigten ihm endlich allen Gehorsam auf, und nahmen ihren Weg statt gen Rom nach Belgien zurück. Flaccus berathschlagte unterdeß mit seinen Offizieren, ob es rathsam sey, die Widerspenstigen mit Gewalt festzuhalten, und ließ sie in Folge dieser Berathschlagung ungestört ziehen. Bald aber bereute

er es und schrieb an den Herennius Gallus, welcher Bonn mit einer Legion besetzt hielt, die Bataver nicht durchzulassen; er werde sie im Rücken angreifen. Hätte Flaccus diesen Entschluß ausgeführt, von vorn und von hinten angegriffen wären sie in eine gefährliche Lage gekommen; aber der Unschlüssige kam auf andere Gedanken, und schickte an den Gallus, er solle sie durchlassen. Dieser glaubte dem wankelmüthigen Oberbefehlshaber nicht viel Gehorsam schuldig zu seyn, und griff die Vorüberziehenden an, ohne auf das Vorgeben von ihrer friedlichen Heimkehr zu achten, wurde aber geschlagen, und mit Verlust vieler Todten schimpflich in seine Mauern zurückgetrieben.

Civilis befand sich jetzt an der Spitze eines ansehnlichen Heers. Demohngeachtet erwog er der Römer Macht und den Vortheil fernerer Verstellung, und ließ die Seinigen alle dem Vespasian schwören. Dann forderte er die zu Vetera befindlichen zwei Legionen zu gleicher Huldigung auf, erhielt aber zur Antwort: ein batavischer Ueberläufer habe über keine Römerangelegenheiten zu entscheiden, sondern seine Strafe zu erwarten. Vetera wurde also belagert; Bruchter, Tenchter und andere germanische Hülfsvölker hatten sich, durch den Ruf und die Hoffnung der Beute gelockt, bei den Batavern eingefunden.

Die beiden römischen Legaten, Mummius Lupercus und Mumisius Rufus, die in der Festung befehligten, ließen sogleich die Vorstädte, die während des langen Friedens dicht an den Werken, einer ordentlichen Stadt gleich, sich erhoben hatten, zerstören, und setzten die verfallenen Mauern und Wälle in so guten Vertheidi-

gungsstand, daß sie eine langwierige Belagerung würden haben aushalten können, wenn nicht die vorhandenen Lebensmittel gleich in den ersten Tagen der Raubsucht der Soldaten überlassen worden wären. Unterdeß füllte sich der Rhein mit den Schiffen, und beide Ufer des Flusses mit den Schaaren der Belagerer. Die Deutschen zogen einher mit ihren aus den Wäldern geholten Feldzeichen, wunderbaren Thiergestalten, welche den einzelnen Völkerschaften vorangetragen wurden; an der Spitze der batavischen Cohorten glänzten römische Fahnen; Barbaren- und Bürgerkrieg erschien in furchtbarer Vereinigung. Der große Umfang des Walles, der zwei Legionen erforderte und kaum fünftausend Vertheidiger hatte, vermehrte die Hoffnung der Belagerer, aber die Belagerten bewaffneten viel aus der Nachbarschaft zusammengelaufenes Volk, und ersetzten damit einigermaßen ihre geringe Zahl. Die Festung zog sich an einem sanft aufsteigenden Hügel in die Höhe. Augustus hatte sie als Zwingstätte Germaniens gegründet, und sich nicht vorgestellt, daß einst seine Legionen selbst darin belagert werden würden; daher hatte er weniger für eine feste Lage und Vertheidigungswerke, als für Gewalt- und Angriffsmittel gesorgt. Indes mißlangen mehrere Stürme, welche die Belagerer im Vertrauen auf einige römische Maschinen, die sie besaßen ohne deren Gebrauch recht zu kennen, versuchten; es wurde endlich beschloffen, den Ort, der sich ohnehin binnen wenigen Tagen ergeben müsse, vollends auszuhungern.

Unter diesen Umständen wurde der römische Oberbefehlshaber Hordeonius Flaccus, ein an

Geist und Körper schwacher Greis, der seine Befehle aus dem Zimmer und Bette heraus ertheilte, mehr durch die Drohungen der Soldaten als durch eignen Antrieb bewogen, einige Maaßregeln zum Entsatz der Eingeschlossnen zu treffen. Zu dem Ende schickte er seinen Legaten Vocula mit auserlesener Mannschaft in Eilmärschen gegen Vetera, und ließ in ganz Gallien alle Bundesgenossen aufbieten, ihre Hülfsvölker zu stellen. Aber Vocula sahe sich theils wegen der Schwäche, theils wegen des Ungehorsams seiner Truppen außer Stande, etwas zu unternehmen, und erwartete daher den ihm langsam folgenden Flaccus zu Cobln, wo sich einige gallische Hülfsvölker einfanden. Da indes zugleich die Nachricht einlief, daß andere Völkerschaften gegen die Römer sich waffneten, wurde die Unzufriedenheit gegen den Flaccus, der durch seine Trägheit alles Unglück verschuldet habe, so laut, daß er seine Anführerstelle dem Vocula übertragen mußte. Dieser Platz war nicht beneidenswerth. Alle Bande der Kriegszucht waren gelöst, und der zügellose Soldat sprach eben so laut vom Verrath oder von der Ungeschicklichkeit der Feldherrn, wie von dem Zorne der Götter, der durch die ungewöhnliche Seichtigkeit des Rheins die Aufhebung der alten Reichsgrenze verkündigte.

Zu Neuß stieß die sechzehnte Legion unter dem Herennius Gallus hinzu, mit welchem Vocula sogleich die gefährliche Befehlshaberstelle theilte. Doch wagten sie es nicht, den Feind anzugreifen, sondern verschanzten sich bei Gelsduba, um den Muth der Truppen erstarcken zu lassen und ihre Kampflust durch Einfälle in die benachbarten Gebiete, die sich für den Civilis

erklärt hatten, zu entflammen. Als nun Gallus bei einer solchen Gelegenheit allein im Lager zurückgeblieben war, begab es sich, daß die Deutschen ein römisches Getreideschiff, das auf einer Untiefe sitzen geblieben war, auf das von ihnen besetzte Ufer herüber ziehen wollten. Gallus schickte erst eine, und als die Deutschen sich verstärkten, mehrere Cohorten zu Hülfe, aber das Schiff blieb mit großem Menschenverlust der Römer endlich doch den Deutschen. Sogleich schrieen die besiegten Soldaten ihrer Gewohnheit nach über Verrath, rissen ihren General aus seinem Zelt und zwangen ihm mit Schlägen und Androhung des Todes die Angabe ab, der abgesetzte Hordeonius Flaccus sey mit den Batavern einverstanden, und wirke noch fort zum Verderben der Römer. Bei der Rückkunft des Vocula wurde der Frevel durch Hinrichtung der Urheber bestraft: denn schnell wechselte Frechheit mit geduldiger Ergebung. Die gemeinen Soldaten hingen nehmlich dem Vitellius an, die vorzüglichsten Offiziere neigten sich auf Seite Vespasians. Daher die Reihenfolge von Verbrechen und Strafen, die Mischung von Zügellosigkeit gegen Verdächtige, und Gehorsam gegen treu geglaubte Befehlshaber, von denen sie sich leichter bestrafen als bändigen ließen.

Civilis hatte unterdeß noch mehr Verstärkung aus Deutschland an sich gezogen, und von den vornehmsten Familien sogar Geißeln ihrer Treue erhalten. Diese Bundesgenossen ließ er in die Länder der Ubier, Menapier, Trevirer und anderer Völkerschaften einfallen, die es noch mit den Römern hielten. Vornehmlich hart wurde mit den Ubiern verfahren, die, ein Volk deutschen Ursprungs, ihr Vaterland abgeschwo-

ren, und sogar den römischen Namen Agrippinenser angenommen hatten. In Marcodurum, einem Flecken, der heute Düren heißt, wurden mehrere ihrer Cohorten überrascht und niedergelassen. Aber erneuerte Stürme auf Vetera mißglückten, und Civilis mußte zur langweiligen Einschließung zurückkehren, deren Ende sich wider Erwarten verzögerte.

Während dieser Begebenheiten hatte in Italien die Parthei Vespasians bei Cremona einen vollständigen Sieg über den Vitellius davon getragen. Als die Nachricht davon bei den im Lager von Gelduba stehenden Legionen einlief, fielen zuerst die gallischen Hülfsstruppen dem Sieger zu; später ließen sich auch die römischen Krieger, wiewohl mit großem Widerwillen, von ihren Offizieren bereden, dem neuen Herrn den Eid der Treue zu leisten. Hierauf wurde Montanus, ein geborner Trevirer, an den Civilis geschickt, mit der Aufforderung, die Waffen niederzulegen, wenn er dieselben wirklich nur für den Vespasian ergriffen habe. Civilis antwortete erst mit listiger Unbestimmtheit; als er aber bemerkte, daß der Abgesandte selbst mit den Römern höchst unzufrieden und zu einem kühnen Unternehmen wohl fähig sey, führte er ihm das schimmernde Bild der Freiheit im vollen Glanze neben dem schwachvollen Gemälde der Knechtschaft vor die Seele. Montanus ward gewonnen, und kehrte ins römische Lager mit ausweichenden Erklärungen aber mit großen heimlichen Plänen zurück.

Bald darauf wurde das verschanzte Lager durch einige batavisch-germanische Heeresabtheilungen überfallen. Die Nervier hatten aus Verrätherei oder Furchtsamkeit die Seiten

desselben, die sie decken sollten, entblößt, und schon flohen die Legionen mit Zurücklassung ihrer Adler nach dem innern Walle zu, als ganz unvermuthet Vascische Cohorten ankamen, und durch einen plötzlichen Angriff auf die mit der Siegesarbeit beschäftigten Feinde der Sache eine andere Gestalt gaben. Die Römer blieben Meister der Wahlstatt, wiewohl sie ihre verlorenen Feldzeichen den rückziehenden Batavern nicht entreißen konnten. Vocula wagte darauf den Entschluß von Vetera. Das Treffen war noch sehr zweideutig, als Civilis das Unglück hatte, vom Pferde zu fallen. In der Meinung, er sey tödtlich verwundet oder gar getödtet, wichen die Deutschen. Indes getraute sich Vocula nicht, sie zu verfolgen. Er verbesserte die Festungswerke, und zog sich dann mit einem Theil der Besatzung über Gelduba und Neuß nach dem Hauptlager zurück, ohne grade das Nöthigste, die Verproviantirung von Vetera, bewirkt zu haben, dessen Einschließung Civilis gleich darauf von Neuem begann.

Diese verkehrten Maasregeln, durch welche die noch übrige Besatzung von Vetera recht eigentlich dem Feinde Preis gegeben wurde, erregten auch gegen Vocula den Verdacht des Verraths. Als nun Civilis das verlassne Gelduba besetzt, und die Römer ohnweit Neuß in einem Reitergefecht geschlagen hatte, brach bei Gelegenheit einer noch vom Vitellius angeordneten Gelbaustheilung, die jetzt unter Vespasians Namen geschah, ein abermaliger Aufstand aus. Der verhasste Hordeonius Flaccus wurde erschlagen, und Vocula rettete sich kaum durch Flucht in Sklavenkleidern. Während dieser Unordnungen kam die Nachricht, daß Civilis näher rücke, und daß auf der andern Seite in Ober-Germanien die Festung Mainz belagert werde. Dies bewog die Legionen, den entflohenen Vocula zurück zu holen, um unter seiner Anführung Mainz zu entsetzen. Sie fanden aber die Belagerer, deren Absicht nur auf Beute gerichtet gewesen war, schon abgezogen.

## Neun und zwanzigstes Kapitel.

### Verschwörung zu Trier zur Wiedergewinnung der Freiheit und Aufrichtung eines gallischen Reichs.

Unterdes war das Capitolium verbrannt, Rom von den Vespasianern im Sturm erobert und Vitellius selbst schimpflich hingerichtet worden. Diese Begebenheiten brachten die Legionen, die dem unglücklichen Kaiser immer noch angingen, zur Verzweiflung, und weckten bei den Gal-

liern Lust zur Empörung. Ihre Druiden verkündigten, daß mit dem Capitol der Zauber zerstört sey, der die überalpischen Länder der Herrschaft Roms unterworfen, und dessen Lösung jene Gallier, von denen einst Rom selbst verbrannt worden, versäumt hätten. Daher traten

bald nach Ermordung des Hordeonius drei vornehme Gallier mit dem Civilis in Verbindung, Classicus, Befehlshaber der Trevirischen Reiterei, aus altem königlichen Geschlecht, Julius Tutor, Präfect des Rheinufers, und Julius Sabinus, ein Lingone, der sich vom großen Julius Cäsar durch den Ehebruch seiner Aeltermutter abzustammen rühmte. In einem Privatthause zu Cöln wurde die erste Zusammenkunft mehrerer in die Verschwörung gezogenen Ubier, Tungrer, Trevirer und Lingonen gehalten. Die Befreiung des Vaterlands bis an die Alpen schien über allen Zweifel erhaben, nur über die Behandlung der römischen Legionen war man unschlüssig; es wurde endlich beschlossen, zu versuchen, ob man durch große Versprechungen sie zum Beitritt und zur Hinrichtung ihrer Anführer vermögen könne. Zugleich wurden Aufwiegler in alle Provinzen Galliens abgesendet; gegen den Vocula aber stellte man sich wie vorher gehorsam, um ihn desto sicherer zu machen. Ohngeachtet demselben nun ihre Absichten kein Geheimniß blieben, hoffte er doch, durch einen glücklichen Schlag gegen Civilis ihren Abfall noch hintertreiben zu können. In dieser Absicht zog er zum zweitenmal gegen Vetera, um daselbst ein Treffen zu wagen, kehrte aber, unter Wegs von der Untreue des Classicus und Tutor hinlänglich überzeugt, auf Neus zurück. Umsonst versuchte er seine Römer noch einmal für die Sache des Reichs zu begeistern: mit schweigendem Unmuth hörten sie seine Berufungen auf den großen Jupiter, der seit acht- hundert und zwanzig Jahren Triumphe geschenkt; auf den Quirinus, den Gründer der ewigen Stadt. Ein Abgesandter des Classicus

befahl, den Feldherrn zu tödten, und seine Legaten zu fesseln. Die Legionen gehorchten, und Vocula fiel durch die Hand eines seiner Krieger. Darauf erschien Classicus, geschmückt mit den Zeichen römischer Herrschaft, selber im Lager, und ließ das römische Heer Treue schwören „dem gallischen Reiche.“ Desgleichen ging Tutor vor Cöln, und die Einwohner nebst allem Kriegsvolk am Oberrhein schworen denselben Eid; die Befehlshaber in Mainz, die sich dessen weigerten, wurden erschlagen oder verjagt. Schrecklich war das Schicksal des in Vetera eingeschlossnen Heers. Erst nachdem alle Pferde und ekelhaften Thiere geschlachtet, alle Stauden und zwischen den Steinen hervorstachsenden Gräser verzehrt waren, nahm es die angebotene Gnade der Bataver an, und zog mit Zurücklassung alles Gepäcks aus der Festung. Aber auf dem Marsche wurde es von den Deutschen, welche den von den Batavern bewilligten Abzug nicht anerkannten, angefallen und größtentheils niedergemacht. Die eroberte Festung ward ausgeplündert und in Brand gesteckt.

Jetzt glaubte Civilis sein Gelübde gelöst, vor Bezwingung der Römer sein Haar nicht zu scheeren; aber dem beabsichtigten gallischen Reiche wollte er Batavien nicht einverleibt wissen, sondern bei Germanien bleiben. Daher schickte er mehrere Stücke der Beute und einen Theil der Gefangenen der Belleba zum Geschenk, einer jungfräulichen Seherin aus dem Volke der Bruchter, die in einem Thurme an dem Fluß Lippe wohnte, und die Völker in der Nähe und Ferne durch ihre Aussprüche leitete. Kein Ungeweihter unterbrach die ewige Einsamkeit der Prophetin und nahete sich der heiligen Schwelle:

ein einziger aus ihrer Verwandtschaft Erkohner trug als Vermittler Fragen und Antworten hin und her. Die Deutschen zählten mehrere weis-sagende Weiber, aber keine war über Belleda, welche damals ihrem Volke Glück, und der Legionen Untergang vorhergesagt hatte. In der That ergaben sich die Legionen in Neuß und Bonn; alle Lager und Quartiere der Römer wurden verbrannt und geschleift; der Rhein sahe sich, außer Mainz und Bindonissa, aller Fesseln entledigt.

Civilis und Classicus rathschlagten über das Schicksal von Eöln. Wenn Rache und Hab-sucht die Plünderung der Stadt anriethen, so befahl die Klugheit und der Anfang des neuen Reichs Schonung und Milde: Eöln wurde als Bundesstadt anerkannt. Aber die übrerrheinischen Völkerschaften, denen der Ort als Zwing- und Zollstätte verhaßt war, verlangten von den Einwohnern schwere Pfänder ihrer Treue. „Wir freuen uns, sprach der Wortführer ihrer Gesandten in der Volksversammlung, daß ihr wieder Deutsche und freie Leute geworden seid, denn bis auf diesen Tag schlossen die Römer die Flüsse und die Länder und selber den Himmel, so daß sie uns Gespräche und Zusammenkünfte, oder was das schimpflichste für Männer ist, den Gebrauch der Waffen untersagten, wenn wir unter den Augen ihrer Hüter und Geldeinnehmer mit euch verhandeln durften. Aber damit unsere Verbindung und Freundschaft für immer gesichert sey, fordern wir, daß die Bollwerke der Knechtschaft, daß eure Mauern niedergerissen werden. Auch die Thiere des Waldes vergessen im Kerker der Freiheit. Dann müßt ihr alle Römer innerhalb eurer Grenzen erschlagen;

denn nicht vertragen sich Herr und Freiheit. Die Güter der Getödteten werden unter alle getheilt, damit Niemand seine Sache von der allgemeinen absondere. Gleich unsern Vorfahren wollen wir gemeinschaftlich an beiden Ufern wohnen: die Natur hat, wie Licht und Tag allen Menschen, so den Erdboden den Tapfern geöffnet. Nehmt die vaterländische Sitte und Verfassung wieder an, gebt die Bollwerke und Vergnügungen auf, durch welche die Römer mehr als durch die Waffen gegen die Unterworfenen stark sind; so werdet ihr wieder werden ein reines und wahrhaftiges Volk, und der Knechtschaft vergessend mit oder vor den andern Deutschen einherziehen.“

Die Einwohner von Eöln suchten sich dieser lästigen Forderungen durch sehr triftige Gegen- gründe zu entledigen. „Sie hätten die erste Gelegenheit der Befreiung mit mehr Begier als Vorsicht ergriffen, um sich nur mit ihren deutschen Landsleuten und Blutsverwandten wieder zu vereinigen: aber die Mauern ihrer Stadt möchten bei der bedenklichen Versammlung rö-mischer Heere eher verstärkt als abgebrochen werden. Wären Ausländer aus Italien oder den Provinzen innerhalb ihrer Grenzen gewesen, so hätte der Krieg sie längst weggerafft oder verschreckt; einigen mit ihnen selbst angezogenen und durch Heirath eingebürgerten Fremden und deren Söhnen wäre Eöln Vaterstadt geworden, und man könne nicht verlangen, daß sie ihre Eltern, Brüder und Kinder todt schlügen. Den Zoll und andern Beschwerden, womit die Handlung der Deutschen belegt worden, wollten sie ihnen hiemit erlassen; auch solle beiden Theilen der Ab- und Zugang über

den Rhein, jedoch nur bei Tage und ohne Waffen, zustehen, bis sie einander wieder hinlänglich kennen gelernt haben würden.“ Uebrigens erkannten sie den Civilis und die Belleba als Schiedsrichter an, von denen auch der in dieser Sache abzuschließende Vertrag bestätigt werden sollte. Die Gegenparthei ließ sich diese Berufung gefallen, und sowol Civilis als Belleba bestätigte den an sie geschickten Abgeordneten die Ansicht der Cölner.

Um dieselbe Zeit traten noch mehrere gallo-germanische Völkerschaften, die Tungrer, Bestavier und Nervier mit dem Civilis in Verbindung. Dagegen verunglückte das gallische Reich, welches Julius-Sabinus, der angebliche Abkömmling des großen Julius, dadurch zu stiften versuchte, daß er sich zum Kaiser auszurufen ließ: er wurde von den Sequanern, den treuen Bundesgenossen der Römer, aufs Haupt geschlagen, und entging vor der Hand dem Tode nur durch das Gerücht, er sey in den Flammen der Villa, wohin er sich geflüchtet hatte, umgekommen. Seitdem gewann der Krieg in Gallien ein ganz anderes Ansehen; der Freiheitseifer erkaltete, und die Nemier schrieben eine allgemeine Versammlung aller Völkerschaften nach Rheims aus, um zu berathschlagen, ob nicht der Friede der Freiheit vorzuziehen sey? Die Nachricht von großen Rüstungen, welche die Römer zur Beruhigung der empörten Provinzen betrieben, trug vieles bei, den Gang dieser Berathschlagungen zu bestimmen.

Tullius Valentinus, der Gesandte der Trevirer, sprach laut für den Krieg, und entwickelte in einer wohl durchdachten Rede das Unglück einer Weltmonarchie und die Sünden der

Römer. Dagegen zeigte der Nemier Julius Auster die römische Macht und die Güter des Friedens. Hierzu trat die Eifersucht der Staaten unter einander, die lieber gar nicht freyseyn, als einem aus ihrer Mitte den Vorrang gönnen wollten: es war ein vorzüglicher Stein des Anstoßes, welcher Staat, im Fall nun alles gelungen wäre, der Hauptstaat sey, und die Anführung im Kriege erhalten sollte? Noch waren sie weit vom Siege entfernt und schon stritten sie sich über die Früchte desselben; der eine begründete seine Ansprüche an die Oberstelle auf seine Verbindungen, der andere auf seine Macht, der dritte auf sein Alterthum; und da keiner nachgab, beschlossen sie endlich, aus Scheu vor der Zukunft, es beim Alten zu lassen und den Römern gehorsam zu bleiben. Nur die Trevirer, Lingonen und einige andere Völkerschaften beharrten auf der Fortsetzung des Kriegs, ohne jedoch die der Größe des Unternehmens angemessenen Mittel anzubieten. Ihre Feldherrn handelten nach keinem gemeinschaftlichen Plane: Civilis verfolgte in den belgischen Einöden einen seiner Landsleute, Namens Labeo, welcher die Parthei der Römer ergriffen hatte; Clasticus pflegte behaglicher Ruhe, als ob das Reich schon erstritten sey, und Tutor eilte eben nicht, den Oberrhein und die Alpenpässe zu rechter Zeit zu besetzen. Dergestalt brachten die Römer sieben Legionen unter Anführung zweier tapfern Feldherrn, Annius Gallus und Petilius Cerealis, ohne Widerstand über die Alpen. Indes ersocht Tutor über die römischen Vortruppen einige Vortheile, zog sich aber beim Anrücken des Hauptheers nach Bingen, wo er sicher zu seyn glaubte, weil er die Brücke über

die Naab hatte abbrechen lassen. Allein die Römer fanden eine Fuhr, durch welche sie über den Fluß setzten; Tutor wurde überfallen und gänzlich in die Flucht geschlagen. Diese Niederlage setzte die Trevirer in die größte Bestürzung; das Volk warf die Waffen weg und zerstreute sich in die Dörfer, die Vornehmen flüchteten sich in die Städte, die den Römern treu geblieben waren, um den Schein der baldigen Ergebung zu gewinnen; die bei Neuß und Bonn übergetretenen Legionen schwuren dem Vespasian von Neuem. Aber die Rückkehr des Valentinus, jenes kriegerisch gesinnten Abgesandten, gab der Sache noch einmal eine andere Gestalt. Auf seine Anmahnung griff das Volk wieder zu den Waffen; um alle Hoffnung der Vergebung zu vernichten, ließ er zwei gefangene römische Legaten tödten. Die Legionen entkamen nach Metz.

Dies war der Stand des Kriegs, als Cerealis bei Mainz erschien, und durch seine Ankunft ganz Gallien in Furcht und Schrecken setzte. Er entließ sogleich alle von den Bundesgenossen aufgebrachte Mannschaft in ihre Heimath, mit der Erklärung, daß dem Reiche seine eignen Legionen zureichten; der Krieg sey als geendigt anzusehen, da römische Hände ihn angriffen. Dies bestärkte die Gallier in ihrem Gehorsam: froh, ihre Mannschaften wieder zu haben, bezahlten sie gern ihre Tribute, und waren um so bereitwilliger, je mehr sie verachtet wurden. Hingegen zogen Civilis und Classicus, auf die Nachricht von Tutors Anfall und den Fortschritten der Römer, ihre zerstreuten Truppen zusammen. Desto mehr eilte Cerealis, des Feindes erste Bestürzung zu benutzen. Er schickte

Boten nach Metz, damit die dasigen Legionen von der andern Seite vorrückten, mußte aber selbst bei Rigodulum, einem Schlosse an der Mosel, welches Valentinus mit vielen Trevirern besetzt hatte, Halt machen. Die Nothwendigkeit der Eile gebot den Sturm; das Schloß wurde genommen, und Valentinus selbst nebst mehrern andern vornehmen Belgen gefangen. Er wurde nach Rom geschickt, und daselbst auf Befehl Domitians, der seines Vaters Stelle versah, hingerichtet. Valentinus ertrug sein Schicksal mit großer Standhaftigkeit. Als ihm unter den Todesqualen zugerufen wurde, daß sein Vaterland bezwungen sey, antwortete er ruhig: „dafür wird mir der Tod zum Trost!“

Am folgenden Tage nach Erstürmung des Schlosses hielt Cerealis seinen Einzug in Trier. Die Soldaten verlangten, diese Vaterstadt des Classicus und Tutor, dieser Sitz des Verraths und der Empörung sollte zur Rache für die niedergehauenen Legionen ausgeplündert und aufgebrannt werden: aber der Feldherr fürchtete, durch dergleichen Erlaubniß seine Ehre zu bestreken und die Bande der Zucht zu lösen. Bald zog ein andrer Gegenstand die Aufmerksamkeit an: jene von Metz herbei geholten Legionen, welche vor Kurzem ihre Feldherrn ermordet und dem römischen Reich abgeschworen hatten. Niedergedrückt vom Bewußtseyn ihres Verbrechens hefteten sie die Augen auf die Erde; keins der beiden Heere grüßte, und wiewohl einige die Schuldigen zu trösten und aufzumuntern versuchten, zogen sie sich doch ohne Antwort zwischen ihre Zelte zurück. Selbst die Sieger wagten mit nichts anderm als mit Thränen und Stillschweigen um Gnade für sie zu bitten.

Cerealis bewilligte dieselbe: „denn nur ein böses Verhängniß habe der Zwietracht und der Verführung Zutritt geöffnet. Der heutige Tag gelte für den ersten ihres Dienstes; weder er noch der Kaiser erinnere sich ihrer Vergehungen.“ Dann wurden sie in dasselbe Lager aufgenommen, und alle Vorwürfe untersagt.

Hierauf ließ der römische Feldherr die Trevirer und Lingonen zusammen kommen und hielt eine nachdrückliche Rede, worin er ihnen sagte: „ihre Vorfahren hätten die Römer zum Schutz gegen die barbarischen Deutschen herbeigerufen. Nicht Italiens wegen sey der Rhein besetzt, sondern damit kein zweiter Heerzug in Gallien einfalle. Oder glaubt ihr, fuhr er fort, vom Civiliß, den Batavern und den Ueerrheinern besser behandelt zu werden, als es von ihren Vorfahren einst eure Väter und Großväter wurden? Dieselbe Ursache treibt fortwährend die Deutschen nach Gallien, Habsucht und Veränderungslust: sie wollen ihre Sümpfe und Einöden verlassen, und diesen fruchtbaren Boden und euch selber in Besitz nehmen. Uebrigens kommen sie mit dem Worte Befreiung und andern glänzenden Verheißungen: aber wo hat Jemand andere unterjochen und eigne Herrschaft gründen wollen, ohne dergleichen Worte im Munde zu führen. Regierung und Krieg ist auch vor unserer Ankunft immer in Gallien gewesen. So oft wir nun auch gereizt worden sind, haben wir doch durch unsere Siege nichts als Befestigungsmittel des Friedens gewinnen mögen: denn die Ruhe der Völker kann nicht ohne Heere, Heere nicht ohne Sold, und Sold nicht ohne Auflagen erhalten werden. In jeder

andern Hinsicht seyð ihr uns übrigens gleich: ihr befehligt unsere Regionen und regiert unsere Provinzen. Nichts ist euch verschlossen oder versagt. Von guten Fürsten fließen auch denen, die fern sind, Wohlthaten zu; die bösen werden nur ihren Umgebungen lästig. Schwelgerei und Habsucht der Herrscher muß man überhaupt mit eben der Geduld wie Mifernten, Ueberschwemmungen und andere natürliche Uebel ertragen. Böses wird es so lange als Menschen sind geben: aber seine Reihenfolge ist nicht ununterbrochen, und wird durch den Eintritt manches Guten ausgeglichen; wenn ihr nicht etwa von Leuten wie Tutor und Clasticus milderer Regiment erwartet, oder euch einbildet, durch geringere Abgaben eure Vertheidigung gegen die Deutschen und Britten möglich zu machen. Sollten, was die Götter verhüten wollen, die Römer jemals vertrieben werden, was anders als allgemeiner Krieg aller Völker würde entstehen? Im Glück und im Weh von acht Jahrhunderten sind allmählig alle Fugen des Staats so zusammengewachsen, daß sie ohne Verderben des Unternehmers nicht mehr auseinander gerissen werden können: und grade eure Gefahr ist die größte, die ihr Geld und Gut, die vorzüglichsten Reizmittel des Krieges, besitzt. Darum haltet Frieden mit der heiligen Stadt, welche der Sieger wie der Besiegten gütige Mutter ist. Laßt euch durch die großen Beispiele des Glücks und des Unglücks belehren, und ziehet Hartnäckigkeit mit Untergang nicht dem Gehorsam mit Sicherheit vor!“ Mit diesen Ermahnungen, die der Umstände wegen sehr einleuchteten, wurden die Erschrocknen ohne weitere Strafe entlassen.

## Dreißigstes Kapitel.

### Ausgang des Batavischen Freiheitskriegs.

Während dieses Aufenthalts in Trier liefen Briefe vom Civilis und Classicus ein: „Vespasian sey im Orient plötzlich gestorben, Rom und Italien durch Bürgerkrieg geschwächt, die Stellvertreter des verstorbenen Kaisers ohne Ansehen. Wenn Cerealis unter diesen Umständen das gallische Reich anzunehmen geneigt sey, wollten sie mit den Grenzen ihrer gegenwärtigen Besitzungen zufrieden seyn, aber auch zur Schlacht wären sie bereit.“ Cerealis würdigte das Anerbieten keiner Antwort, sondern schickte den Brief sammt dem Ueberbringer nach Rom. Als nun die Feinde von allen Seiten heran rückten, tabelten viele Römer ihren Feldherrn, daß er ihnen dazu Zeit gelassen; jetzt müsse er vor ihnen sich verschanzen, deren Aufreibung er durch unnützes Stillstehen versäumt habe. Aber auch unter den Deutschen war man nicht einig: Civilis wollte die Ankunft der überrheinischen Völker erwarten; Tutor behauptete, durch längeres Zögern wachse die Macht der Römer zu sehr. Classicus entschied für die letztere Meinung, und alsbald ward der Angriff beschlossen.

Die Verbündeten zogen also in Schlachtordnung gegen das römische Lager, die Ubier und Lingonen in der Mitte, die Cohorten der Bataver auf dem rechten, die Bructer und Tenchter auf dem linken Flügel. Der Angriff geschah am frühen Morgen mit solcher Hefigkeit, daß das Lager erstiegen, die Reiterei in die Flucht geschlagen und die Moselbrücke besetzt

war, ehe noch Cerealis, der die Nacht in der Stadt zugebracht hatte, aus dem Schlafe geweckt wurde. Indeß ersetzte dieser Feldherr den Mangel der Vorsicht durch große Entschlossenheit. Er raffte die Schaaren der Flüchtlinge, die ihm entgegen kamen, zusammen, schritt ungepanzert mitten in den Hagel der feindlichen Geschosse voran, und bemächtigte sich der verlorenen Moselbrücke wieder. Dann drang er in das Lager, wo jene bei Neuß und Bonn eibrüchigen Legionen schon getrennt fochten, und nur noch läßig ihre Adler vertheidigten. Auf den Zuruf des Feldherrn und seiner Begleiter sammelten die Cohorten sich wieder, aber die Verbreitung des Feindes und die aufgeschlagenen Gezelte hinderten regelmäßige Aufstellung, und Tutor, Classicus und Civilis ermahnten nicht minder wirksam die Gallier für ihre Freiheit, die Bataver für den Ruhm, die Germanen um große Beute tapfer zu fechten. Erst die Ankunft einer frischen Legion und die Plünderung, der sich viele der Sieger überließen, gab den Römern das Uebergewicht wieder: sie trieben den Feind endlich aus dem Lager, verfolgten ihn bis in sein eigenes, und eroberten und zerstörten dasselbe.

Verschiedene Städte und Völkerschaften, die sich vorher mit den Batavern verbündet hatten, wandten sich jetzt den Römern wieder zu, unter ihnen zuerst die Edlner. Als Belag ihrer Treue verkündigten sie, daß sie die einzeln in

den Häusern zerstreuten Deutschen erschlagen, die batavische Besatzung aber, welche Civilis in ihre Stadt gelegt, erst berauscht und dann in ihren Quartieren verbrannt hätten. Zugleich erboten sie sich, die Gemahlin und Schwester des Civilis, und die Tochter des Classicus, die sich sämmtlich als Pfänder des Bündnisses in ihren Mauern befanden, auszuliefern, verlangten aber zum Schutz gegen die Rache für diese Frevel eine römische Besatzung. In der That war Civilis mit einem Heere von Kauchen und Friesen schon in der Nähe, kehrte aber bei Tolbiacum (Zülpich) um, weil Batavien von Britannien her mit einem römischen Angriff bedroht wurde.

Die Canninesaten befreiten ihn von dieser Besorgniß; sie schlugen die römische Flotte, und nahmen oder zerstörten den größten Theil ihrer Schiffe; desgleichen erfocht Classicus Vortheile über die Reiterei, welche Cerealis bis nach Neuß hatte vorrücken lassen. So wurde es möglich, daß Civilis im folgenden Jahr \*) wiederum mit einem starken Heer im Felde erscheinen, und das durch Festigkeit und große Erinnerungen gleich wichtige Lager von Vetera beziehen konnte. Cerealis, den drei Legionen und viele Hülfsvölker zu Ross und zu Fuß verstärkt hatten, setzte sich ihm bei Vetera gegenüber, so nahe, als es die Breite des Sumpfes verstattete, der die beiden Heere trennte. Civilis hatte einen Damm quer durch den Rhein ziehen lassen und dadurch das ganze Land, welches ohnehin mit Sümpfen und Morästen angefüllt war, unter Wasser gesetzt; der römische Soldat, mit schweren Waffen belastet, und im

Schwimmen weniger geübt, zog hier gegen den schwimmfertigen, leichtbewaffneten und langgewachsenen Deutschen nothwendig den Kürzern. Die ersten Gefechte waren daher äußerst ungünstig für die Römer, die sich mit großem Menschenverlust zurückziehen mußten. Allein in der Hauptschlacht, die auf diese Gefechte folgte, kam die römische Reiterei auf einem Wege, der trocken durch den Morast führte, und den ein Ueberläufer angezeigt hatte, den Batavern in den Rücken, überwältigte die Sugerner, die ihn decken sollten, und entschied dadurch die Niederlage, welche vollständig gewesen seyn würde, wenn eine römische Flotte zur Hand gewesen wäre, und Regen und Nacht die Verfolgung nicht gehindert hätten.

Civilis wagte es seitdem nicht mehr, das offene Feld zu halten, ohngeachtet am Tage nach der Schlacht frische Hülfsvölker von den Kauchen anlangten. Eben so wenig wollte er in eine der festen Städte am rechten Waaluser sich einsperren, sondern er zog sich, nachdem er alles was nicht fortzubringen war, verbrannt hatte, auf die batavische Rheininsel zurück, wohl wissend, daß die Römer keine Schiffe hätten, ihm dahin zu folgen. Um ihnen jeden Versuch dazu unmöglich zu machen, ließ er den starken Damm wegreißen, welchen vormalis Drusus und nach ihm Pompejus Paulinus zur Abwehr der Ueberschwemmungen hatten auführen lassen. Der Flußarm gegen Gallien gewann durch diese Abbrechung des Dammes gewaltig an Stärke, aber der Arm gegen Deutschland versandete allmählig, und die Insel der Bataver hörte auf, diesen Namen zu verdienen. Aber der Krieg war

\*) 70 nach Chr.

keineswegs geendigt: Tutor, Clasticus und hundert und dreizehn vornehme Trevirer zogen über den Rhein, unter ihnen auch jener Montanus, der vormals als Gesandter an den Civilis abgeschickt worden war, um in Deutschland durch Bitten und Geschenke neue Hülfsvölker aufzubringen. Dies gelang so gut, daß Civilis die Römer, als sie endlich ihre Flotte herangezogen hatten und auf die Insel übergegangen waren, an vier Orten zugleich überfallen konnte. Bei Arnheim erlitt die zehnte Legion großen Verlust und zog sich in ihr Lager zurück; aber die Zerstörung der Brücke bei Quersiedt mißlang, wie der Angriff bei Rhenen, und bei Wagenlagen mußte sich Civilis, der den Angriff selbst befehligte, mit Zurücklassung seines Pferdes durch Schwimmen retten. Cerealis blieb also dennoch Meister vom obern Theile der Insel, wäre aber auf der Rückkehr von einer Reise, die er nach Neus und Bonn zur Besichtigung der Winterlager gemacht hatte, beinahe von den Deutschen gefangen worden. Sie überfielen das schlecht bewachte Lager, richteten ein großes Blutbad darin an, und hätten den Feldherrn gefangen, wenn er nicht zu seinem Glück die Nacht außerhalb seines Schiffes bei einer Buhlerin zugebracht hätte. Dieses Schiff wurde der Velleda als Geschenk zugeführt, und mit mehreren andern genommenen Fahrzeugen die batavische Flotte vermehrt.

Diese Flotte lag am Ausfluß der Maas, um die Verbindung der Römer mit Gallien zu hemmen; die römische an Zahl der Schiffe schwächere Flotte war ihr durch Größe der Schiffe und Geschicklichkeit der Bemannung überlegen. Doch richtete keine von beiden viel aus,

als es zum Treffen kam, weil die Römer vom Strom und die Bataver vom Winde auf Pfeilschußweite an einander vorübergetrieben wurden.

Der Eintritt der schlimmen Jahreszeit mit heftigen Regengüssen und großen Ueberschwemmungen würde damals den römischen Feldherrn in große Verlegenheit gesetzt haben, wenn er nicht bereits Unterhandlungen zur friedlichen Beilegung des langwierigen Streits angeknüpft gehabt hätte. Beide Theile waren des Krieges satt. Cerealis bot den Batavern Frieden, dem Civilis Vergebung, und gewann auch durch Drohungen und Versprechungen die Velleda mit ihren Anverwandten zur Beförderung seiner Absichten. Unter den Batavern waren viele der Vornehmen, wie man leicht denken kann, dem Civilis entgegen. „Der Mann, sagten sie, hat das Unheil gestiftet, um mit dem Untergange des ganzen Volks Rache für die ihm wiederfahrenen Privatbeleidigungen zu erkaufen.“ Das Volk selbst begann einzusehen, daß es allein die Welt nicht zu befreien vermöge, und daß eine Herrschaft zu ertragen sey, die nichts als ihre Tapferkeit und Mannschaft in Anspruch nehme. Andern Völkern ginge es schlimmer, und wenn sie einmal Herren haben müßten, so sey es immer noch ehrenvoller, einem römischen Kaiser als einem deutschen Weibe zu gehorchen.

Bei dieser Stimmung blieb dem Civilis nichts übrig, als den angebotenen Frieden anzunehmen. Ueberdruß der bisherigen Leiden und Lust zum Leben, „oft die Krankheit großer Seelen,“ bestimmten seinen Entschluß. Die beiden Feldherrn besprachen sich auf einer Brücke, die von beiden Seiten abgebrochen wurde,

als sie dieselbe betreten hatten. Die nähern Umstände sind nicht bekannt, weil das Geschichtsbuch des Tacitus an dieser Stelle aufhört, aber aus vorhergehenden Aeußerungen erhellt, daß ein Vergleich zu Stande kam und wenige Tage nachher die Uebergabe erfolgte: die Bataver blieben tributfreie Bundesgenossen der Römer.

Der Held des Freiheitskriegs ward von seinen Zeitgenossen verlassen: die späte Nachwelt richtete ihm Ehrenmahl auf, und die Geschichtschreiber seines Volks vergleichen ihn mit Wilhelm von Dranien, dem Urheber der Niederländischen Freiheit. Aber sein persönlicher Ausgang ist unbekannt, wie der seiner Freunde und Theilnehmer. Nur das Schicksal jenes Julius Sabinus, der sich für Cäsars Enkel ausgab und von den Sequanern geschlagen ward, ist als eines der außerordentlichsten Beispiele menschlichen Glends und unbelohnter Treue von mehreren Geschichtschreibern aufbewahrt worden.

Diesem unglücklichen Anführer blieb nach seiner Niederlage nichts übrig als Flucht zu fernem Barbaren; aber die Liebe zu seiner Gattin Epponina, die er nicht zurücklassen wollte und nicht mitnehmen konnte, fesselte ihn an einen Boden, wo kein anderes Loos als das einer schmachlichen Hinrichtung seiner wartete. Da fiel ihm ein, wie er sich auf einem seiner Landgüter in einer unterirdischen Höhle verbergen könne, die ihm sonst zur Verheerung seiner Kostbarkeiten gedient hatte. Dorthin begab er sich, entließ alle Diener, als ob er sich selbst den Tod zu geben entschlossen sey, und stieg mit Borwissen zweier treuen Freigelassenen in die Höhle; eine auf seinen Befehl angelegte Feuersbrunst,

die das Haus verzehrte, ersparte die Nachfragen nach der Leiche. Epponina, welcher erst der Tod, dann die Erhaltung ihres Gatten angezeigt wurde, bekräftigte durch ihre Verzweiflung, nachher durch verstellte Trauer, die verbreitete Nachricht seines schrecklichen Endes, aber heimlich theilte sie mit ihm den nächtlichen Aufenthalt. Nach sieben Monaten zeigte sich ein Schimmer von Hoffnung, Gnade zu erhalten: sogleich führte sie ihn, unkenntlich gemacht durch Kleidung, Bart und Koppspus, nach dem fernen Rom, kehrte aber unverrichteter Sache mit ihm in die Höhle zurück. Sie wiederholte diese Reise für sich allein noch mehreremal, und wußte dabei sogar ihre zweimalige Schwangerschaft zu verbergen. Die Schmerzen der Geburt überstand sie allein, und gebar in der Höhle zwei Söhne ohne fremde Hülfe. So lebte das unglückliche Paar neun Jahre, als ein Zufall der Todtgegläubten entdeckte. Zu Rom ward Sabinus von dem unveröhnlichen Vespasian zum Tode verurtheilt. Umsonst bat Epponina für das so mühevoll gefristete Leben des Gatten, dem sie in der Nacht des Grabes noch zwei Fürbitter geböhren habe: Sabinus mußte sterben, und Epponina reizte den zürnenden Kaiser durch die Ausbrüche ihrer Verzweiflung, daß er auch sie zu tödten befahl. „Wohl mir, rief sie aus, ich gewinne durch den Tod; denn angenehmer war mir's, in Finsterniß und unter der Erde zu leben, als den Tyrannen zu sehen!“ Des Kaisers bald darauf erfolgtes Ende und seines Hauses Untergang ward für die Strafe der Unmenschlichkeit gehalten, dem Neuen Gnade und der treuen Gattin Schonung versagt zu haben.

## Ein und dreißigstes Kapitel.

### Die Zeiten Domitians und Trajans \*).

Unter Vespasians im Ganzen wohlthätiger Regierung erholte sich die Welt von den erlittenen Greueln der Cäsarischen Herrschaft: Rom kam wieder in Ruhe, Gesetze und Ordnung wurden hergestellt. Nachdem sein Sohn Titus für das Glück der Menschheit zur kurz, dessen Bruder Domitian länger, aber durch seine Grausamkeit und schimpfliches Ende dem Namen der Flavier zur Unehre, geherrscht hatte, gelangte von dem tugendhaften Greise Nerva durch Ankündigung das Reich an Trajan, den besten und größten aller Erben Cäsars. Mit ihm, der zuerst in Ebn als Kaiser begrüßt ward, so daß derselbe Ort des Vitellius und des Trajans Erhebung gesehen, begann für die Menschheit ein achtzigjähriger Zeitraum des Bürgerglücks, wie es in einer Weltmonarchie möglich ist: die Kaiser mild und einsichtig, die Gesetze geachtet, die Heere gehorsam und tapfer: doch bemerkten bei allem Anschein des Glücks und der Stärke weise Männer, daß Roms alter Geist entwichen sey, und der Nordwelt, wenn sie einst mit voller Kraft hereinbrähe, schwerlich widerstanden werden möchte.

Vespasian und Titus hielten Friede mit den Deutschen; doch schließt man aus einer verlorenen Aeußerung des Geschichtschreibers Tacitus und des Dichters Statius, daß die Seherin Velleda als Gefangene nach Rom gebracht worden sey. Domitian feierte Triumphe über die Chatten;

aber erdichtete, nach Art des Caligula, wobei Sklaven und Gefangene deutsch gekleidet und blond gefärbt wurden, die Römer aber den Imperator, der sich Germanicus begrüßen und auf seinen Münzen Deutschland vor sich hinknieen ließ, heimlich verlachten. Weit entfernt, daß Domitian in Deutschland Lorbeern gepflückt hätte, wurde er vielmehr im dacischen Kriege, als er zugleich die Quaden und Markmannen demüthigen wollte, von denselben in Pannonien geschlagen und dadurch gezwungen, mit dem Könige der Dacier einen sehr nachtheiligen Frieden einzugehen. Die Verlegenheit des Kaisers war um so größer, da sich zu gleicher Zeit auf der Westseite die Chatten erhoben, und (nach des jüngern Plinius Ausdruck) nicht bloß um ihre Freiheit sondern um der römischen Provinzen Knechtschaft zu streiten begannen. Den Stillstand, den Domitian als einen durch Sieg erzwungenen Frieden geltend machte, mußte er durch Nachgiebigkeit gegen der Chatten Forderungen erkaufen, und Gesetze wurden nicht vorgeschrieben sondern selber empfangen \*\*). Allem Anschein nach hatten damals die Römer nicht bloß alles Gebiet sondern auch allen Einfluß auf dem rechten Rheinufer gänzlich verloren; da der Fürst der Cherusker, Chariomer, Anhänger der Römer, (denn seit dem Verfall ihrer Macht suchten sich die Cherusker gegen die Chatten durch römisches Bündniß zu stützen) eben wegen

\*) 70 — 117 nach Chr.    \*\*) Plin. Panegy. II.

seiner Freundschaft mit den Römern von den Chatten verjagt werden konnte. Damals war auf die Chatten alle Macht der Cherusker übergegangen; mehrere Völker des Rhein- und Weserlandes folgten, wie den Mächtigen stets, ihren Fahnen, und es läßt sich vermuthen, daß dieser ihr Bund schon derselbe war, der in der Folge als Bund der Freien oder Franken zu so großem Ruhme gelangt ist. Aber die übrigen deutschen Völker erschraßen ob dieser neu aufkeimenden Macht, und wurden bange für ihre Freiheit: denn immer haben die Deutschen für dieselbe mehr von ihren Stammverwandten als von Fremden gefürchtet. Darum richteten sie ihre Blicke gen Rom, wo man dergleichen Besorgnisse stets zu billigen und zu unterstützen geneigt war; darum sandten die Bructer ihre priesterliche Königin Ganna, die auf Belleden gefolgt war, die swevischen Semnonen aber ihren König Masjus an den Kaiser, der beide mit Auszeichnung empfing und mit Ehrenbezeugungen entließ.

Unter dieser Regierung verrichteten Deutsche eine große aber unglückliche That. Eine Cohorte Usipeten, die von den Römern in Deutschland geworben und nach Britannien übergeschifft worden war, wider die Caledonier zu streiten, erschlug den Hauptmann und die andern Wassenlehrer, verließ die Legion, in welche sie eingekerkert war, stürzte sich in drei Rachen, deren treulose Schiffer sie ins Meer werfen mußten, und trieb unstät um Britannien. Da die Küstenbewohner ihnen Aufnahme versagten, kriegte sie auf der Fahrt, um nicht zu verhungern, oft siegend, selten besiegt. Endlich aßen sie Sterbende, dann Gelooft, strandeten am Ufer des Vaterlands, und wurden

von Deutschen als kriegsgefangene Räuber in die Fesseln verkauft.

Unter Trajan wurden die Chatten gedemüthigt und an deren Stelle die Bructer, die es seit Domitian mit den Römern gehalten, am Rheinstrom gewaltig. Aber diese Macht ward, als sie derselben sich überhoben, von den Chamavern und Angrivariern gebrochen, und in einer einzigen Schlacht deren sechzigtausend erschlagen. Bei dieser Gelegenheit preiset der römische Geschichtschreiber die Götter, die des Reiches Feinde sich selbst zu Grunde richten ließen. Mögen die Deutschen, spricht er, wenn sie uns nicht lieben wollen, doch ja fortfahren einander selbst zu hassen; da beim herannahenden Verfall des Reichs uns das Schicksal nichts günstigeres gewähren kann als Zwietracht der Feinde! Doch kann die Macht der Bructer nicht ganz vernichtet worden seyn, da der Wiedereinsetzung ihres vertriebenen Königs durch Spurrinna in des Plinius Lobrede Erwähnung geschieht.

Zur selben Zeit lagen die Gegenden zwischen der Donauquelle und dem Oberrhein, wo einst die Sweben den Helveziern und Galliern furchtbar geworden und den Römern gedroht hatten, wüste; desgleichen hatten sich längst dem Rheine hinunter die Bewohner vor den römischen Festungen weiter ins Land zurückgezogen, so daß die dem Fluß benachbarten Strecken nicht gebaut wurden. Da geschah es, daß viele Gallier, in denen der alte Freiheitstrieb noch nicht unterdrückt war, vielleicht auch manche der vom Tiberius verpflanzten Deutschen, endlich auch wohl ausgediente Krieger, im herrenlosen Lande über dem Rhein Niederlassungen suchten. Diese

Grenzbewohner standen unter römischem Schutz; zu ihrer Sicherheit wurden Wälle und Schanzen gegen die Streifereien der Wanderungshorden aufgeworfen. Von dem Zins oder Zehnten, welchen sie an die Festung, in deren Bereich und Schutz sie lagen, bezahlten, hießen diese Ländereien decumatische Felder. Zur Sicherheit derselben baute Trajan ein Kastell am Main gegen die Chatten, die Bewohner des gegenüber liegenden Waldgebürgs. Um diese Zeit singen auch die Nemeter und Wangionen an, gegenüber von ihren Rheinstädten Speier und Worms, am östlichen Ufer zu wohnen; vielleicht zogen auch helvezische Kolonisten unter dem Schutz der Römer über die Donau, und wohnten daselbst. Es ist beim Eutrop die Rede von Städten am östlichen Ufer des Rheins, die Trajan gebaut oder wieder hergestellt habe. Nachmals, vermuthet man, hat Trajans Nachfolger, Kaiser Hadrian, der durch das ganze Reich reiste und überall, wo die römische Provinz nicht durch Flüsse von den Barbaren getrennt war, Grenzwälle auführte, auch jene Grenzmauer zu bauen angefangen, die von der Donau über die Altmühl gegen den Main hinunterzieht und von den Leuten der Gegend heut zu Tage die Teu-

felsmauer genannt wird. Sie besteht aus Steinen, wie der Boden sie liefert, liegt auf drei bis sechs Fuß tiefem Grunde, und ragt, wo sie noch unbeschädigt ist, sechs Fuß hoch über den Boden empor. Aehnliche Wälle finden sich in Franken, und auf der Nordseite des Mains in der Wetterau, Mainz gegenüber. Die letztere Verschanzung wird wegen ihrer Pfähle der Pfahlgraben genannt.

Wie Trajan diese Grenze erweiterte, so dehnte er weiter im Osten das Reichsgebiet über die fruchtreichen Gefilde Daciens, (der heutigen Länder Moldau und Siebenbürgen) aus, und wurde dadurch auf der entgegen gesetzten Seite Nachbar der Deutschen.

Hier wollen wir eine Weile anhalten, um die Beschreibung des deutschen Landes und Volkes ins Auge zu fassen, welche zu Trajans Zeiten der große römische Geschichtschreiber Tacitus, seinen Landsleuten zum weissagenden Spiegel des bevorstehenden Untergangs, sich selbst zum unvergänglichen Denkmal seines hohen Gemüths, unsern Vorfahren aber zu einem Ehrengedächtniß, wie kein Volk aufweisen kann, aufgesetzt hat.

## Zwei und dreißigstes Kapitel.

## Das Land und seine Erzeugnisse.

Alles Land im Westen des Rheins und im Süden der Donau gehorchte den Römern; darum hatte dort schon südeuropäisches Leben in römischen Städten begonnen, als Deutschland, das freie und große, ein nur von Weibern unterbrochener Wald war, dessen Bewohner Städte verabscheuten als Kerker der Freiheit. Aber auch in vorschreitender Cultur und unter römischen Gesetzen blieben die Rheinlande und große Striche von Belgien deutsch. Underthhalb Jahrhunderte nach der Unterjochung durch Cäsar schrieb Tacitus also: „Ehrgeizig sind die Trevirer und Nervier auf die Behauptung germanischer Herkunft, als ob sie durch diesen Ruhm ihres Blutes von der Verwandtschaft und Feigheit der übrigen Gallier geschieden würden. Am Rheinufer selbst wohnen Völker, die unzweifelhaft deutsch sind, Wangionen, Tribokker, Remeter. Auch die Ubier, obwohl sie eine römische Colonie zu werden verdient haben und sich nach dem Namen ihres Stifters Agrippiner nennen lassen, erinnern sich gern ihres Ursprungs.“

Drei durch viele kleinere Kastele verbundene Hauptfestungen deckten den Rhein, Argentoratum (Straßburg) gegen die Suevoen, Moguntiacum (Mainz) gegen die Chatten, und Eln gegen die nördlichen Germanier; die Hauptfestung Mainz aber ward noch durch zwei andere, Worms und Speier verstärkt. Mainz und Straßburg scheinen anfänglich keine andern Bewohner als Soldaten gehabt zu haben: die

Wangionen und Tribokker wurden als verdächtig nicht einmal in der Nähe dieser Plätze geduldet. Erst zu Trajans Zeiten, als die römischen Vertheidigungslinien weiter ausgedehnt wurden, mag bei Mainz eine Stadtgemeinde von römischen Bürgern und eingewanderten Deutschen entstanden seyn. Die Hauptstadt dieser Gegenden und des ganzen nördlichen Galliens war Trier.

Darum aber, weil dieses unzweifelhaft deutsche Rheinland zugleich mit Gallien Roms Kaisern gehorcht hat, meinen die neuern Herrn Galliens, das Rheinland gehöre ihnen nach Recht und Natur. Aber wenn sie Roms Rechte geerbt hätten, wären auch Spanien und Brittannien, Griechenland und Asien und Afrika Galliens Theile. Die Natur aber hat nicht minder als durch das Meer die Britten, als durch die Pyrenäen Hispanien, so durch den Jura, den Vogesus und die Ardennen Gallien von Deutschland geschieden. Das ganze östliche und nördliche Frankenland ist eine Abdachung der Gebürge, welche die natürliche Grenze desselben gegen Deutschland ausmachen. Wie ein großes Bollwerk liegen dieselben, selbst deutsch und nur Endglieder und Ausläufer der Gebürge des innern Deutschlands, schirmend im Westen, und decken die Linie des Rheins. Der Rhein strömt nicht zwischen zweierlei Boden disseits und jenseits, sondern in seiner Länge hinab gleichen sich beide Ufer; der Boden des linken ist stets die getreue Fortsetzung des rechten; er hat sich seine

Bahn durch die Gebürge gebrochen, ohne dieselben zu scheiden, so wenig als andere Gebürge durch Thäler oder Schluchten geschieden sind, in denen Flüsse dahin strömen. Erst da ist eine Völkergrenze, wo hinter dem Rücken der Berge andere Sprachen erklingen.

Wie bis an den Rhein so geboten bis an die Donau die Römer. Vom Wendensee, der nun Bodensee heißt \*), bis an die Gegend, wo Bindobona (Wendenwohnung) der geringe Anfang der Kaiserstadt war, aus welcher einst über das Reich geherrscht werden sollte, erstreckten sich über die heutigen Länder Schwaben, Baiern und Oesterreich, die Provinzen Rhätien, Bithynien und Norikum, Berg- und Hirtenländer, deren alte Bewohner durch Völkerzüge und durch der Römer Gewaltthaten geschwächt waren. Hinter Wien nahm Pannonien seinen Anfang; weiterhin dehnten sich die illyrischen Provinzen bis an das schwarze Meer; von ihrem Quell auf dem Berge Abnoba bis zu ihrem Ausflusse in den Pontus hatte die Donau nur einen Herrn.

Jenseits der Linien, durch welche die Römer ihre Grenzflüsse deckten, begannen die unermesslich geachteten Gefilde Großgermaniens, fürchterlich den Römern durch die Schrecknisse der wilden Natur, und die schauerlichen Sagen aus den Kriegen des Drusus und Germanicus, durch die Erinnerung an die in türkischen Moorgründen und nächtlichen Wäldern erschlagenen Legionen des Varus: aber die Bewohner sonnten sich am Lichte der Freiheit. Wie weit das Land sich nach Norden und Osten hinaus erstreckte, konnten die Römer nicht mit Sicherheit bestimmen.

Cäsar läßt den Herkynischen Wald sechzig Tagesreisen gegen Nordosten durchwandern, ohne sein Ende zu finden; Tacitus setzt im Osten gegen Dazien Berge, (die Karpathischen,) gegen Sarmatien gegenseitige Furcht der verschiedenen Völker, im Norden den eisbedeckten Dzean zu Germaniens Grenzen, und schließt also einen großen Theil Ungarns und Polens nebst ganz Scandinavien ein, so weit er dieselben von deutschen Stämmen bewohnt glaubte. Doch beziehen sich die Nachrichten und Schilderungen, welche die Alten von der Beschaffenheit Germaniens geben, nicht auf die ihnen nur durch dunkle Gerüchte genannten entfernten Gegenden im Norden und Osten, sondern vorzüglich auf das Land zwischen dem Rhein und der Elbe, und von der Donau bis an den swevischen Bergwald (die östereichischen, mährischen, böhmischen, schlesischen und sächsischen Gebürge), so weit theils ihre Heere, theils ihre Reisenden und Handelsleute gekommen waren.

Wie herrlich jezt der Boden dieses Erdstrichs mit den Erzeugnissen der Schöpfung prangt, wie lieblich Deutschlands Frühling lächelt, wie reich sein Sommer steht, wie seegenvolle Erndten sein Herbst ausschüttet, so rauh und unfreundlich wird uns das alte Germanien von den Römern geschildert. Tacitus hält die Deutschen barum für ein der Erde entsprossenes Urvolk, weil Niemand geseegnete Länder, wie Asien, Afrika und Italien verlassen haben werde, um über schreckliche und unbekante Meere nach Deutschland zu ziehen, dessen ungeschlachter Boden, rauher Himmel und trauriger Anblick nur den Eingebornen gefallen könne. Wird auch

\*) Im Strabo ελος Λυγρον Lugeus lacus; Luga heißt slavisch Sumpf, wie das Schlesische Lusche.

bei diesen und ähnlichen Schilderungen die an einen warmen und milden Himmel gewöhnte Natur des Südländers, und einiges seit der ersten Bekanntschaft mit den nördlichen Gegenden vererbtes Vorurtheil in Anschlag gebracht, so ist ein sehr bedeutender Unterschied zwischen dem damaligen und jetzigen Himmel Germaniens doch keineswegs ganz abzuleugnen, wenn man nicht die unverdächtigsten Zeugnisse der Alten Lügen strafen will. Als Julian in Germanien war, lag zur Zeit der herbftlichen Tag- und Nachtgleiche in der Wetterau schon dicker Schnee auf Bergen und Feldern; die Laubbäume standen acht Monate blätterlos; die großen Flüsse Rhein und Donau froren regelmäßig fest genug zu, um Heereslasten zu tragen; am Ufer der Donau war der Wein, wenn er auf den Tisch gesetzt wurde, oft zu großen Klumpen erstarrt \*), und am Ufer des Rheins mißglückten die Versuche, welche die Römer mit der Wintersaat anstellten, durch Uebermaaß des Frostes. Erst seitdem die Wälder gelichtet und der Sonne freie Wirksamkeit geöffnet worden, seitdem die Sümpfe getrocknet sind und der feuchte Boden nicht mehr unaufhörliche Nebel aushaucht, ist der Himmel Germaniens milder.

Als die Römer Deutschland erblickten, schien es ihnen ein zusammenhangender Wald, von den Gletschern des Adula, wo der Rhein entspringt, bis über sechzig Tagereisen gegen Nordosten. Dieser große Herkynische Wald hatte in einigen Gegenden auch besondere Namen; so der *Marzianische* zwischen den Raurachen und der Donau, (der heutige Schwarzwald); der *Gabreta* im Baireuthschen; der *Luna* zwischen Oesterreich

und Mähren, der *Casische* im Gebiete der Marfer; der *Bacenis* oder Buchwald zwischen den Cheruskern und Chatten; der *Baduhenna* im Lande der Friesen; der *Leutoburger* im Paderbornschen bis nach Oldenburg, durch die Schlacht Hermanns verewigt. Es waren meist Eichenwälder; unberührt von den Jahrhunderten, wie Plinius sich ausdrückt, mit der Welt selber entstanden, überstiegen die gewaltigen Stämme durch ihr unsterbliches Leben alle sonstigen Wunder. Im Gegenstoß der einander begegnenden Wurzeln erhoben sich Hügel, oder wenn das Erdreich zurückfiel, Bogen bis zu den Nesten, und wölbten sich im gegenseitigen Wett-eifer wie weit geöffnete Thore, so daß ganze Reitergeschwader hätten hindurch ziehen können. Die höchsten, welche Plinius sah, standen in der Nähe des Landes der Kauchen, vornehmlich um zwei Landseen; aber auch die Meeresküste war mit Eichen besetzt. An vielen Stellen dieser Nordküste kämpfte das Meer noch mit der Erde um die Grenzen; weite Strecken Land wurden überschwemmt, und die höher stehenden Höfe glichen schwimmenden Inseln.

Fast alle beträchtlichen Flüsse bis jenseits der Weichsel werden von den Alten genannt. Der Name der Donau (*Danubius*, der große Fluß) ist celtisch, der des Rheins (von rinnen) und der Sale (von Salz) rein deutsch \*\*). Die Namen *Mosa* (Maas), *Mosella*, *Moenus*, *Wisurgis* (Weser), *Luppia* (Lippe) *Amisus* (Ems) sind dunkel, *Albis* oder *Alba* (Elbe) und *Nigrus* (Necker) scheinen dem Lateinischen näher; *Viadrus* (*Wjadr*, *Wjodr*, Ober abreißend) und *Wisula* (*Wisla*, die steile) sind slavisch; noch hinter der Weichsel nennt Plinius

\*) Ovid. ex Pont. IV. 7. 9. 10. \*\*) So wie griechisch von *πεῖρ* fließen, und *αἶς* Salz.

nus den Guttalus, vielleicht den Memel oder Niemen. Die Elbe, welche Drusus und Tiberius mit Kriegsheeren erreicht, Germanicus vergeblich gesucht hatte, war zu Tacitus Zeiten nur noch aus der Sage bekannt. Ueber die Ströme führten keine Brücken, durch die Moräste und Moorgerenden, die aus ihren Ueberschwemmungen sich bildeten, keine Dämme. Der Eingeborne bedurfte derselben nicht, da er an das jenseitige Ufer zu schwimmen verstand und die Sümpfe durchwatete, in denen der kurz gewachsne Römer versiel.

Unter den Gebürgen nennen die Alten außer den schon angeführten Bergwäldern noch das Sudetagebürge, (den Thüringerwald) den Berg Melibokus, (den heutigen Harz), das Askiburgum (Asen- oder Riesengebürge), den Berg Taunus (den Raun oder die Höhe zwischen Frankfurt und Mainz); den Berg Rhetiko, (wahrscheinlich das Siebengebürge bei Bonn). Wie die Wälder wurden auch diese Berge mit dem allgemeinen Namen Herkynische bezeichnet. Die ganze Bergkette, die sich von den Karpathen durch Ungarn, Oesterreich, Mähren, Schlessien und Sachsen hindurchzieht, nennt Tacitus das Swevische Gebürge. Die Schätze dieser Berge lagen noch unbenutzt: Eisen war das einzige Metall, welches hin und wieder gegraben und zubereitet ward. Ob die Götter aus Günst oder Born den Deutschen Gold und Silber versagt, will Tacitus nicht entscheiden; auch nicht behaupten, daß keine Ader Germaniens Gold oder Silber erzeuge; denn Niemand habe es untersucht.

In den Wäldern waren außer dem heutigen Wild Thiergeschlechter einheimisch, die nun lange

schon entweder ausgerottet oder nach Norden gezogen sind; Auerochsen, Bären, Elendthiere und Bieher. Unter den zahmen Thieren stand das Pferd oben an, aus dessen ältesten bis in das funfzehnte Jahrhundert fortdauernden Namen Drs (engl. Horse) durch Umkehrung das neuere Ross entstanden ist. Von den Heerden wilder Pferde, die nach Plinius im Norden herumliefen, hatten schon die Cimbern und Teutonen so wie die Sweven des Heerwest sich Rosse zum Kriegsdienst gezähmt. Cäsar mißtraute denselben anfänglich wegen ihrer unansehnlichen Gestalt, und ließ unter seine deutschen Soldner römische Pferde vertheilen; aber nachmals erprobte er, daß sie durch tägliche Uebung gehärtet die größten Beschwerden aushalten konnten. Einige Jahrhunderte später rieth Begezius den Römern, sich thüringische Rosse wegen ihrer Dauerhaftigkeit zu wählen. Pferdefleisch war (nach des Bonifazius Meldung) Lieblingspeiße der Deutschen; sie ist bei Einführung des Christenthums verboten worden, um den Opfernahlen ihren Reiz zu benehmen: denn Pferde vorzüglich wurden den Göttern geschlachtet. Das Rindvieh war ein kleiner Schlag, unansehnlich und ohne prachtvollte Stirn, (das heißt wahrscheinlich ohne Hörner, wie man dergleichen Heerden noch jetzt in einigen Gegenden hat.) Schaaf fanden auf den vielen Brachfeldern hinlängliche Weide. Der Hund wird schon im cimbrischen Kriege als Begleiter der deutschen Heereszüge angetroffen.

Unter den Vögeln des deutschen Waldlandes zeichnen die Römer vorzüglich die Gans aus, und nennen sie sogar mit ihrem deutschen Namen (Gant). Mit den weißen Federn derselben ward nach Rom ein beträchtlicher Handel getrie-

ben. Im Winter fand man häufig Kramtsobgel, und im Herkhyner Wald eine Gattung großer Flügelthiere, deren leuchtendes Gefieder zur Nachtzeit den Reisenden statt der Fackeln diente. Höchstwahrscheinlich haben den Plinius (denn dieser und sein Ausschreiber Solinus erzählen das Wunder,) große Arten von leuchtenden Insekten getäuscht, welche der sumpfige Boden Germaniens damals erzeugte \*).

Die Erzeugnisse des Bodens waren weder anlockend noch mannigfaltig. Auf den Weiden wuchs treffliches Gras, ohngeachtet nach Plinius nur eine dünne Rasendecke über dem Sande lag. Pasternack von den Ufern des Rheins ließ Tibertius, der über den deutschen Spargel spottete, sich jährlich nach Rom bringen. Rettige wuchsen zur Größe eines Kindes. Wein und mildes Obst fand sich nicht, wohl aber wildes; doch gab es auch Kirschbäume an den Ufern des Rheins. Man baute Roggen, Hafer und Flachs, vielleicht auch Weizen, aber nur als Sommerfrucht, da der Boden zu kalt war, um Wintersaaten zu wagen. Da der Feldbau meist von Leibeignen betrieben ward, an welche die Landeigenthümer die Aecker mit jährlichem Wechsel vertheilten, so blieb derselbe freilich sehr lange auf der untersten Stufe. Nicht wie heut war das Land wie ein

Garten zu schauen; in der Schilderung des Tacitus glaubt man das heutige Polen zu sehen. „Sie wechseln nicht in ihrer Arbeit mit der Fruchtbarkeit und Weilkäufigkeit des Bodens, daß sie Baumschulen pflanzten, Wiesen umzäunten oder Lustgärten anlegten: nur Getreide wird von der Erde verlangt. Daher theilen sie auch das Jahr nicht in so viele Theile als wir: nur Winter, Lenz und Sommer kennen und nennen sie, vom Herbst wissen sie weder Güter noch Namen“ \*\*).

Indeß war der Anbau des Landes verschieden nach der Bildungsstufe der Stämme. Die Norddeutschen, die in den Kriegen mit Germanicus den zahlreichen Heeren der Römer jede Fußbreite Landes streitig machten, befunden sich schon durch diese hartnäckige Vertheidigung ihres Bodens als völlig angelesene Ackerbauer, die von der heimathlichen Erde nicht mehr zu lassen vermögen. Hingegen zogen sich die aus Nordosten gegen Südwesten vorgebrungenen Sweben, bei denen der Ackerbau, nur der höchsten Nothdurft wegen betrieben, noch kein wahres Grundeigenthum hervorgebracht hatte, zurück, als sie sich gegen die Römer zu schwach fühlten, und ließen das Land, welches sie inne gehabt hatten, wüste. Diese Verschiedenheit

\*) Ein dergleichen Insekt, der surinamische Laternenträger, von dem kleinere Arten auch in Deutschland vorhanden sind, wird von den dasigen Einwohnern wirklich als Laterne gebraucht: sie binden zwei solcher Insekten bei nächtlichen Reisen an einen Stock; ein einziges leuchtet so stark, daß man dabei zu lesen vermag.

\*\*) Für die Wahrheit dieser Angabe zeugt die englische Sprache. Die Namen der drei ersten Jahreszeiten in ihr sind deutsch: (spring, summer, winter,) und also aus Deutschland hinüber genommen; der Herbst allein heißt mit lateinischer Wurzel autumn.

der nördlichen (fassischen) und der südlichen (swevischen) Stämme erschien gewiß eben so deutlich in der Gestalt des Landes, wie in der Verfassung des Volks; sie muß nie aus den Augen verloren werden, wenn sich die Nachrichten der Alten über Land und Volk der Deutschen nicht in unauslösbaren Widersprüchen verwirren sollen.

## Drei und dreißigstes Kapitel.

### Der niederdeutsche oder sassische Völkerstamm.

Daß Armenier und Perser, Galen und Griechen, Germanen und Slaven von Einem Urvolk entsprossen sind, bezeugt vieler Stammwörter gemeinsame Wurzel; daß keins dieser Völker aus seinem Boden hervorgewachsen, daß die Europäer aus Osten eingewandert, daß daher die Völker, welche später im Westen gefunden wurden, früher weiter östlich, Iberier in Gallien, Gallier in Germanien, Germanier in Sarmazien gewohnt haben, ist wahrscheinlich, aber keine Geschichte erzählt es. Sie, die an Thatfachen und Zeugnisse sich hält, muß Vermuthungen und Wahrscheinlichkeitschlüsse über den Ursprung und die Verbreitung des Menschengeschlechts der Philosophie überlassen.

Wie nun die dem unbekanntem Urvolk entsprossenen Stämme der Menschen sich im eigenthümlichen Gange ihrer Schicksale, unter Mitwirkung des Himmels und des Bodens zu Völkern besonderer Sprache und Sitte gebildet, ohne daß der Weg, auf welchem dies geschehen, von der Geschichte nachgewiesen werden kann, also werden in diesen Hauptvölkern selbst wiederum mehr oder minder bedeutende Abstufungen der gemeinsamen Sprache und Sitte wahrge-

nommen, welche beobachtet, aber nicht erklärt oder bis zu ihrem Ursprunge hinauf verfolgt werden mögen. Also die Deutschen, deren durch Abkunft, Sprache und Sitte verbundenes Gesamtvolk von Anfang durch Mundart, Bildung, Gebräuche und gegenseitige Eifersucht in zwei Hauptstämme gesondert erscheint. Wer kann erzählen, wie vielleicht noch in Asien, lang vor dem Einrücken nach Europa, das deutsche Volk sich wiederum in zwei Nebenvölker geschieden, von denen das eine von dem andern gedrängt so lange gegen Westen zog, bis es durch Naturgrenzen oder wachsende Kraft zum Widerstande erstarrt war? wie in der langen Beeinträchtigung und Befehdung jener Same der Zwietracht Wurzeln geschlagen, der von Hermanns und Marbods bis zu Friedrichs und Theresiens Zeiten und unsern Tagen verderbliche Früchte getragen hat? Auf gleiche Weise war das griechische Volk in Dorer und Ioner gesondert, und gelangte im Kampf dieser beiden Stämme endlich zu Knechtschaft und Untergang.

Die beiden deutschen Hauptstämme mochten in den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten in den vordern und hintern, oder den westlichen und

östlichen, geschieden werden können. Seitdem aber jener im Nordwesten Deutschlands, zwischen der Niederrhein und dem Niederrhein, dann über das Maas- und Scheldengebiet feste Sitze genommen, der andere sich in südwestlicher Richtung gegen die Donau und den Oberrhein gezogen, sind sie richtig durch die Namen Nieder- oder Norddeutsche, und Ober- oder Süddeutsche, bezeichnet worden. In der Sprechweise der letztern herrscht eigenthümliche Fülle des Mundes, Neigung zu Hauch- und Blasetönen, zu harten und verdoppelten Mit- wie zu tiefen und breitgezogenen Selbstlautern, weitläufiges Wort- und Sylbengepränge, während jene mit klein geschlossenem Munde die Hauch-Blase- und Doppeltöne vermeiden, und weiche Mit- wie hohe Selbstlauter vorziehen, die Worte selbst aber in abgebrochener Kürze an einander reihen. Dieselbe Sprechweise gehört auch den verwandten doch allmählig zu besonderem Volksthum entfremdeten skandinavischen Völkern.

Der norddeutsche Stamm wird von den alten Schriftstellern nicht mit einem eigenen Namen genannt: erst lang nachher ist ihm der Name Sassen (Saren, Sachsen,) beigelegt worden. Es hat aber der Umstand, daß grade die Norddeutschen schon in festen Wohnsitzen mit den friedlichen Arbeiten des Ackerbaus beschäftigt angetroffen wurden, während im Süden und Osten die Völker noch in unruhiger Bewegung umherzogen, besonders im Gegensatz gegen den von Schweifen oder Schweben abgeleiteten Namen der Sweben, die Erklärung des Namens der Sassen durch Sassen oder Säßige beliebt gemacht. Indes ist bemerkt worden, daß der Name viel zu neu ist, als daß

er für diesen Gegensatz erfunden seyn könnte, daß er mit dieser Bedeutung in der eignen Aussprache nicht Sassen sondern Sassen lauten würde, und daß der Gegensatz selbst durch eine ganz andere und genülichere Erklärung des Namens der Sweben, als die von Schweifen ist, aufgehoben wird. Viel richtiger scheint es, daß die niederdeutsche Völkerschaft der Saren, die zuerst im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung genannt wird, und von welcher nachmals dem niederdeutschen Stamme ein gemeinsamer Name geworden, den übrigen von einer Wasse erhalten hat, vielleicht derselben, die schon am schwarzen Meere dem Volke der Sagen seinen Namen gegeben.

Das Gebiet der niedern oder sassischen Mundart erstreckt sich heut über den ganzen Norden von Deutschland, von Memel bis hinter Jülich und Achen; sie ist auch in der Sprache der deutschredenden Flamänder erkennbar. Aber zur Zeit, von der hier die Rede ist, war der niederdeutsche Völkerstamm östlich durch die Weser, und nur an der Küste durch die Niederrhein begrenzt: ihm im Rücken wohnten oder zogen noch swevische Völker. Von ihm waren jene Belgen ausgegangen, die lang vor Cäsar das Maas- und Scheldeland eingenommen hatten; gegen ihn fochten am Niederrhein und an der Weser Drusus, Tiberius und Germanicus. Es waren feste, bedächtige, tapfere, an Art und Weise hartnäckig hangende Menschen, bei denen langjährige Ansiedelung in festen Wohnsitzen den Ackerbau und die Künste des Friedens hervorgerufen, aber auch schon mancherlei Verderbniß den Eingang geöffnet hatten.

(Die Chatten.) Es begann dieser niedere Völkerverstamm zunächst an den decumatischen Ländereien der Römer mit den Chatten oder Chässen, den Vorfahren der heutigen Hessen. Sie wohnten vom Taunus bis an die fränkische Sale, durch welche sie von den Hermunduren, wie durch den westlichen Theil des Thüringer Waldes von den Cheruskern geschieden wurden. Später als seine übrigen Stammgenossen scheint dieses Volk sich des freien und unskäthen Kriegerlebens entwöhnt und feste Wohnsitze gewählt zu haben; wie denn auch Cäsars Schilderung von den Sweben zunächst den Chatten zu gelten scheint, die zu jener Zeit von der Lebensweise der ackerbauenden Niederdeutschen noch weit entfernt seyn mochten. Aber wiewohl sie die letzten ihres Stammes aufhörten, Sweben, das heißt, Wanderungs- und Kriegsvölker zu seyn, auch niemals ganz und aufrichtig an die niederdeutschen Verbindungen sich angeschlossen zu haben scheinen, waren dennoch die Chatten keine Sweben in dem Sinne dieses Wortes, in welchem dasselbe die Völker des oberdeutschen Stammes bezeichnet. Des Tacitus ausdrückliches Zeugniß, der Bataver \*) und Canninesaten von ihnen abgeleitete Herkunft, nebst ihrer der platten weit mehr als der höhern verwandte Mundart bestimmen uns, die Chatten gegen die Meinung anderer Geschichtsforscher zu den Niederdeutschen zu rechnen. Tacitus schreibt von ihrem Lande, ihren Einrichtungen und Sitten folgendermaßen:

„Am Herkynner Walde fangen der Chatten Wohnungen an, die sich nicht über so ausgedehnte und sumpfige Gegenden, wie die Gebiete der übrigen Völker Deutschlands erstrecken; sondern sanfte allmählig seltener werdende Hügel ziehen sich durch ihr Land, so daß der Herkynische Bergwald seine Chatten eine Weile zu begleiten und erst an ihrer Grenze zu entlassen scheint. Hart sind die Leiber des Volks, gedrängt seine Glieder, drohend der Blick, und übergewaltig der Muth; für Deutsche haben sie viel Verstand und Verschlagenheit. Sie stellen außerlesene Männer voran, gehorchen den Vorgesetzten, halten Schlachtreihen, nehmen der Gelegenheiten war, verschieben die Angriffe, vertheilen den Tag, schanzen bei Nacht, rechnen das Glück unter das Ungewisse, die Tapferkeit unter das Gewisse; endlich das Seltene, nur durch römische Kriegskunst Gewonnene: sie vertrauen mehr auf den Führer als auf das Heer. Die ganze Stärke besteht im Fußvolk, welches sie außer den Waffen noch mit Eisenzeug und Vorrath beladen. Andere gehen in Treffen, Chatten ziehen in ordentlichen Krieg; selten unternehmen sie Anfälle und kleine Gefechte. Freilich liegt es schon in der Natur der Reiterei, schnell zu siegen oder schnell zu weichen: Schnelligkeit scheidet der Furcht, wie Langsamkeit dem Ausharren näher. Was bei andern deutschen Völkerschaften willkürlicher und seltener Gebrauch Einzelner ist, hat bei den Chatten Allgemeinheit, daß die Jünglinge Haare und Bart

\*) Freilich sind die neuern Bataver zum Theil sassische, 804 von Karl dem Großen verpflanzte Kolonisten; aber auch die alten Bataver redeten die niedere Mundart, wie die Wörter Sapo, Quadriburgium, Fletio, Flevo, Nabalia, Marsati, bezeugen, in denen die niederdeutschen Wörter Sepe, Waterborg, Fleuten, 'tWlie, die Ra-Wahl und Marsaten nicht zu verkennen sind.

wachsen lassen, und diesen der Tapferkeit geweihten Hauptschmuck nicht eher ablegen als nach Erlegung eines Feindes. Ueber Blut und Beute enthüllen sie ihr Gesicht, und rühmen sich dann erst, den Preis der Geburt bezahlt zu haben und des Vaterlands und der Eltern würdig zu seyn. Träge und Unkriegerische bleiben verunziert. Die Tapfersten tragen überdies noch einen eisernen Ring, sonst bei diesem Volke ein Schimpf, gleichsam zur Fessel, deren sie sich erst durch den Tod eines Feindes entledigen wollen. Sehr vielen Chatten gefällt dieser Schmuck, daß sie, obwohl längst den Feinden und den Ihrigen erprobt, ihn immer von Neuem anlegen und mit ihm ergrauen. Stets beginnen diese die Schlacht, stets bilden diese die erste schrecklich anzuschauende Reihe: denn auch im Frieden mildern ihre Blicke sich nicht. Keiner dieser Heldengesellschaft hat Haus noch Feld, noch irgend eine Sorge. Wo sie hinkommen, werden sie gespeist, Verächter des eigenen, Verschwender des fremden Guts, bis das kraftlose Alter ihnen so harte Tugend zu schwer macht.“

(Die Mattiaker.) Ein Zweig der Chatten waren die Mattiaker (Wiesenbewohner) zwischen der Lahn und dem Main in einer Gegend, wo die Römer Festungen und sogar Bergwerke besaßen. Diese waren auf dem rechten Ufer des Rheins das einzige Volk unter römischem Gehorsam; alle übrigen Stämme hatten sich von dem decumatischen Gebiete rückwärts ins Innere gezogen. Früher, bei den Zügen des Germanicus und im batavischen Kriege, erscheinen auch die Mattiaker als Feinde der Römer; die Veranlassung ihrer spä-

tern Verbindung mit ihnen ist unbekannt. Die Gesundbrunnen zu *Wissbaden* hießen von ihrem Namen bei den Römern *Aqua Mattiaca*.

(Die Usipeten oder Tenchter). Zunächst den Chatten hinunter am Rhein bis zur Lippe, (den heutigen Herzogthümern Nassau und Berg,) da wo einst die Sigambrier und nach deren Verlegung die Marser gewohnt hatten, saßen, seitdem die letztern vor der Schwere des von Germanicus geführten Angriffskrieges zu den Cheruskern entwichen, die Usipeten und Tenchter. Der letztern Reiterei war nicht minder als das Fußvolk der Chatten berühmt. Schon die Knaben spielten mit den Rossen, auf denen ihre Jünglinge sich tummelten und noch ihre Greise sich gefielen. Zu dem Hause, der Birtshschaft, und dem Erbgangsrecht wurden die Rosse geschlagen. Von den Söhnen erhielt sie nicht wie das übrige der älteste, sondern der tapferste und bravste im Kriege.

(Die Bruchter). Unterhalb den Tenchtern, im heutigen Münster, Ravensberg und Dsnabrück, wohnten die Bruchter, von der Ems in die kleinen und großen getheilt, ein mächtiges, in den Römernkriegen mit den Cheruskern verbündetes Volk, welches zu des Tacitus Zeiten von den Nachbarn, die es gereizt hatte durch Uebermuth oder Reichthum, angefallen und so geschwächt ward, daß der Geschichtschreiber es für vertilgt hält, und zwei andere Völker von den Ufern der Weser, die Chamaver und die Angrivarier in seine Wohnsitztheile theilen läßt. Aber das Gerücht muß die Niederlage der Bruchter vergrößert haben,

weil ihr Name noch später als der eines vorhandenen Volkes genannt wird.

Hinter diesen saßen Dulgubinen, Chaturaren und andere minder wichtige Völker, die einst zu dem mächtigen Bunde der Cherusker gehört, und unter Herrmann gegen Varus, Segest und Germanicus gefochten hatten.

(Die Friesen). Vorn unterhalb der Wecht wohnten die Friesen, im Westen von der rechts liegenden Rheinmündung und deren Inseln, im Norden vom Djean, im Osten von der Ems umgränzt. Sie besaßen also das heutige Westfriesland, Grönningen, Ober-Yffel und die Inseln, welche ihnen theils gegen Norden im Meer lagen, theils durch die Rheinmündung gebildet wurden: denn nicht immer hatte die Süder-See ihre jetzige Gestalt; mehrere Inseln trennten dieselbe in viele Seen, welche erst durch spätere Ueberschwemmungen in eine einzige zusammen gestossen sind. Untiefen und Sandbänke geben noch heut die Lage jener verschwemmten Inseln zu erkennen, die einst von den Friesen und mehreren andern kleinen Völkern bewohnt wurden. Vermuthlich waren die Friesen auch sonst Bewohner der Insel gewesen, die kurz vor Cäsars Zeiten der chattische Zweig der Bataver und Canninesaten in Besitz nahm, und die Batavische nannte. Von den Schicksalen der Friesen, ihrem Bunde mit den Römern, ihren Leiden, ihrem Abfall und ihrer unglücklichen Wanderung ist eben gehandelt worden. Der Name des Volks ist vermuthlich von der Beschaffenheit des Bodens hergenommen. Die ganze Küste liegt tief, oft tiefer als das Meer, und besteht aus Fließsand, auf welchem ein vier bis acht Schuh tiefer Moor

liegt. Bei hoher See oder auch nur bei starkem Regen bleibt das Wasser auf dem Sande stehen, und hebt das Moor, welches dann zu schwimmen scheint und bei der geringsten Bewegung bebt. Solche Stellen heißen Bebeland oder Friesland; denn fresen heißt in der niedern Mundart beben.

(Die Kauchen). Wandte man sich nun an der Nordküste ostwärts, so stieß man auf die Kauchen oder Chaucen, ein den Friesen an Boden, Sitte und Sprache sehr nahe verwandtes Volk, das zwischen der Ems und Elbe in Ostfriesland, Oldenburg, Nieder-Münster und Bremen bis in das Lauenburgische wohnte. Im Süden reichten sie bis an die Chatten. Auch in ihrem Lande gab es häufiges Bebeland, wovon sie, wie die Friesen, ihren Namen erhielten: quack und quaggy heißt noch heut im Englischen Beben. Die Quaken-Brügge aber, durch welche in Ostfriesland die große deutsche Heerstraße in das ehemalige Land der Kauchen führt, bewahrt deren Andenken noch heut.

Die Kauchen wurden in die größern und kleinern getheilt, jene zwischen der Ems und der Weser, diese zwischen der Weser und Elbe. „Ihren großen Landsrich, sagt Tacitus, bewohnen die Kauchen nicht nur, sondern erfüllen ihn auch; sie, das edelste Volk unter den Deutschen, wollen nur durch Billigkeit ihre Größe erhalten. Ohne Habsucht und Eroberungsgier leben sie ruhig und abgesondert, üben weder Plünderung noch Räuberei, und reizen Niemand zum Kriege. Ihrer Tugend und Kraft bester Beweis ist der, daß sie mit Ueberlegenheit entscheiden, ohne durch Gewalt und

Unrecht zur Macht gelangt zu seyn. Doch haben alle die Waffen zur Hand, und schnell, wenn es Noth ist, stehet das Heer da; viel Volk und Rosse, auch im Frieden der nehmliche Ruhm.“ Bei diesem Volk blüthete noch der alte Heerbann, die ursprüngliche Volkswehr, unverkümmert durch die Gefolgschaften, welche bei andern die Freiheit zu tödten begannen.

Es waren aber die Kauchen schon bei den Unternehmungen des Drusus Freunde der Römer. Liberius zog durch ihr Land, und sein schmeichelnder Geschichtschreiber Bellejus erzählt, wie das Volk ihm mit Darbringung der Waffen gehuldigt. Dem Germanicus standen sie bei gegen die Oherusker, empfingen an ihrer Küste sein Schiff, worin er dem Sturme entronnen, und halfen ihm die zerstreuten Trümmer der Flotte versammeln. Erst als zur Zeit des Claudius, Corbulo in ihrem Lande den Gannascus hatte umbringen lassen und in dasselbe eingefallen war, um durch Festungen das Selbstgefühl des Volks zu bändigen, wurden sie nach seinem, auf Befehl des Kaisers erfolgtem Abzuge, Feinde des Reichs.

(Die Saren). Hinter den Kauchen werden die Wohnsitze der Saren, am Fußgestell der cimbrischen Halbinsel zwischen der Elbmündung bis an die Ostsee und Trave, also grade im heutigen Holstein, von dem sechzig Jahre später als Tacitus schreibenden Ptolemäus gesetzt. Wahrscheinlich nahmen sie schon an den Seezügen Theil, mit welchen zur Zeit des Claudius die Kauchen unter Gannascus die gallischen Küsten heimsuchten: aber Tacitus, wie die andern Erdbeschreiber, nennt ihren Namen noch

nicht, sondern erzählt da, wo man die Saren erwartet, von den Cimbern, wie folgt:

(Die Cimbern). „In der Krümmung Germaniens zunächst am Ocean wohnen die Cimbern, jezt ein kleines aber an Ruhm gewaltiges Volk. Der alten Herrlichkeit Denkmäler erstrecken sich noch weit; an beiden Ufern Feldlager und abgestochene Plätze, an deren Umfange die Macht des Volks und die Glaubwürdigkeit seiner Heere abgemessen werden kann. Rom stand sechs hundert und vierzig Jahre, als zuerst unter den Consuln Cäcilius Metellus und Papirius Carbo der Cimbern Waffen gehört wurden. Von da bis auf das zweite Consulat des Kaisers Trajan sind ohngefähr hundert und zehn Jahr. So lange wird Deutschland besiegt. Im Verlauf so vieler Zeit war des wechselseitigen Verlustes viel. Nicht der Samnit, nicht der Punier, nicht Hispanien und Gallien, nicht einmal die Parther haben so oft uns beunruhigt: denn stärker als das Reich des Arsaces ist die Freiheit der Deutschen. Was anders als des Crassus Niederlage kann uns das unter dem Ventidius gedemüthigte Morgenland vorwerfen? Die Deutschen hingegen entrißen, indem sie Carbo und Cassius, Scaurus Aurelius und Servilius Cäpio, endlich auch Manlius schlügen oder fingen, dem römischen Volke nach einander fünf konsularische Heere; dem Augustus aber den Varus und drei Legionen. Nicht ohne Verlust hat sie Cäjus Marius in Italien, der große Julius in Gallien, Drusus und Liberius und Germanicus in ihrer Heimath geschlagen: bald darauf sind des Caligula gewaltige Drohungen verspottet worden. Dann war Ruhe, bis sie bei

Gelegenheit unserer Zwietracht und Bürgerkriege die Winterlager unserer Legionen erstürmten und Gallien bedrohten. Sie wurden zurückgetrieben, aber in den nächst folgenden Zeiten gab es über sie mehr des Triumphs als des Siegs.“ Diese Cimbern waren allem Anschein nach die nachmaligen Saren, die zur Zeit des Tacitus die kurzen Schwerdter, (Saren) noch nicht angenommen hatten, von den sie späterhin genannt wurden.

(Die Cherusker). Den Kauchen und Chatten zur Seite, von den letztern durch das Gebürge Bacenis oder den westlichen Theil des Thüringer Waldes geschieden und im Osten von der Sale begrenzt, wohnten im Harz und auf beiden Seiten desselben die Cherusker oder Harzer, durch Hermanns Sieg über Varus und ihren Vertheidigungskampf gegen Germanicus das berühmteste aller deutschen Völker. Zur Zeit ihres Floris standen sie an der Spitze des norddeutschen Bundes, und nicht bloß die kleinern Völker zwischen der Weser und dem Rhein auf der Südseite der Lippe, die Chattuarier, Tubanten, Dulgubinen, Ansibarier, Marser u., deren Länder daher oft selbst Land der Cherusker genannt werden, folgten ihren Fahnen, sondern gegen Marbod verbanden sich sogar mit ihnen die mächtigen Longobarden und Semnonen von dem Stamme der Sweven. Aber nach dem Tode des Helden zerfiel, wie wir in der Geschichte gesehen haben, durch innerliche Streitigkeiten ihre Macht und der norddeutsche Bund. Ueber die Cherusker erhoben sich die Longobarden, später die Chatten. „Ungeändert, schreibt Tacitus, haben die Cherusker einen zu langen und erschlaffenden Frieden genossen. Solches

aber war mehr angenehm als sicher, weil man zwischen Herrschsüchtigen und Starken fälschlich der Ruhe genießt. Wo Gewalt gilt, da sind Mäßigung und Redlichkeit Namen des Stärkern. Darum heißen nun dieselben Cherusker, die erst als gutherzig und nachgiebig gepriesen wurden, Muthlose und Thoren, den siegreichen Chatten aber ist Glück zur Weisheit geworden.“

Der Cherusker Untergang traf auch die Fosen, ein nachbarliches Volk, dessen Namen der Fluß Fose im heutigen Braunschweigischen erhält. Die Chamaver an der Südseite des Harzes und die Angrivarier oder Kengern an der Aller, läßt Tacitus zu seiner Zeit aus ihren Wohnsitzen von der Weser in das Land der Bructer am Rhein und an der Lippe heranziehen; aber sechzig Jahre nachher erscheinen die Angrivarier bei Ptolemäus noch in ihrem vorigen Lande, und auch die Chamaver mögen erst später dem Niederrhein sich genähert haben. Der Ansibarier oder Emsländer erwähnt Tacitus bei Aufzählung der norddeutschen Völkerschaften nicht mehr, weil dieselben unter dem Bojokal zerstreut worden waren.

Eben so wenig gedenkt er der Marser, die in den Geschichten der römischen Kriege öfters genannt worden. Diese, ein vorwärts gedrungener Stamm der Cherusker, der vor des Germanicus Uebermacht wieder rückwärts gezogen und unter dem Hauptvolk verschwunden ist, mögen hier ihres Namens wegen eine besondere Stelle finden. Das Wort Mark, welches im Allemänischen, Skandischen und Uffilischen eine Grenze bedeutet, heißt auch ein sumpfiger und niedriger Ort (Angelsächsisch *Merfu*), der daher nach härterer Aussprache noch heute

Marſchland genannt wird. Von der letztern Bedeutung haben ſehr viele deutſche und europäiſche Gegenden den Namen Mark, ohne daß dabei an eine Grenze gedacht werden darf, wie Uckermark, Alt- und Neumark, Steiermark, Dännemark, Treviſaner-Mark, Anſoner-Mark ꝛc. Daher ſind auch die Völker, die ſolche moräſtige Gegenden bewohnten, beſonders aber die Bewohner des Strichs zwiſchen

der Elbe und Eider, im Mittelalter Markmannen genannt worden, und ſind dieſe Markmannen oder Marchbewohner, beſonders die ſogenannten Ditmarſen, (Tetmarſcii), die neſt den Holſteinern und Stormarn Nordalbingien inne hatten, und auch Nordmannen hießen, nicht mit den ſweviſchen Markmannen in Süddeutſchland zu verwechſeln \*).

## Bier und dreißigſtes Kapitel.

### Der oberdeutſche oder ſweviſche Völkerſtamm.

Alle biſher genannten Völkerſchaften waren Zweige des niedern Stamms, der nachmals der ſaſſiſche genannt worden iſt, und ſich, ſo weit die Geſchichte hinauf reicht, von dem höhern oder ſchwäbiſchen ſtets in Mundart und Sitte unterſchieden hat. Aber der Name Saſſen iſt erſt ſpäter gehört worden; dagegen iſt der Name wie der Ruhm der Sweven weit älteren Urſprungs: Sweven hießen zuerſt alle Wanderungsvölker, die aus dem innern Deutſchland gegen und über den obern Rheinſtrom hervorbrachen. Dieß geſchah auf einer Linie, welche die Römer von der ſüdweſtlichen Ecke zwiſchen der Donauquelle und der Rheinbiegung ins Unbeſtimmte gegen Nordoſten hinauszogen, ſo daß mit Ausſchluß des Weſer- und Niederelbgebiets das ganze innere Deutſchland, im Süden der Donau biß an die Karpathen, über die

Weichſel und das baltiſche Meer hinaus den Sweven eingeräumt ward.

Der Name Swev, welcher gewöhnlich von Schweifen oder Schweben, richtiger von dem Worte See abgeleitet wird, welches in mehreren alten Mundarten noch einen Lippenlaut am Ende und hinter den Anfangsbuchſtaben hat, bedeutet Küſtenvölker, und iſt der Geſammtname für die Völker des innern Wanderungslandes, die alle von den nordöſtlichen Küſten herab in ſüdweſtlicher Richtung dem Rhein und der Donau zugezogen waren. Zur Zeit, als die Bewohner des Rheins in feſten Wohnſitzen angeſiedelt längſt ſchon Ackerbau trieben, und auch die niederdeutſchen Völkerſchaften bereits unter beſtimmten Verfaſſungen und bürgerlichen Einrichtungen lebten, genoſſen die ſweviſchen Völker noch der urſprünglichen Freiheit. Zum

\*) Helmold in Chronico Slavorum c. 63.

Zeichen derselben und zum Unterschied von den minder frei geachteten Deutschen wanden sie sich, wie ihre Freien zum Unterschied von den Knechten, die blonden Haare rückwärts auf den Scheitel, wo sie dieselben in einen Knoten fesselten. Bei andern Völkern geschah dies auch, aber selten und bloß von der Jugend, entweder aus Verwandtschaft oder aus Nachahmung; bei den Sweben aber war der Gebrauch allgemein, und wurde von den Vornehmen mit Zierlichkeit gepflegt. „Doch ist diese Sorgfalt für den Puz unschuldig: denn nicht üben sie dieselbe um zu lieben oder geliebt zu werden, sondern um ihre Gestalt zu erhöhen und in der Schlacht den Augen der Feinde schrecklicher zu erscheinen.“ Ein uraltes Gesetz scheint bei den Sweben gegolten zu haben, nicht an Grund und Boden zu haften und die Kraft der Natur durch keine friedlichen Gewerbe zu schwächen. So erscheinen die Sweben in der bereits oben mitgetheilten Schilderung Cäsars, die keineswegs den Schatten allein gilt. Zwischen ihr und dem Werke des Tacitus liegen anderthalb hundert Jahr, und noch erscheinen in demselben unverändert die Grundzüge der swevischen Verfassung, aber ausgeführt, und von einer Aufzählung der verschiedenen Völkerschaften begleitet.

(Die Semnonen). Der Mittelpunkt der swevischen Macht lag damals noch an der Elbe in Gegenden, die heut von Niederdeutschen bewohnt sind. Für die ältesten und edelsten aller Sweben galten die Semnonen, auf dem linken Ufer der Elbe im heutigen Brandenburg, wo Ptolemäus ihren Wohnsitz zwischen der Elbe und dem Fluß Swevus, der heutigen Spree, bestimmt. „Der Glaube an ihr Alter-

thum, heißt es, wird durch die Religion bestätigt. Zur festgesetzten Zeit kommen alle Völker derselben Verwandtschaft vermittelst ihrer Gesandten in einem durch die Sehergabe der Väter und verjährte Ehrfurcht geheiligten Haine zusammen, und feiern durch öffentliche Opferung eines Menschen den schrecklichen Anfang ihres grausamen Götterdienstes. Noch eine andere Ehrfurcht wird dem Hain bezeugt: keiner geht anders als gebunden hinein, um sein eigenes Nichts und der Götter Allmacht anzudeuten. Fällt er von ohngefähr, so darf er weder aufgehoben werden noch aufstehen, sondern wird auf dem Boden hinausgewälzt. Die ganze Verehrung gilt dahin, als sey hier des Volks Ursprung, hier Gott der Allherrscher, dem alles sich demüthigt und gehorsamt. Der Semnonen Macht vermehrt ihr Ansehen, sie wohnen in hundert Gauen, und darum geschieht es, daß sie für das Haupt der Sweben geachtet werden.“

Es ist eine vielfältig von Dichtern und Rednern benutzte Annahme, nicht aber eine unter dem Volk lebendige Sage, daß das Heer, welches dreihundert und neunzig Jahr vor Christo von Brennus geführt die Römer bei Allia schlug, deren aufkeimende Macht beinahe zertrat und ihre Stadt den Flammen übergab, aus Auswanderern von dem Volk der Semnonen an der Elbe bestanden habe: „denn diese Eroberer Roms, heißt es beim Livius, waren von denen, die zweihundert Jahre vorher unter Belloves über die Alpen gestiegen waren, verschieden; sie kamen vom Meer und von den entlegensten Küsten, und hießen Sennonen.“ Daher nun in neuerer unvolksmäßiger Dicht- und

Rebekunst der Name und der Ruhm eines Volkes der Brennen, der angeblichen Väter des Volkes der Brandenburger, das im alten Lande der Semnonen jetzt wohnt. Aber diese Beziehungen, gegen deren fortwährenden Gebrauch hiermit nichts eingewendet werden soll, sind bloß auf eine Uebereinkunft, und auf keine geschichtliche Thatsache begründet. Die Semnonen, die bei Allia siegten und Rom verbrannten, waren Gallier, keine Deutsche; sie wohnten an der Seine in der Gegend, wo heut Paris liegt, nicht weit von der Küste des Kanals, und hatten ihre Herrschaft vielleicht gar bis an die Küste selbst ausgebreitet. Die Unähnlichkeit der Semnonen mit den früher in Italien eingewanderten gallischen Schwärmen rührte wohl daher, daß die letztern während ihres Aufenthalts in Italien bereits mildere Sitten angenommen hatten, als die eben erst über die Alpen gezogenen Horden zeigten. Brennus selbst, wie Plutarch, nicht Livius, den gallischen Heerführer nennt, ist kein Personen- sondern ein Amtsname, der einen Feldherrn oder König bedeutet, und auch bei dem spätern Zuge der Gallier nach Griechenland vorkommt. Er ist nicht deutschen, sondern gallischen Ursprungs, wie denn bei den heutigen Wallisern Brenin noch jetzt einen König bezeichnet.

(Die Longobarden). Gegenüber den Semnonen am linken Elbufer, im heutigen Magdeburgschen, Lüneburgschen und in der Altmark, wo noch der Bardengau ihr Andenken erhält, wohnten die Longobarden, die kriegerischsten aller Sweven. Ihren Namen leitet man wohl am einfachsten wie den der Saxonen, von ihren Waffen, den Streit- oder Hellebarten her. Paulus

Diakonus aber, der älteste Geschichtschreiber des Volks, erklärt ihn von den langen Bärten, welche die Longobarden getragen, und diese Erklärung ist lange beliebt gewesen. Dieses tapfere Volk, welches gegen Tiberius, nachmals mit den Cheruskern gegen Marbod gestritten, darauf den vertriebenen Cheruskerfürsten Italus wieder in die Herrschaft eingesetzt hatte, scheint auf den Trümmern der cheruskischen Macht seine Größe erbaut zu haben: denn im zweiten Jahrhundert reichte es bis an den Rhein. Aber diese große Ausbreitung kannte Tacitus noch nicht, vielmehr bemerkt er, wie der Ruhm dieses Volks darin bestehe, trotz seiner geringen Anzahl so mächtig zu seyn. „Von vielen und gewaltigen Völkern umringt, haben sich die Longobarden nicht durch Nachgeben, sondern durch Schlachten und beherztes Wagen gesichert.“

(Verschiedene swevische Völker). Hinter den Longobarden im heutigen Pommern, Mecklenburg und Pommern, in strom- und walddreichen Gegenden, wohnten mehrere Sweven: die Angeln, die Reudinger, die Avionen, die Wariner, die Eudoser, die Swardonen und die Nuthonen, alles wenig bekannte Völker. „Nichts ist merkwürdig unter ihnen, erzählt Tacitus, als daß sie gemeinschaftlich die Hertha, das ist, die Mutter Erde verehren, und glauben, sie kümmern sich um der Menschen Angelegenheiten und besuche die Völker. Auf einer Insel im Meer ist ein heiliger Hain, und in ihm ein geweihter mit einem Gewande bedeckter Wagen. Nur der Priester darf ihn berühren. Dieser vernimmt es, wenn die Göttin ins Heiligthum tritt, und begleitet mit tiefer Ehrfurcht ihren von ungebrauchten Kühen

gezogenen Wagen. Dann sind festlich die Tage und alle Gegenden fröhlich, die sie ihres Besuches und ihrer Gegenwart würdigt; dann geht man in keinen Krieg und nimmt keine Waffen; alles Gewehr ist verschlossen, nur Ruhe und Friede gekannt und geliebt, bis die Göttin, des Umganges mit den Sterblichen müde, in ihren Tempel zurückkehrt. Hierauf wird der Wagen, das Gewand, und wenn man es glauben darf, die Göttin selbst in einem abgelegenen See gebadet. Sklaven bedienen sie, und werden alsbald vom See verschlungen. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das seyn möge, was nur solche erblicken, die dem Tode geweiht sind.“

— Noch lebt auf Rügen, denn dies ist die Insel im Meer, die Sage vom Herthadienst, und zwischen den Vorgebürgen dieses Eilands, dessen Gestade bald mit Haide, Sand und Feuersteinen, gleich Todtenschädeln bedeckt, bald durch romantisch gestaltete waldige Kreideseffen, bald durch grünende Hügel und lachende Fluren zu einem Heiligthum der Natur ausgezeichnet sind, findet sich ein Ort, der Beschreibung des Tacitus ähnlich. In den letzten Höhen, kurz ehe die Aussicht des Meeres sich eröffnet, ruht tief im Buchwald ein großer regelmäßig gerundeter Landsee. Hier hört man keinen Laut als des Raubvogels Geschrei, oder das Läuten von Halsbändern der einzeln herumlaufenden Kinder. Ueberall giebt das Echo im Wald die herüber gerufenen Worte zurück. Die majestätischen Buchen spiegeln sich in dem schwarzen Wasser des unbeweglichen Sees, der nur durch Kunst so tief gegraben scheint und von Fischen bewohnt ist, deren Störung nach der Volks-

sage noch jetzt ein Zauber verbietet. Ein doppelter Umkreis von Erdwällen, mit Gras, Gesträuch und Bäumen bewachsen, eröffnet nur Eine Ausfahrt aus dem See wie für den Wagen der Göttin, wo diejenigen versanken, welche den Lichtglanz der Badenden sahen. Aber der Tempel ist längst zerfallen und mit Bäumen bewachsen, die Altäre und Opfersteine sind umgestürzt, und auch der Wald durch Beil und Feuer geschändet: nur die Felsen der Stubenkammer und die Pfeiler des Königsstuhls dauern.

Von der Aufzählung dieser im Nordosten an und hinter der Elbe wohnenden sweischen Völker kehrt Tacitus an die Quelle der Donau zurück, um längst diesem Flusse hinunter die übrigen Sweven eben so zu begleiten, wie er vorher längst dem Rhein die niederdeutschen Völker beschrieben hatte.

(Die Hermunduren). Jener Bezirk zwischen dem Rhein und der Donau, wo die ersten Sweven gegen die Helvezier, dann gegen die Römer hervorgetreten waren, lag, nachdem Marbod die Markmannen und ihre Bundesgenossen in die böhmischen Wälder geführt hatte, als unbewohntes Wanderungsland wüste, etwa nur von kühnen Abentheurern, Hirten und Jägern durchstreift. Aus dieser Grenzwüste der Sweven waren damals decumatische Felder geworden. Die nächsten Nachbarn dieses römischen Gebiets waren die Hermunduren, welche von den nördlichen Donaugegenden bis an die Sale die Mitte Deutschlands, vorzüglich Franken und Thüringen, bewohnten. Dieses mächtige Volk hatte einst zum Reiche Marbods gehört, nach dessen Auflösung die

Fürsten der Hermunduren, die unter dem Namen *Vibulius* (d. i. Waibel) vorkommen, großen Einfluß auf die quadiſchen Angelegenheiten zeigen. Wie ſie mit den Chatten um die Salzquellen der Sale geſtritten, iſt oben erzählt worden. In dem langen Frieden, der an den Donaufern herrſchte, wurden ſie mit den Römern befreundet, wie die Grenzwatchen feindlicher Läger es werden. Der gegenſeitige Verkehr beſchränkte ſich zuletzt nicht mehr auf das Ufer des Fluſſes, ſondern die Hermunduren kamen in großer Anzahl und ohne von römischen Soldaten begleitet zu werden ſogar in die Hauptſtadt der Provinz *Rhätien*, in die blühende *Augusta*. „Wenn wir den übrigen Völkern bloß Waffen und Kriegsläger zeigen, ſo öffnen wir dieſen auch ohne ihr Begehren unſre Häuser.“ Was die Römer um dieſe Zeit von Deutschlands Erzeugniſſen erhalten und zum Theil ſehr geſchätzt haben, Gänſefedern, Thierfelle, blonde Menſchenhaare, das kam vorzüglich aus dieſen Gegenden. Irrig vermuthet *Tacitus* unter dieſen Hermunduren die Quellen der Elbe, jenes Fluſſes, der einſt den Römern ſo bekannt, damals nur noch von der Sage genannt war; aber wohl iſt es möglich, daß vormalſ Hermunduren weiter im Oſten und wirklich biſ an die Quellen der Elbe gewohnt hatten.

(Die *Nariſker*, *Markmannen* und *Quaden*). Neben den Hermunduren öſtlich die *Donau* hinunter, in der heutigen *Oberpfalz*, wohnten die *Nariſker*, dann die *Markmannen* und *Quaden* in *Oberöſterreich*, *Mähren*, *Böhmen* und *Ungarn*. Die Geſchichten beider Völker ſind oben weitläufig erzählt. „Beide, erzählt *Tacitus*, hatten noch zu unſrer

Zeit Könige aus ihrem Volk, das edle Geſchlecht *Marbods* und *Luders*; nun nehmen ſie auch Ausländer. Aber Macht und Gewalt erhalten die Könige durch unſer Anſehn; ſelten werden ſie mit unſern Waffen, öfterer mit unſerm Gelde unterſtüht.“

(Die *Marſigner* u.). Dieſe Völker deckten die Stirn Deutschlands gegen die *Donau*; in ihrem Rücken ſaßen vier andere Völkerſchaften längſt der Gebürge, die ſich durch *Böhmen* und *Mähren* erſtrecken: die *Marſigner*, die *Gothiner*, die *Oſer*, und die *Burier*; (in dem Namen der lehtern ſind vielleicht ſchon die *Burgunder* verborgen: denn *Gund* heißt *Mann*). „Die *Marſigner* und *Burier* ſind der Sprache und Kleidung nach *Sweven*; aber die *Gothiner* bezeugt die galliſche, die *Oſer* die *pannoniſche* Sprache als *Undeutſche*, auch ihr *Tribut*. Den einen Theil deſſelben legen ihnen als Fremdlingen die *Sarmaten*, den andern die *Quaden* auf. Die *Gothiner*, zu deſto größerer Schande, graben *Eiſen*.“ Es waren alſo die *Gothiner* und *Oſer* entweder Ueberreſte der celtiſchen Völker, die in vorgeſchichtlicher Zeit dieſe Gegenden durchzogen hatten, oder ſchon ſlavische Stämme.

(Die *Lygier*). Alle dieſe Völker bewohnten wenig ebenen Boden, meiſt Wald und Gebürge. Hinter dem hohen *Berggrücken*, der von den *Karpathen* ausläuft, und durch die öſterreichiſchen, mähriſchen, ſchleiſiſchen und ſächſiſchen Gebürge fortgeſetzt nach römischen Vorſtellungen *Swevien* durchſchneidet, wohnten noch viele andere Völker, welche *Tacitus* auf den Grund ſeiner Nachrichten ebenfalls für *sweviſche* hält, und unter ihnen die *Lygier* als das

bedeutendste nennt; sie saßen vom Ursprung der Weichsel bis auf die Mitte ihres Laufs, und wurden auf der Westseite vom Riesengebürge, auf der Nordseite von den Burgundern begrenzt, ein Raum, der das heutige Schlesien und einige Wojwodschaften Polens in sich begreift. Einige Zweige der Lygier gehorchten einst dem Marobod; vom Reiche des Vannius, den sie stürzen halfen, waren sie durch die Südspitze des Gebürges getrennt, dessen, ihren Rücken gegen Böhmen deckende, Höhen Ptolemäus Askiburgium (Asgebürge) nennt: dies ist das Riesengebürge, in welchem nachmals die Quelle der Elbe den Römern bekannt ward. Lygidunum, Stragona, Budorigum oder Budorgis, Hegetmatia, und Kalisia sind Ortsnamen im Ptolemäus, die in das Land der Lygier treffen: Budorgis wird auf Ratibor gedeutet, Lygidunum, Stragona und Kalisia bedürfen kaum der Hinweisung auf heutige gleichbenannte Dörfer. In der Sprache der lateinischen Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts gilt Budorgis für Breslau, Hegetmatia für Liegnitz.

Viele Umstände machen es wahrscheinlich, daß diese Lygier, von deren Stämmen Tacitus die Arier, Helvekonen, Manimer, Elifier, und Naharvaler nennt, nicht deutsche Sweben, sondern slavische oder wendische Serben, also Glieder des großen Völkerstamms waren, der bereits damals im Osten und vielleicht auch im Süden Deutschlands Gränzen umfaßt hielt. Der Name Lygier oder Lygier (von Luga der Sumpf) ist slavisch, wie die Namen der übrigen Stämme. Bei den Naharvalern befand sich ein

heiliger Hain, den ein Priester in weiblicher Kleidung bediente. Es wurde darin eine Zwillingsgottheit, wie von den Griechen Castor und Pollux, in Gestalt eines jugendlichen Brüderpaars verehrt; der Name war Alcis. Dieser Name, der aus der deutschen Sprache nicht erklärt werden kann, findet in der slavischen seine Deutung: in ihr heißen Holeczy die Knaben. Das Riesengebürge wird von Dio das Bandalische oder Wendische genannt, die ältesten Namen der Flüsse Oder und Weichsel (Viadrus und Vistula) sind slavischen Ursprungs. Obgleich dieser Abstammung können jedoch die Lygier in gewisser Hinsicht ein swevisches Volk, d. h. Bundesgenossen der Sweben gewesen seyn, wie später viele slavische Völker im Verein mit den Deutschen gefochten haben \*).

Die mächtigsten unter den lygischen Völkerschaften waren die Arier, furchtbare Männer, welche die angebohrne Wildheit noch durch Kunst und Zeit zu vermehren suchten. Sie hatten schwarze Schilder, bemahlte Körper, wählten düstre Nächte zum Treffen, und erregten durch das Grausenhafte und den Schatten eines nächtlichen Heeres solches Entsetzen, daß kein Feind den ungesehenen und gleichsam höllischen Anblick ertrug: „denn in den Schlachten werden zuerst die Augen besiegt.“

(Die Gothen). Nördlich hinter den Lygiern, also im heutigen Großpolen, wohnten die Gothen, für die folgenden Jahrhunderte zu so großem Ruhme bestimmt. Tacitus nennt in der Geschichte ihren Namen unter den Völkern des markmannischen Reichs, (Gottwald,

\*) S. die Antonsche Abhandlung von den Sigen der Slaven zur Zeit der Germanen.

ber den Marbod vertrieb, war ein gothischer Jüngling,) aber in der Beschreibung Deutschlands begnügt er sich mit der Aeußerung: „sie sind schon gezähmter als andere deutsche Völker, aber noch nicht ohne Freiheit.“ Drei hundert und zwanzig Jahre vor der christlichen Rechnung hatte der Massilische Reisende Pytheas an der Bernsteinküste schon Guttonen oder Gothen gefunden, und ist von ihnen die Ostsee selber der Gothische Busen (Sinus Codanus) genannt worden. Aber zur Zeit des Plinius und Tacitus reichen sie nicht mehr bis an die Küste: sie haben dem allgemeinen Drange oder Drucke der Völker gegen Südwesten schon nachgegeben, und sind weiter hinauf an der Weichsel gezogen.

Hinter den Gothen übergeht Tacitus die Wandalen wie die ihm nicht bekannten gothischen Stämme der Heruler und Gepiden, und nennt an der Ostseeküste die Lemoven und Rugier im heutigen Westpreußen und Pommern. Die letztern gehörten wahrscheinlich zu den fünf Völkerschaften, deren gemeinschaftlichen Gottesdienst auf der Insel im Ocean er beschreibt, wiewohl er sie bei dieser Gelegenheit nicht nennt. Das Merkmal der letzt genannten Völker waren runde Schilde, kurze Schwerdter und königliche Regierungsform.

(Die Swoonen). Aber Swevien ward durch das baltische Meer nicht geendigt; auch

das Land, welches schon Plinius und Ptolemäus Skandia nennen, war von Deutschen und zwar von den Swoonen bewohnt, deren Name mit Swoev gleichbedeutend gewesen seyn mag, obwohl Sprache und Sitte eine nähere Verwandtschaft mit dem niederdeutschen Stamme anzudeuten scheinen. Es ist aber wahrscheinlich, daß diese skandinavischen Stämme schon damals wie heut mehr Vettern als Brüder der Deutschen gewesen: ihre Sprachen unterscheiden sich von der deutschen nicht nur durch eine große Menge von Wörtern, die man in allen deutschen Mundarten vergebens sucht, sie haben auch Arten der Wortbildung und Wortfügung, die den ganzen Bau der Sprache bestimmen, allen deutschen Mundarten aber fremd sind \*). Einige ihrer Stämme hießen Sitonen, im Mittelalter Swethan; Swoonen und Sitonen sind die heutigen Schweden. Tacitus, dem über diese Gegenden und deren Bewohner ausführliche Nachrichten, vermuthlich von Bernsteinseiffnern, zugekommen waren, kennt noch keine Gothen in Schweden. „Außer durch Männer und Waffen sind die Swoonen mächtig durch Flotten. Die Gestalt der Schiffe ist darin verschieden, daß beide Schnäbel Vordertheil und überall zum Anlanden geschickt, daß die Schiffe durch keine Seegel bedient und an den Seiten mit keinen Ruderbänken besetzt sind; das Ruderwerk ist lose, und

\*) Keine deutsche Mundart kennt die skandinavische Bildung des bestimmten Artikels aus dem unbestimmten durch Zurückwerfen des letztern hinter das Substantiv, z. B. im Schwedischen Mannen der Mann, aus en Mann; Fruen die Frau, aus en Fru; Hus et das Haus, aus et Hus. Eben so wenig findet sich in irgend einer deutschen Mundart eine Spur von der skandinavischen Bildung der leidenden Form der Zeitwörter aus der thätigen durch ein bloßes s, wie z. B. im Schwedischen Aletas, geliebt werden, von Aletka, lieben.

wie in einigen Flüssen nach Erforderniß der Umstände hieher und dorthin zu wenden.

Auch Reichthum hat bei ihnen Ansehen, daher herrscht Einer allein ohne Einschränkung, und der Gehorsam ist nicht mehr freiwillig. Nicht Jeder hat Waffen, wie bei den anderen Deutschen, sondern der Herrscher hält sie unter dem Verschluß eines Wächters, und zwar eines Sklaven: denn plötzliche Anfälle der Feinde hält der Ocean ab, und müßige Hände Bewaffneter thun leicht Uebel. Darum scheint es den Königen nützlich, weder einem Edlen noch einem Freien, nicht einmal einem Freigelassenen die Hut der Waffen anzuvertrauen.

Ueber die Sweonen hinaus ist ein anderes stilles und beinahe unbewegliches Meer, von welchem man glaubt, es umgürte und schliesse den Erdkreis, weil der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange so hell dauert, daß er die Sterne verdunkelt. Der Wahn fügt überdieß hinzu, man höre das Rauschen, sehe die Gestalten der Kasse und des Antlitzes Strahlen. Nur bis hieher, und diese Sage ist wahr, reicht die Natur.“

(Die Nestyer). An der rechten Küste des baltischen Meers, welche Tacitus bei dieser Gelegenheit das swevische nennt, im heutigen Preußen, Kurland, Liefland und Esthland wohnten die Nestyer, von denen schon Ptolemaeus unter dem Namen Nestiäer Erwähnung gethan zu haben scheint. Von den Nestyern und dem Bernstein, dem Eigenthum ihrer Küste, erzählt Tacitus also:

„Ihre Sitten und Gebräuche sind die der Sweven, ihre Sprache der Britannischen nä-

her, (also celtischen Ursprungs). Sie verehren die Mutter der Götter, (das heißt die Hertha, mit römischem Namen genannt,) und tragen als Zeichen der Verehrung Bilder von Ebern. Diese gelten statt Waffen, dienen allen zum Schuß, und sichern die Verehrer der Götter auch unter Feinden. (Wahrscheinlich waren diese Bilder Wappen und Zeichen der Stämme). Seltener ist der Gebrauch des Eisens, häufig die Keule. Roggen und andere Früchte bauen sie fleißiger als nach gewöhnlicher Trägheit der Deutschen. Sie durchsuchen aber auch das Meer, und sie allein sammeln auf Sandbänken und am Ufer den Bernstein, welchen sie Glas nennen. Doch ist von ihnen als von Barbaren weder untersucht noch erforscht worden, welche Natur und Ursache ihn hervorbringe. Lang lag er unter andern Meeresauswürfen, bis unsere Schwelgerei ihm Ansehen gab. Sie gebrauchen ihn nicht; roh wird er gesammelt, unbearbeitet verkauft, verwundert empfangen sie den hohen Preis. Als ein Baumsaft wird er daraus erkannt, daß sehr häufig Erd- und Wasserinsekten durchleuchten, die in die Flüssigkeit verwickelt bald bei erhärtender Materie eingeschlossen wurden. Darum vermuthe ich, auch auf den Inseln und Ländern des Abendlands sind wie in den entfernten Gegenden des Orients, wo Weihrauch und Balsam ausgeschwigt wird, fruchtbare Haine und Wälder, welche durch die Strahlen der nahen Sonne ausgedrückt und zerfließend ins benachbarte Meer rinnen, und durch Gewalt des Sturms ans entgegen gesetzte Ufer gespült werden. Wenn man die Natur des Bernsteins am Feuer erprobt, so brennt er wie Kien, und

nährt eine fette und dampfende Flamme; drauf wird er zäh, wie Pech und Harz.“

Im hohen Alterthum, wo diese Küsten noch unbeschriftet und ihr merkwürdiges Erzeugniß doch schon bekannt war, kam der Bernstein wahrscheinlich auf dem Landwege nach Asien, und der fabelhafte Eridanus, an dessen Ufern aus Trauerpappeln Bernstein tropft, erinnert dann an die Duna. Späterhin wurde, wie des Pytheas Reise und noch mehr des Tacitus ausführliche Nachrichten über diese Gegenden zeigen, von Handelsleuten der Seeweg gewählt, ein Produkt unmittelbar zu erhalten, welches durch den Zwischenhandel so vieler Völker, durch deren Hände es ging, gewaltig vertheuert wurde. Unter dem Nero schickte ein gewisser Julianus einen römischen Ritter an diese Küste, um zum Behuf eines großen Schauspiels Bernstein zu holen. Man vermuthet, daß diese Reise zu Lande gemacht worden, und die Hauptquelle der Nachrichten über die Völker des heutigen Schlesiens und Polens ist, die in den alten Geschichts- und Erdbeschreibern sich erhalten haben.

(Die Sitonen, Fennen und Wenden). An die Sveonen läßt Tacitus die Sitonen sich anschließen, „jenen gleich, und bloß darin verschieden, daß sie von Weibern beherrscht werden: so weit sind sie nicht nur von der Freiheit sondern auch von der Knechtschaft ausgeartet. Dies ist Sweviens Ende: denn ob ich die Peuciner, Wenden und Fennen zu den Deutschen oder den Sarmaten rechnen soll, weiß ich nicht, obgleich die erstern, die von einigen auch Bastarner genannt werden, an Sprache, Lebensart, Wohnplätzen und Häusern den Deutschen gleichen. Alle sind

schmutzig und faul; ihre Vornehmen haben sich durch Heirathen mit Sarmaten vermischt und mit deren Sitten besleckt. Die Wenden haben viele von ihren Gewohnheiten angenommen; denn alle zwischen den Peucinern und Fennen gelegenen Gebürge durchstreifen sie als Räuber. Diese werden jedoch eher unter die Deutschen gerechnet, weil sie Häuser bauen, Schilde führen und sich der Geschwindigkeit des Fußvolks bedienen, welches Alles von den Sarmaten abweicht, die auf Wagen und Rossen ihr Leben verbringen. Groß ist die Rohheit der Fennen, scheußlich ihre Armuth; nicht Waffen, noch Rosse, noch Wohnungen; Kräuter sind ihre Speise, Felle ihre Kleidung, der Boden ihr Lager; ihr ganzes Daseyn beruht auf Pfeilen, die sie in Ermangelung des Eisens mit Knochen zuspitzen. Die nehmliche Jagd ernährt Männer und Weiber, denn letztere laufen mit und suchen an der Beute ihren Theil. Auch die Kinder haben vor Regen und Thieren keine andere Zuflucht, als daß sie sich mit verflochtenen Baumästen decken. Hier lehren die Jünglinge ein, hier suchen auch die Greise einen Schutzort. Das halten sie für glücklicher als sich mit dem Acker zu plagen, mühsam Häuser zu bauen, und eigne und fremde Güter in Furcht und Hoffnung genießen. Unbekümmert um die Menschen, unbekümmert um die Götter haben sie das Schwerste erreicht, nicht einmal wünschen zu dürfen. Hinter ihnen liegen die Länder der Mährchen.“

Dies die Völkernamen, welche Tacitus nennt. Obwohl nun dieser Schriftsteller bei Aufzählung derselben nur nach den beiden Hauptstämmen der Deutschen sich richtet, so führt er

doch zu Anfange seines Werks (angeblich aus deutschen Heldengesängen) drei fabelhafte Söhne des Gottes Mannus, Ingävön, Istävön und Hermion, auf, die (fast wie bei den Griechen Deukalions Nachkommen Neolus, Dorus und Ion,) dreier von ihnen benannter Stämme Väter geworden. Es bedeuten aber die Namen Ingävön und Istävön Meeranwohner und Niederländer, sind belgischen Ursprungs\*), und wohl nur durch einen Irrthum einem deutschen Heldengesange zugeschrieben worden; Hermionen sind Heermannen oder Germanen. Die ganze Eintheilung ist aus dem Werke des Plinius entlehnt, und bezeichnet in niederländischer Sprache den Unterschied, der zwischen den Küstenbewohnern, und sassischen und den swevischen Stämmen gemacht ward\*\*).

Wichtiger ist es, daß Plinius eines vierten Stammes der Deutschen, der Wandalen, erwähnt. Indem er die Burgunder, die Warner und die Guttonen oder Gothen als dessen Bestandtheile nennt, stellt er die östlichen germanischen Stämme, die im Rücken der Sweven

und Sassen zwischen slavischen Völkern saßen, in eine besondere Reihe, auf welche die geringere Stätigkeit ihrer Wohnsitz und ein minderer Grad von Cultur den Namen Wandalen, in der allgemeineren Bedeutung wandernder Völker, anwendbar machte. So sind mehrmahls Nahmen einzelner Völker zu Namen ganzer Stämme, und Stammnamen zu Namen einzelner Völker geworden (Nemeter, Germanen, Sweven). Dieses östliche Germanien, welches die Römer nur dunkel kannten, war grade die Heimath derjenigen Völker, die ihr Reich umzustürzen bestimmt waren, und verdiente mit größerm Rechte als Skandinavien den Namen *vagina gentium*, Mutter der Völker. Während diese östlichen Wandalenstämme noch Jahrhunderte in kriegerischer Rohheit verbrachten, erscheinen die Germanen, welche Tacitus schildert, vorzüglich aber die nördlichen lang schon angeessenen Niederdeutschen, die seiner Schilderung nächster Gegenstand sind, auf einer über die gewöhnlichen Vorstellungen weit erhabenen Stufe der menschlichen und geselligen Bildung.

\*) Aigion heißt wälisch und Aigion, Aigeum isländ. noch jezo das Meer; ist aber bedeutet niedrig.

\*\*\*) Nach Plinius gehörten zu den Ingävönen die Cimbern, Teutonen und Rauchen, zu den Istävönen die Deutschen am Rhein, zu den Hermionen Sweven, Hermunduren, Chatten.

## Fünf und dreißigstes Kapitel.

## Bildungsstufe und Character der Deutschen.

Es waren die Germanen ein edles, aber rohes Naturvolk, ähnlich im Allgemeinen den Griechen Homers, aber ausgestattet mit einer Menge eigenthümlicher Züge, in denen wie im Keime die Gestalt der neuern ihnen entsprossenen Völker erkannt wird: vergeblich würde man irgend wo anders als in dem durch das Christenthum weiter entwickelten Character der Germanen den Erklärungsgrund der Abweichungen auffuchen, die zwischen dem Geiste der antiken und modernen Menschheit wahrgenommen werden. Aber Schweden, Dänen, Normänner und Isländer sind aus einem Zweige zu einem selbständigen Stamme emporgewachsen, und Engländer, Spanier, Franzosen und Italiener tragen in ihrer Vermischung mit fremdem Wesen nur mehr oder weniger Spuren des germanischen Lebens; die Reinheit der Grundzüge haben nur die Stämme bewahrt, denen der germanische Boden Vaterland blieb.

Die Natureinfalt der Germanen war kein wilder Naturstand, welchen überhaupt die Geschichte Europas und Asiens nicht kennt. Völker, welche den Ackerbau treiben, Eigenthum und Ehe besitzen, in bürgerlichen Verfassungen leben und den Anfang derjenigen Erfindungen gemacht haben, die dem menschlichen Daseyn Sicherheit und der menschlichen Gesellschaft Zusammenhang geben, befinden sich auf einer Stufe der Entwicklung, durch welche jede Vergleichung

mit den wilden Völkern, die in einigen entlegenen Erdgegenden angetroffen worden sind, ausgeschlossen wird. Nicht aber bloß die fest angesiedelten Norddeutschen bauten den Acker; schon die Cimbern verlangten Land gegen Kriegsdienst, schon Cäsars Sweben vertheilten jährlich den Boden zum Anbau. Pflugschaar aber und Waffen sehen die erste und größte aller Erfindungen, die Kunst das Eisen zu bearbeiten, voraus. Wie nun dies gewaltigste der Metalle die Natur unterwirft, so verknüpft der Werth, den die Menschen dem Golde und Silber beigelegt haben, die entferntesten Völker. Immerhin mag der Hunger nach Golde verflucht werden, der Begriff des Geldes, als des allgemeinen Tauschmittels der Dinge, ist eine Hauptbedingung aller Cultur und ein untrügliches Kennzeichen eines in der Bildung vorgeschrittenen Volks. Die Germanen hatten diesen Begriff: denn wenn sie auch selber nicht münzten, so handelten sie doch mit den Römern gegen Geld, dessen Werth und Bedeutung ihnen so klar war, daß sie nur alte vollwichtige Münzsorten (Serraten und Bigaten) nahmen, und die neuern schlechteren Sorten trotz des schönern Gepräges zurückwiesen. Die vielen Centner von römischen Münzen, die in der deutschen Erde gefunden worden sind, würden genugsam den starken Umlauf des Geldes bezeugen, wenn auch Herrmann nicht jedem Ueberläufer täglich hundert Sesterzien angeboten hätte. Die Kenntniß der

Schreibkunst war den Deutschen nicht fremd. Obgleich ihre Jünglinge und Jungfrauen sich keine Liebesbriefe schrieben, so schrieben doch ihre Fürsten nach Rom, so legten doch ihre die Zukunft deutenden Priester Runenstaben zu geheimnißvollen Zaubersprüchen zusammen \*), so wurden doch Grabhügel mit Runenschriften, die den unkundigen Römern griechische Buchstaben schienen, im heutigen Schwaben gefunden \*\*). Freilich ward diese Schreibkunst selten und nur von wenigen geübt: aber nicht die Zahl der Schreibenden bestimmt, ob einem Volke der Besitz der Schreibekunst fehlt oder zukömmt. Ueberhaupt erhellt aus den Angaben, welche zerstreut in den Geschichten der römischen Kriege vorkommen, daß die Deutschen des ersten Jahrhunderts weit mehr gesellig ausgebildet, und zum Theil schon der Ueberfeinerung näher gerückt waren, als selbst das Werk des Tacitus über Deutschland zuzugeben scheint. Wie ihre Empfänglichkeit für römische Cultur einen großen Vorschritt in der eignen Geistesentwicklung zeigt, so erscheint doch auch diese Empfänglichkeit schon als fehlerhafte Selbstverleugnung, und oft als verrätherische Hinneigung zu fremder Sitte und Volksthum. In vielen Stücken glaubt man von den Deutschen der drei letzten Jahrhunderte zu lesen; der feindselige Zauber der Anbetung des Fremden treibt schon in den Tagen Hermanns und Marbods sein edles Volksthum nicht genügend, ohngeachtet die Fremden selbst ihm noch Bewunderung zoll-

ten. Die Vornehmen trieb Neugierde nach Rom und in andere Länder; es lebten und befreundeten sich viele Römer in Deutschland. Marbod und Italus hielten Hof nach römischer Weise, und Segest verkaufte sich nicht ehrenvoller an Rom als neuere Deutsche an Frankreich. Die römische Sprache war in Deutschland gemein; Adgandasters und Marbods Briefe wurden in Rom gelesen, ohne daß man sie eines barbarischen Ausdrucks beschuldigt hätte. Viele Deutsche nahmen römische Namen an, Julius Sabinus machte sich eine Ehre daraus, daß seine Großmutter mit Cäsar gebuhlt haben sollte. Die edelsten Jünglinge vergossen in römischen Kriegen ihr Blut, aber auch so schnell lernten die Deutschen römische Kriegskunst, daß man Hermanns und Marbods Heere für römische hätte halten mögen, daß Civilis die römischen Festen mit römischen Geschützen belagerte. Die Menge der Advokaten, die dem Varus nach Deutschland gefolgt waren, beweist, wie groß die Neigung des Volks zu Rechtshändeln war, und wie leicht es den Ausländern seyn mußte, sich auf diesem Boden zu bereichern. Das alles aber setzt einen Culturstand voraus, der mit der gewöhnlichen Annahme von einem großen ganz Deutschland bedeckenden Walde, in dessen Hölen und Schluchten die halbwilden Bewohner sich aufgehalten, gänzlich unvereinbar ist.

Wie aber die Bildungsstufe der germanischen Völker auf der einen Seite herabgewür-

\*) Tacit. de Germ. 10. Rhabanus Maurus in Goldasti Rer. alem. Tom. II. p. 67.

\*\*\*) Tacit. de Germ. 3. Ueber die Runen s. Schözers Nordische Geschichte, letzter Abschnitt.

diget worden, so ist auf der andern ihre Sittlichkeit und ihr Character überschätzt worden. In dem berühmten Werke des Tacitus von den Sitten der Deutschen wie in seinen Geschichtsbüchern, ist der Gegensatz zwischen Natureinsicht und Verderbniß mit so starken Zügen gezeichnet, daß viele die Fehler und Laster übersehen haben, welche selbst diese günstige Schilderung nicht verhehlt; andere dasjenige für besondere Vorzüge des germanischen Lebens gehalten, was überhaupt nur als Gegensatz einfacher Natur gegen die künstliche Verkettung der ausgebildeten und theilweise verbildeten Staatsgesellschaft das menschliche Gemüth mächtig und oft fast wehmüthig anspricht. Die Tugenden der Germanen waren mit Lastern gepaart, vieles andere war ihnen mit dem Jugendalter aller Völker gemein; aber vor allen Stämmen der Menschen, die vor ihnen gewesen und nach ihnen gekommen sind, hatten sie, die ächten und wahrhaften Europäer, eine unverfügbare Liebe der Freiheit und ein höheres Gleichmaaß des tiefen Naturgefühls und des bedächtigen Verstandes zum Erbtheil erhalten.

Deutscher Freiheits Sinn spiegelt sich in der alten Verfassung, mit welcher das Volk in die Geschichte tritt, einer Verfassung, deren Grundzüge bei einigen deutschen Stämmen herrlich ausgebildet, bei einigen verwischt, bei keinem, wenigstens dem Gedächtniß und dem Verlangen nicht, gänzlich ausgefüllt worden sind. Wenn in ungünstigen Zeiträumen der deutschen Geschichte dieser Freiheits Sinn in Bezug auf das äußere Leben im Staat hin und wieder unterdrückt worden ist, so hat er sich desto gewaltig

ger über das innre Leben des Geistes verbreitet. Kein Volk wie das Deutsche hat in allen Fächern des menschlichen Könnens und Wissens so vielseitig gearbeitet, keines so mannigfaltige Ansichten des Lebens in ausgebildeten Formen aufgestellt, keines ist in Wissenschaft, Kunst und Dichtung so selbständig und mächtig als das Deutsche geworden. Während es die Erde zu verlieren schien, eroberte es durch diese Freiheit den Himmel der Geister.

Nicht minder als dieser Freiheits Sinn hat sich das Gleichmaaß des bedächtigen Verstandes und des tiefen Gefühls als wesentlicher Zug des deutschen Characters erhalten. Das ist bedächtiger Verstand, mit hellem Auge die Welt der Dinge zu überblicken, und dieselbe mit geschickten Händen zum Dienste zu zwingen; das aber ist tiefes Gefühl, hinter der äußern todten Schaale der Dinge noch ein innerliches göttliches Leben zu ahnen. Wie das Gefühl aus dem Auge des Menschen Liebe und Leben vernimmt, so aus dem rauschen des Waldes, aus den ernsten Gestalten der Berge, aus der Tiefe des unendlichen Himmels die Töne der ewigen Sprache Gottes, die nur dem äußern Ohre verstummt ist. Alle Freude an der Natur beruht auf der Ahnung des Geistes, der sie durchströmt; glücklich das Volk, zu dessen unterscheidenden Characterzügen von jeher ein offner Sinn für die Natur und das Natürliche gehörte! Darum aber, weil diese Sinnesart recht eigentlich deutsch ist, erscheinen auch die Krankheiten des Verstandes, Aefferei, Verzerrung, freches Spiel mit Gedanken und Worten, und manches, was bei andern Völkern vielfach ergötzen

mag, bei den Deutschen als ekelhafte Nartheit; angekünstelte Kälte des Herzens und gelungene Ertödtung des Naturgefühls als widrige Plattheit und thierische Robheit. Wehe dem Deutschen, der den Adel seines Volks gegen fremde Schande verleugnet!

Treue und Redlichkeit sind des gesunden Naturgefühls Töchter: denn edle Gemüther fühlen das Recht, worüber unedle erst die Gesetze befragen. Diese gefühlte Redlichkeit, diese kindlich aufrichtige Treue und Herzlichkeit ward von Feinden und Freunden als ächt-deutsche Gesinnung anerkannt; sie bleibe der Schmuck unsers Stammes! Unter allen Sterblichen, sagten Germanen selber zu Rom, gehen uns keine an Treue und Tapferkeit voran; deutsche Redlichkeit wurde zum Sprichwort. Die Kaiser bildeten aus Germanen sich Leibwächter, wie neuere Fürsten aus Schweizern. Cäsar war freilich mit der Treue der Deutschen nicht zufrieden \*), aber gewiß fanden sie die seinige nicht besser. Die Varische Niederlage war gerechte Vergeltung; die List, mit der sie entworfen ward, in Rom gelernt.

Alles hing von der Tapferkeit ab, der Krieg gab Ehre und Schande. Aber schon damals kriegten die Deutschen, die sich doch durch Sprache und Sitte als ein Volk anerkannten, eben so erbittert gegen einander als gegen den auswärtigen Feind. Nur wenigen gewaltigen Kaisern der Folgezeit ist es gelungen, den gegenseitigen Haß der deutschen Volksstämme zu bezwingen, keinem ihn zu versöhnen. Herr-

mann und Marbod sind das merkwürdige Vorbild späterer Jahrhunderte; Krieg der Stämme in Deutschland ist wie in Griechenland seit den ältesten Zeiten die Losung. Mehrmals sind sie alle durch diese Zwietracht der Gefahr des Joches nahe gekommen, zuletzt wirklich unter dasselbe gerathen, bis ein Wunder noch einmal die Möglichkeit der Rettung durch Einigung gab. Vereint waren die deutschen Volksstämme jederzeit unbesieglich und durften Niemanden fürchten.

Dieser Mangel des bürgerlichen in der Fülle des geistigen Volksthum ist seit einem Jahrtausend Gegenstand der Klage; er fließt aus einem Fehler der alteuropäischen Freiheit, in welcher nicht bloß die Völker, sondern auch die einzelnen Stämme ihre Selbständigkeit gegen einander behaupteten. In diesem Sinne sind nur die Deutschen wahrhafte Europäer geblieben: die Griechen sanken unter den Macedonier, Italien verlor sich in Rom, alle Stämme der Franken, Spanier und Britten wurden namenlos, seitdem einer von ihnen die Herrschaft errang; die Deutschen allein leben noch nach alteuropäischer Weise in geschiedenen Stämmen. Darum aber, weil seine Selbständigkeit jeglichem Stamme so werth schien, war es den Fremden von je her so leicht, Zwietracht in Deutschland zu erregen: das Joch, womit der Nachbar drohte, war näher und schien oft verhafter als fremdes, welches sich anfangs meistens unter Formen der Freundschaft verbarg.

Dem Stammcharacter des Volks entsprach, wie bei allen unermischten Stämmen gleichförmiger und einfacher Lebensweise, die körperliche

\*) de bell. Gall. III. 15. 14.

Bildung. „Denen pflichte ich bei, sagt Tacitus, welche Germaniens Völker für ein reines, eigenes und bloß sich selbst ähnliches Geschlecht halten, das sich mit andern Völkern nicht durch Heirathen vermischt hat. Daher, ohngeachtet des Volks so weiter Verbreitung, die allen gleichförmige Haltung des Körpers, die wilden blauen Augen, das goldgelbe Haar, die großen bloß zum Angriff tüchtigen Körper. Arbeit und Anstrengung auszuhalten sind sie weniger stark; nimmer gewöhnen sie sich, Durst und Hitze zu tragen; an Kälte und Hunger sind sie durch Himmel und Boden gewöhnt.“

Goldgelbes Haar, blaue Augen und hoher Wuchs waren ein so sicheres Unterscheidungszeichen der Deutschen, daß Tacitus bloß der Haare und Augen wegen die Caledonier für deren Stammgenossen hält. Der Farbe der Haare kam die Kunst zu Hülfe, und eine künstliche Seife ersetzte, was die Natur hatte fehlen lassen. Als auch den Römern und Römerinnen dieses Haar gefiel, ward dasselbe wie die Seife Gegenstand des Handels. Die Art, dasselbe zu tragen, war verschieden. Die Sweben banden es auf dem Wirbel in einem Knoten zusammen; die sassische Stämme theilten es auf dem Scheitel, so daß es auf beiden Seiten herabsank, und verschnitten es hinten zur Länge natürlicher oder künstlicher Locken. Civilis that ein Gelübde, sich die Haare lang wachsen

zu lassen, und verschnitt sie erst nach der Legionen Vertilgung: denn nur die Weiber gingen mit langem fliegenden Haar, und achteten dessen Kürze für Schande. Die mervingischen Könige der Franken aber unterschieden sich durch langes über die Schultern herabfallendes Haar von allen übrigen Stämmen.

Noch allgemeiner als die rothgelbe Farbe des Haars war die blaue der Augen bei den nördlichen Völkern; Aristoteles hält sie für eine Wirkung der Kälte. Aber mehr als die Wildheit dieser Augen erschreckte die Riesengröße der Körper. Die Gallier, denen die Römer klein vorkamen, erkannten dieselbe, wie vielmehr erst die Römer! Marius, Cäsar und Germanicus suchten ihre Krieger gegen den furchtbaren Anblick abzuhärten; Titus sprach zu den Juden: Verlasset euch nicht auf eure Kräfte, denn wisset, daß auch die Germanen uns dienen! \*) Sieben Schuhe betrug diese Größe, die Männern und Weibern gemein war. Noch Karl der Große hatte (nach Eginhardt,) dieses Maaß, ohne das gewöhnliche zu überschreiten. Diese Körper gab ihnen ihre späte Mannbarkeit, ihre Keuschheit, ihre ungekünstelte Lebensweise, ihre Leibesübung und ihr Himmel. Nicht mochten sie ahnden, daß kurzes Gesicht und verdorbene Zähne einst in Deutschland einheimische Krankheiten seyn würden.

---

\*) Joseph. VII. 13.

## Sechs und dreißigstes Kapitel.

### Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.

Die vielerlei deutschen Völkerschaften und Stämme, die seit ihrem Auftritt in der Geschichte durch Sprache und Sinnesart als ein großes Volk gemeinschaftlicher Abkunft erkannt werden, waren gleich anderen alteuropäischen Völkern ohne ein gemeinsames sie alle umfassendes Staatsband. Wie diese zerstreuten und gesonderten Stämme zu einem Reiche sich einigten, wie die geistige Einheit des Volks zur bürgerlichen des Staats ward, wie aber diese Einheit wieder in die uralte Vereinzelnung zurückkehrte und das Reich zuletzt von Neuem in Völkerschaften und Stämme zerfiel, ist der Inhalt der deutschen Geschichte.

Nur durch den Staat wird aus den Völkerschaften eines Stammes ein wahrhaftiges Volk. Das unbewußte Streben, diese Aufgabe zu lösen, war von jeher das geheime Triebrad der größten Weltbewegungen; aber große Nationen sind vergangen, ehe es ihnen gelang, ihr geistiges Leben in einer körperlichen Form zu erfassen. Also kamen die alten europäischen Geschlechter, Iberier und Gallier, niemals zum Daseyn als Volk, und selbst die Griechen nur auf unvollkommene Weise.

Während dies großen Stämmen der Menschen wiederfuhr, gelang es einer einzelnen Stadtgemeinde, durch Waffengewalt ein Reich zu begründen, und einen großen Theil der Menschheit von den Wege ihrer Bestimmung weit abwärts unter ihre Adler zu sammeln. Nur auf

der geistigen Einheit des Volksthumß soll die sichtbare des Staates erstehen; das aber war die Knechtschaft und das Elend des römischen Reichs, daß die beschränkte Form einer Stadt einer Menge von Völkern angepaßt ward, deren jedes sich selbständig zu entwickeln berufen war, daß es nur Provinzen gab, wo es Staaten geben sollte.

Nach den Römern haben die Germanen den Bau großer Reiche begonnen; aber das Verfahren beider unterscheidet sich dadurch, daß jene alles durch Unterjochung fremdartiger Völker, diese das Meiste durch Vereinigung freier Stammgenossen bewirkten. Um eine unnatürliche Einheit zu erzwingen, ward von den Römern alles Eigenthümliche und Besondere zerstört und vernichtet; dagegen suchten die Germanen das Eigenthümliche und Besondere so viel als möglich zu erhalten, oft zum Nachtheil der natürlichen und nothwendigen Einheit. Jene handelten im Geiste herrischer Willkühr, diese im Geiste eigensinniger Freiheit. Durch jenen ist die alterthümliche Welt aufgelöst, durch diesen sind die neuern Staaten aufgebaut worden; aber nur denen, welche die germanischen Grundideen weiter ausbildeten, ist es gelungen, sich recht zu befestigen.

Die Verfassung der Völkerschaften Germaniens erscheint wie ihre Bildungsstufe nach den beiden Hauptstämmen verschieden. Die

swevische haben wir bereits oben durch Cäsars Schilderung kennen gelernt. Es lebten die swevischen Völker in besonderen, aus mehreren Familien bestehenden Stämmen, (pagis), wie noch jetzt die Clans im schottischen Hochlande. Das Ansehen der Häupter war väterlich, und gründete sich auf die Verwandtschaft. Kein einzelner Sweve hatte Eigenthum eines besonderen Aekers, sondern bestellte abwechselnd das ihm jährlich angewiesene Feld und zog abwechselnd in den Krieg. Mehrere (gewöhnlich hundert) solcher Familienstämme machten einen größern Stamm, der sich in der Schlacht nach jenen Familien und Verwandtschaften stellte. Nur seinem Stamme gehörte der Sweve, auf freies Kriegs- und Wanderungsleben war sein ganzes Daseyn berechnet; darum achtete er sich in seiner Armut für freier als den Sassen, bei welchem festes Landeigenthum frühzeitig Abhängigkeit und Hrigkeit hervorgebracht hatte. Da die Sweven vermöge dieser Verfassung viel des Landes bedurften, geriethen sie oft mit andern Völkern in Krieg, und erschienen dergestalt von Anfang mehr zum Angriff, wie die Sassen mehr zur Vertheidigung gerüstet. Als Marbod, Vannius und andere auf dieser Grundlage Monarchien errichteten, konnten dieselben natürlich nichts anders als Kriegsstaaten werden, deren herrschendes Stammhaupt seine Macht durch Soldaten und Schätze aufrecht zu erhalten bemüht war.

Die Verschiedenheit dieser swevischen Verfassung von der sassischen wird, wie es scheint, von Tacitus hin und wieder vernachlässigt; indem dieser große Schriftsteller seine Bemerkun-

gen über die Germanen nicht sondert, ist manches, was nur von dem einem Völkerstamme galt, auf den andern übergetragen oder irrig gedeutet worden. Dennoch ist in Ganzen unverkennbar, daß er, wie Cäsar die Sweven, so die Sassen vor Augen gehabt hat; denn seine Schilderung zeigt ansäßige in festen Verhältnissen des Landbaus eingerichtete Völker. Allerdings trifft vieles zugleich Sweven und Sassen, wie die Verbindung zum Heerbann, aber auch dies mit dem Unterschiede, daß der Sasse als Wehre, der Sweve als Stammgenosse ins Feld zog; vieles war auch den undeutschen Wanderungsvölkern im fernen Osten, den Lygiern, Bastarnen, Ostyären und andern mit den Sweven gemein, daher die weite Ausdehnung des swevischen Namens.

Wenn die Grundlage der Swevenverfassung in Familienstämmen bestand, die den Aekerbau gemeinsam betrieben, aber durch ihn sich an den Boden zu heften verschmähten, so gingen in der Sassenverfassung alle Verhältnisse von vereinzelter Ansiedelung und unwandelbarem Anbau des Erdreichs hervor. Die niederdeutschen Völker wohnten weder in Städten noch Dörfern, die der jetzigen Anlage glichen. Abgesondert und einzeln hatten die ersten Anbauer sich angesiedelt, wie eine Quelle, ein Feld, ein Hain ihnen behagte, und ihren Hofraum mit einem schirmenden Gehege umzäunt. In diesen Häusern und verschlossnen Hofmarken oder Wehren saßen die freien Hausväter als Priester, Richter und Könige über ihre Familie und Knechte; jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, in welchem keiner äußern

Gewalt Störung und Einrede zustand, dessen Frieden allein der Hausvater handhabte. Dieses Hausrecht der Deutschen, welches sich in der Lebensart, daß ein jeder Herr in seinem Hause sey, bis auf unsere Zeiten erhalten hat, war eine nothwendige Folge des ländlichen Verhältnisses, wie sich denn auch im uralten Rom, wo anfänglich ebenfalls alles auf ländliche Einrichtungen begründet war, das Recht der väterlichen Gewalt ausgebildet hatte. Es gab nur Eine Beschränkung des Hausrechts, vermöge deren der Hausvater fremden Einspruch duldete oder verlangte: wenn sein Weib des Ehebruchs beschuldigt wurde, richtete er über sie mit Zuziehung der nächsten Anverwandten, weil das Weib nicht Sklavin, sondern Genossin des Mannes, nicht Dienerin sondern Frau des Hauses war, ihre Schwäche daher keiner Willkühr Preis gegeben werden durfte.

Dieser abgeschlossene Staat der einsamen Wehre bestand durch die väterliche Fürsorge des Herrn, die traute Liebe und Theilnahme der Frau, den Gehorsam der Kinder, und die Treue der Knechte. Nur der Hausvater war der Gottheit zu opfern berechtigt; in ihrem Namen forderte und erhielt er Gehorsam, und geheiligt war seine Person als die eines Priesters. Also herrschte der Hausfriede im Innern. Nach außen hin aber machten Nachbarschaft und Nuhung der Wälder, Weideplätze und Aecker, das selbst in den einfachsten Naturverhältnissen unvermeidliche Zusammenstoßen der Dinge, besonders aber gemeine Vertheidigung gegen Frevel und feindliche Angriffe, diesen patriarchalischen Flurkönigen Einigung nothwendig. Auf sol-

cher Verbindung der auf zerstreuten Freihöfen wohnenden Männer beruhten die germanischen Staaten; doch ist Zeitbestimmung über deren Entstehung unmöglich, weil die Geschichte hier so wenig wie anderwärts von einem Anfange weiß, und sich begnügen muß, bereits vorgefundene Verhältnisse zu entwickeln und darzustellen.

Abgesehen von ihrer höhern Bedeutung als Inhaber, Träger und Bildner des geistigen Volksthums, ist der nächste Zweck der Staaten wohl die Sicherheit vor einheimischem Frevel und feindlichem Angriff, die durch gemeinsames Bündniß zur Verschaffung des Rechts und Abwehr des Unrechts erlangt wird. Dieses Bündniß hat sich in Bezug auf einheimischen Frevel schon in den ältesten Zeiten der Menschheit in ein dem Staate übertragenes Strafamt verwandelt, und nach den Ansichten der Morgenländer, der Griechen und der Römer, denen die neuere Welt beigespflichtet ist, werden Verbrechen von Obrigkeiten im Namen der Gesamtheit gestraft nach dem Grundsatz der Wiedervergeltung. Der Staat versteht hier die Stelle der unsichtbaren Idee des Rechts, die das Unrecht nicht duldet, ohne dabei weitere Rücksicht auf äußere Vortheile zu nehmen, die durch Bestrafung Schuldiger etwa zugleich mit erreicht werden mögen.

Dieses gleichsam göttliche Strafamt des Staats kannten die freien Germanier nicht; in ihren Vereinen war nicht Wiedervergeltung im Namen des rächenden Gesetzes, sondern Schadenersatz zu Gunsten des Beleidigten Zweck. In dem Stande der ursprüng-

lichen Freiheit, wo die Hausväter über sich weder Sachung noch Richter erkannten, mochte jeder ein ihm angethanes Unrecht selbst rächen; aber dieser Stand ist auch bei den Germanen vorüber. Freiwillig haben sich die Männer der ihnen zustehenden Selbststrafe begeben, und um der gemeinen Sicherheit willen einen Frieden geschlossen, welcher jedweden von ihnen verpflichtet, für verübte Beleidigung Ersatz zu leisten, für erlittne zu nehmen. Fremd ist ihnen die Ansicht, daß ein gegen den Einzelnen begangenes Verbrechen auch die Gesamtheit verlege; greulich daher und unerhört, wenn Jemand das Recht haben will, einen andern, der ihn nicht beleidigt hat, binden, geißeln oder gar hinrichten zu lassen. Nicht verlohne es sich, meinen sie, der Mühe, einen gemeinen Frieden zu schließen, um Leib und Leben durch Urtheil und Recht zu verlieren, da selbst der Feind im Unfrieden nichts Schlimmeres biete. Ihren Grundsätzen zu Folge ist das Rechtsverhältniß ein freiwilliges Abkommen, nicht eine nothwendige Unterwerfung unter eine höhere Idee; jede Sache, und das Leben selbst hat einen Preis, durch dessen Erlegung die Schadenrache des Beleidigten, oder die Blutrache seiner Verwandtschaft befriedigt wird. Diesen Preis bestimmt die Gemeinde, verbürgt sich insgesammt für die Bezahlung und erwählt einen Richter oder Graven (denn das Alter empfiehlt ihn,) unter dessen Vorsteh sie die Klagen der

Beschädigten hört, und die Beschädiger zu Rechte, d. h. zum Ersatz weist. Wer das Wehrgeld (so heißt jener festgesetzte Preis,) nicht zu erlegen vermag, wird zunächst von seiner Verwandtschaft vertreten; denn wie diese statt des Beschädigten die Buße empfängt, so ist sie statt des Beschädigers zu zahlen verpflichtet. Dafür hat sie auch ein Miteigenthum an den Gütern, und kein Testament kann die natürliche Erbfolge stören. Um feige Nachsicht gegen muthwillige Frevler zu hindern, ist der Beleidigte oder sein nächster Verwandter zur Fehde oder Klage verbunden, und verbannt wird wie der Schuldige, wer eine Beleidigung einsteckt; denn da es keinen öffentlichen Ankläger giebt, ist solche Schmach des schuldlos Beleidigten nothwendig, damit die Frevel nicht wachsen. Ein Beschädiger, der selbst zum Ersatz unfähig, von Niemand vertreten wird, steht seine eigne Gefahr; nach den spätern Gesetzbüchern verfällt er in Knechtschaft \*). Das Wehrgeld wird erlegt in Vieh; ein Antheil, den die Gemeinde für ihre Gesamtbürgschaft erhält, macht den Gehalt ihres Grafen. Die Anzahl von Hausvätern, die sich unter einem Grafen versammeln, bildet einen Gau, der wiederum in Zenten (Senden) oder Hundreden, vielleicht von hundert Höfen, zerfällt. Ueber die letztern sind Zentner oder Hundreder, die geringere Sachen entscheiden, in größern Besitzern des Gaugrafen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

\*) Leg. Bajuw Tit. II. 1. Si vero non habet ipse se in servitio deprimat.

## Staats- und Kriegsverfassung der Deutschen.

(Fortsetzung des sechs und dreißigsten Kapitels.)

Der Gaufriede war zur innern Sicherheit geschlossen. Da in demselben kein höheres Gesetz, als das des gegenseitigen Vortheils vorwaltete, so konnte auf dieser Grundlage nicht einmal die unvollkommne Staatsbeurichtung entstanden seyn, durch welche sich eine Anzahl einzelner Männer als eine Völkerschaft erkannte. Nur durch ihre Beziehung auf etwas Unsichtbares und Göttliches bestehen die Staaten; in der germanischen Rechtsverfassung aber ist nur von einer sächlichen und räumlichen Beziehung der Personen und Dinge zu einander die Rede, und diese ist ganz unfähig, etwas mehr als einen vorübergehenden Gesellschaftsvertrag hervorzubringen.

Nicht auf einen Rechts- sondern auf einen Waffenverein waren die germanischen Kleinstaaten begründet. Die Nothwendigkeit des Angriffs oder der Vertheidigung gegen den äußern Feind, schlang zwischen den Bewohnern eines Landstrichs ein stärkeres und festeres Band, als das seltner Bedürfnis, sich gegen den Nachbar zu schützen; die Gefahr des Kriegs und der Schlacht weckte ein reges Gefühl für die Erhaltung des Gemeinsamen auf, und die von der Natur eingeprägte Verpflichtung, für diese Erhaltung das Leben zu wagen, führte von selbst zu der dunklen Ueberzeugung, daß der Gesellschaftsverein eine andre als eine bloß irdische Grundlage habe, daß der Staat die Menschen für einen höhern Zweck als den des zeitlichen Wohls verbinde, von ihnen nach ei-

nem höhern Gesetz als dem des Nutzens Gehorsam verlange. Zur geschickten und glücklichen Führung des Kriegs wurden eine Menge von Einrichtungen erfordert, durch welche die Einzelnen sich immer fester zu einer Gesamtheit verbanden. Aus diesen kriegerischen Einrichtungen bildete sich allmählig eine stehende Form der Verfassung. Die Versammlung der Männer, die anfänglich nur über Angriff oder Vertheidigung gerathschlagt hatte, entschied nun auch über allgemeine Angelegenheiten des Landes und Volks. Wie sie die Heerführer ernannte, so erwählte sie auch die Grafen, welche den Gauen und Zenten vorstehen sollten. Wenn im Kriege Verrath und Feigheit, ohne einen Einzelnen zu beleidigen, das Ganze in Gefahr setzten, mußte die Idee eines öffentlichen der Gesamtheit zustehenden Strafrechts unerlässlich sich einstellen. Was jenem Schutzverein des Gaufriedens nicht zustehen konnte, weil kein Glied desselben für die Sicherheit seiner Habe und seines Lebens das Leben selbst eingesetzt hatte, das vermochte nun die Gemeine des Volks, die sich ansah als von der Gottheit bevollmächtigt; sie strafte Verbrechen gegen das öffentliche Wohl mit dem Tode. „Verräther und Ueberläufer werden an Bäume geknüpft, Feigherzige und Entnerve in Sümpfen erkauft und mit einer Hürde bedeckt, weil die Deutschen glauben, daß man Frevel durch Bestrafung kund machen, Schandthaten aber verhüllen müsse.“

Es erhellt aber der kriegerische Ursprung der germanischen Freistaaten und die Beziehung

ihrer Befehle auf eine überirdische Herkunft aus der ganzen Schilderung, welche Tacitus giebt. Da die Männer den Krieg führten, so war alle Macht und aller Beschluß bei ihrer Versammlung; da sie sich alle für frei und keinem irdischen Strafrecht unterwürfig erkannten, so forderte ein geheiligter Volksbeamter, der Priester, im Namen der Gottheit Gehorsam, und übte Gewalt aus überirdischer Vollmacht. Gehalten ward (in der Regel wohl nur einmal im Jahre,) die Versammlung zur Zeit des Neumonds oder lieber des Vollmonds, wo das sichtbare Bild des göttlichen Urfeuers mit seinen Strahlen ihr leuchtete; (bei den Franken im März, später im Mai.)

Wenn diese Volksversammlung anstand oder in außerordentlichen Fällen berufen ward, erschienen die Männer, aus Fehler der Freiheit, weder zugleich noch als ob sie einem Befehle gehorsamten, sondern so einzeln und allmählig, daß oft zwei oder drei Tage vergingen, ehe die Zögernden beisammen waren. Gewaffnet setzten sie sich, wie es ihnen gefiel, die Priester aber, die hier auch ein Zwangsrecht ausübten, geboten Stillschweigen, denn hier herrschte nicht Land- sondern Gottesfriede. Hierauf wurden die Richter oder Edlen, je nachdem einer durch Alter, Abkunft, Kriegsrühm oder Beredsamkeit ein Recht zu sprechen hatte, angehört; doch galt nur das Gewicht der Ueberredung, nicht die Gewalt eines Befehls. Ihr Mißfallen gab die Versammlung durch Geräusch, ihren Beifall durch das Schütteln der Friemen zu erkennen. Mit dieser rühmlichsten Art des Beifalls durch Waffenklang empfingen

einst die Bataver den Vortrag des Civilis über die Wiedererlangung der Freiheit; aber auch bei den Galliern, auch selbst bei den Römern herrschte eine ähnliche Sitte.

(Der Heerbann oder die Landwehr.)

Wenn die Versammlung Krieg beschloß, stand jeder freie Mann, aber kein anderer, im Heerbann. Der Auszug geschah unter der Fahne Gottes, die sonst in dem heiligen Haine verwahrt lag, und nicht unter der Fahne eines Herrn. Obwohl es schon Gebrauch geworden war, die Richter oder Grafen aus angesehenen oder edlen Geschlechtern zu erkiesen, so band man sich doch bei den Heerführern oder Herzogen an keine Geburt: diese wurden lediglich nach Tüchtigkeit gewählt. Indessen konnte der Richter daheim auch der Oberste im Felde seyn, nur war des letztern Gewalt eben so wenig als die des erstern bedeutend oder gar unumschränkt. „Sie sind mehr Anführer im Beispiel, als im Befehl, sagt Tacitus; wenn sie wacker und tapfer sind, wenn sie an der Spitze stehn, herrschen sie durch Bewunderung.“ Niemand als der Priester durfte binden, geißeln, oder züchtigen, und dies nicht auf des Heerführers sondern auf der Gottheit Geheiß, die, wie sie glaubten, mit den Vertheidigern des Vaterlandes war.

Da sie alle ohne Eid und ohne Sold dienten und für ihren eigenen Heerd fochten, so bildeten sie, statt dem Plane eines Führers massenmäßig zu gehorchen, ihre Reihen und Geschwader nach menschlichen und persönlichen Rücksichten, nach Familien und Verwandtschaften, so daß Brüder, Vettern, Nachbarn neben einander standen, wie sie selbst, nicht wie

der Feldherr es für gut fand. Doch herrschte der allgemeine Grundsatz, das Treffen nach keilförmigen Kolonnen zu ordnen.

(Bewaffnung der Landwehr.) Die Waffen dieser Land- und Volkswehr bestanden wegen Kostbarkeit des Eisens selten in Schwerdtern oder größeren Lanzen. Die Wehren führten Spieße, in der eignen Sprache Pfriemen genannt, mit einem schmalen und kurzen, aber so scharfen und zum Gebrauch tauglichen Eisen, daß sie mit demselben Gewehr, wie die Sache es forderte, in der Nähe und Ferne fechten konnten. Der Reiter war mit Schild und Pfriemen zufrieden, das Fußvolk schleuderte auch Wurfschöße; jeder Einzelne mehrere und auf eine unglaubliche Weite, nackt oder im leichten Kriegsgewand. Mit Schmutz trieben sie keinen Prunk, bloß die Schilde bemalten sie mit den ausgesuchtesten Farben; wenige trugen Panzer, kaum einer oder der andere einen Helm oder eine Sturmhaube. In der Rede, welche Germanicus vor der Schlacht gegen den deutschen Landsturm an seine Krieger hielt, beschreibt er die Bewaffnung der Deutschen also: „sie können in Wäldern und Gebüsch ihre übergroßen Schilde und ungeheuren Spieße nicht behende gebrauchen; sie haben nicht Panzer, nicht Helme; auch sind ihre Schilde nicht mit Riemen oder Eisen befestigt, sondern eine Verbindung mit Eisen oder dünne mit Farben bemalte Tafeln; das Vordertreffen ist ziemlich mit Spießen bewehrt, die übrigen aber haben im Feuer gehärtete Stöcke oder kurze Wurfschöße.“ Die Pferde waren weder durch Wuchs noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, wurden

auch nicht künstlich zugeritten und in Wendungen und Schwenkungen abgerichtet: sie ritten gradaus oder mit einer Wendung rechts in einem so fest geschlossnen Kreise, daß keiner zurück blieb. Ueberhaupt bestand die Stärke im Fußvolk; die Art, wie Reiter und Fußgänger vermischet stritten, hat Cäsar bei Gelegenheit des Treffens gegen Heerpest erzählt. Die Reiterei aber ward gestellt von jedem Gau nach seinen Zenten, oder, wie Tacitus durch das Wort Zent vielleicht irre geleitet, erzählt, hundert Reiter aus jedem Gau, daher dasjenige, was anfangs bloß Zahl gewesen, nachmals Name und Ehrentitel geworden sey.

Den Platz verlassen, wenn man nur wieder ansah, hielten sie mehr für klug als für feig. Die Leichen der Ihrigen trugen sie auch in zweifelhaften Gefechten weg. Den Schild einbüßen, war unauslöschliche Schande; der so Beschimpfte durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen noch in der Versammlung erscheinen; manche, die den Krieg überlebten, endigten die Schande durch den Strick. Diese den Verlust des Schildes begleitende Unehre ging auch in die folgenden Zeiten über, so daß das salische Gesetz demjenigen eine Strafe von sechshundert Denarien zuerkannte, welcher einem Freigebornen dies Verbrechen vorwarf, ohne es erweisen zu können.

Künstlicher Antriebe zur Tapferkeit bedurfte es nicht, da Bruder bei Bruder, Blutsfreund bei Blutsfreund focht, und die theuersten Liebespänder in der Nähe waren: denn mit dem Heerbann zogen auch die Familien aus, und das Geheul der Weiber, das Gewimmer der Kinder

wurde von den Streitenden vernommen. Diese waren die heiligsten Zeugen, diese die beredtesten Lobredner. Griechen und Römer belohnten die Tapferkeit mit Bürgerkronen im Namen des Staats: die Deutschen trugen ihre Wunden zu ihren Müttern und Weibern, deren keine sie zu besichtigen und zu warten erzitterte. Pflege der Verwundeten, Speisung, Erquickung und Aufmunterung der Gesunden war der Weiber Geschäft. Schon die bloße Gegenwart derselben und die unmittelbare Besorgniß für ihr Schicksal gebot, mit Verzweiflung zu kämpfen. „Manche schon sinkende und wankende Schlacht soll von Weibern hergestellt worden seyn durch anhaltendes Flehen, eigene Hineilung ins Treffen und Vorstellung der nahen Gefangenschaft, welche sie für dieselben so schrecklich fürchten, daß die Gemüther der Völker, denen man edle Dirnen als Geiseln abfordert, fester dem Bündnisse bleiben.“ Das letztere bestätigt Suetonius in des Augustus Lebensbeschreibung, wo er erzählt: man habe von den Deutschen Weiber als Geiseln genommen, weil man gemerkt, daß sie die männlichen Geiseln einzulösen verabsäumt.

(Adliche und gemeine Wehren.) In dem Heerbann aber und folglich in der ganzen deutschen Verfassung erscheinen bereits in den frühesten Zeiten zweierlei Wehren, Gemeine und Edle, oder Freilinge und Adeling. Den Ursprung dieses Unterschieds anzugeben, gehört unter die schwierigsten Aufgaben: daß beiderlei Wehren freie Männer waren, und an Herren und Knechte, oder an die spätere Trennung zwischen Adel und Bürgerstand hier nicht zu denken ist, bedarf nach dem bisherigen kaum der Erwähnung.

Die gewöhnliche Annahme, daß der Kriegstand geadelt habe, wird durch die allgemeine Verpflichtung zu demselben widerlegt, und der auf die Stelle des Tacitus von der Auswahl der Reiter aus den Zenten gegründeten Vermuthung, daß der Dienst zu Pferde den Adel gegeben, scheint die Versicherung desselben Geschichtschreibers entgegen zu stehen, die Hauptstärke sey im Fußvolk gewesen. Das wahrste scheinlichste ist, daß durch die Anführerstellen im Heerbann die Güter der Befehlshaber einigermaßen erhöht wurden. Dies geschieht überall, wo nicht Sold, sondern Landeigenthum den Dienst bestimmt; denn die Natur des Grundbesitzes bringt dauernde und feststehende, wie die des Erwerbs bewegliche und wandelbare Verhältnisse hervor. Der Sohn eines Herzogs kehrte nicht leicht zur gemeinen Reihe zurück, und der Hof, auf welchem sich die umliegenden Hofassen eine Reihe von Jahren versammelt hatten, worauf vielleicht eine Burg oder ein Müsthaus für die ganze Gegend mit gemeinschaftlichen Kräften errichtet oder unterhalten war, mußte seinen Eigenthümer immer wieder zum Herzog empfehlen; überdieß hatte man den Anführern theils zum Unterhalte theils zur Ehre verschiedene Vortheile eingeräumt, die sich nachher von seinem Sitze nicht leicht trennen ließen. Da aber dem ohngeachtet bei dieser Wahl kein Zwang statt fand, und kein Tüchtiger, besonders zur Zeit der Noth, ausgeschlossen war, so entschädigte man die Söhne der Helden, die nicht selbst Helden waren, durch ein vorzügliches Anrecht auf das Prieserthum und auf die Stellen der Richter und Grafen. Es bildeten aber unter diesen

abelschen Familien sich einige wieder zu herrschenden aus, aus denen allmählig die Fürsten gewählt werden mußten; so bei den Cheruskern Herrmanns Familie; bei den Ostgothen die Amaler; bei den Westgothen die Balten; bei den Vandalen die Urdinger; bei den Markmannen Marbods und Tuder's Haus; bei den Longobarden die Litheringer; bei den Baiern die Agilolfinger; bei den Franken die Merwinger. Schon zu Tacitus Zeiten hieß es daher: Könige nehmen sie nach dem Adel, Herzoge nach Verdienst.

Beide Arten der Wehren, die edlen und die gemeinen, machten den eigentlichen Körper des Volks aus, auf dessen Bewilligung alles beruhte, wenn auch die Heerführer viele Gegenstände schon vor der Versammlung in Berathung nahmen, und wie überall, wo die Menge entscheiden soll, Ansehen, Abkunft, Verdienst und Beredsamkeit Einzelner den entscheidendsten Einfluß ausübten. Indes waren die Gemeinen den Führern zu nichts verpflichtet, am wenigsten zum unfreiwilligen Gehorsam: sie folgten ihrem Rathe, wenn er ihnen gut schien, nie ihrem Befehl, und mit dem Kriege erreichte das Herzogthum sein Ende.

(Priester.) Aber zwischen Wehren und Fürsten, oder vielmehr über beiden standen die Priester als unabhängige geheiligte Volksbeamte, in deren Händen allein sich diejenigen obrigkeitlichen Zwangs- und Hoheitsrechte befanden, welche kein Menschenverein für seine Fortdauer entbehren kann, deren Druck aber durch ihre Beziehung auf überirdische Abkunft gemildert werden muß, wenn er nicht herabwürdigend werden soll. Es war das Priester-

thum bei den Deutschen nicht wie bei den Galliern ein Orden oder eine Druidenkaste, die mit aller Erkenntniß einen Kleinhandel getrieben und den Volksgeist niedergedrückt hätte, sondern die höchste obrigkeitliche, mit göttlicher Vollmacht versehene Würde. Die Priester allein legten der Versammlung Stillschweigen auf; sie allein waren im Stande, dieselbe durch Verkündigung eines bösen Zeichens zu sprengen, so daß an demselben Tage nicht weiter gerathschlagt werden durfte; sie allein erkannten auf Todesstrafe, wenn der Krieg und seine Gefahr dieses harte Zuchtmittel gegen Freie gebot: denn nur göttliches nicht menschliches Geheiß konnte strafen. Daß auch andere uralte Völker von ähnlichen Ansichten ausgegangen, bezeugt der altrömische Gebrauch, die Hinzurichtenden vorher zu entbürgern, und die gallische Sitte, die Verbrecher den Göttern zu opfern. Wie das älteste Königthum der asiatischen, griechischen und italischen Urwelt von kirchlichen Formen ausging, mit dem Priesterthum verbunden war und erst dann verlassen wurde, als die Menschen sich mehr dem Irdischen zugewendet und die Fürsten selbst die Bedeutung ihrer Würde aus den Augen verloren hatten, wie Melchisedek, Anius und Numa zugleich Priester Gottes und Könige der Männer waren, also ist auch in der neuern Zeit der bürgerlichen Obrigkeit ihr Schwerdt und ihre Herrlichkeit erst von der Kirche verliehen worden, und schien in den Tagen des Unglaubens, als diese Grundfeste alles Gehorsams, gleichviel ob außer oder in den Gemüthern der Menschen, erschüttert war, auch aller Thronen Umsturz besorgt werden zu müssen, wie er denn auch von den Fein-

den des Kirchenthums mit Bestimmtheit verkündigt ward. Von diesen Ansichten geleitet verband der Triumvir und Imperator Octavianus, als er das alte Königthum unter einem andern Namen wieder aufrichten wollte, das oberste Priesterthum mit der Kaiserwürde, und ließ sich Augustus, d. h. der Hochheilige, nennen, eine Veranstaltung, deren tiefen Sinn seine Nachfolger bis auf Dioclezian nur oberflächlich geahnt haben mögen. Gewiß ist's, daß bei den Deutschen die Fürsten ihre Befugniß über Leib und Leben zu schalten, nur von der Gottheit entlehnten, und um dies göttliche Recht zu üben, erst durch Salbung und Krönung zu Priestern geweiht seyn mußten. Daher die große Wichtigkeit, die in allen Reichen deutschen Ursprungs den letztern Feierlichkeiten beigelegt wurde, weil durch dieselben der König seine Macht erklärte als eine von der Gnade Gottes, des einzigen Herrn der Freien, ihm geliehene Vollmacht; daher der Unterschied, der zwischen gesalbten und ungesalbten Königen, zwischen Königen von Gottes Gnaden und zwischen Herrschern ohne dieselbe noch in spätern Zeiten gemacht ward. Mit Unterlassung seiner Weihe zum Priester und mit Vorbeigehung des Besitztels

seiner Herrlichkeit, würde nach altdeutschen Vorstellungen ein König den ganzen geheiligten Character seiner Würde aufgegeben und sich als Herrn und Gebieter unfreier Leute dargethan haben \*).

(Eidgenossenschaften.) Wenn mehrere Völkerschaften in einen Verein zu gemeinschaftlicher Vertheidigung zusammen traten, so entstand eine Eidgenossenschaft oder ein Völkerbund, wie schon in den ältesten Zeiten der sigambrische, dann der hattische, darauf der cheruskische unter Herrmann, und der markmannische unter Marbod gewesen waren. An der Spitze solch eines Bundes stand ein herrschendes Volk, dessen Fürsten oder Heerführer den Namen König vorzugsweise erhielten; merkwürdig aber ist es, daß grade Herrmann diesen Namen nicht führt, wiewohl derselbe seinen unbedeutenden Nachfolgern Italus und Chariomir als herkömmlich ertheilt wird. Solch ein Bund, hatte einst zwischen allen oder wenigstens vielen swevischen Völkern bestanden, das Hauptvolk waren die Semnonen gewesen; solch ein Bund verknüpfte die fünf Völker an der Ostsee, deren Heiligthum auf Rügen war; in solchen Eidgenossenschaften erschienen die Gothen, die Fran-

\*) Das wußten die angeblichen Weisen des achtzehnten Jahrhunderts nicht, als sie die Krönungen und Salbungen der Fürsten als sinnloses Schaugepränge verspotteten, das wollte wahrscheinlich der große König nicht, als er, wie ihm von einem geschichtkundigen deutschen Manne nachmals ins Angesicht gerügt ward, die Gnade Gottes von seinen Münzen verbannte; aber das oder ähnliches mag dem Kaiser Joseph, dem getreuesten Sohne seiner Zeit, klar gewesen seyn, als er in seinen Erbkönigreichen der Krönung sich weigerte, um unumschränkter Herrscher zu bleiben.

Als der durch Dante schauerhaft verherrlichte Tyrann von Pisa, Ugolino, in den Tagen seines Glücks sich dessen überhob, und bei der Hochzeitfeier eines seiner Kinder zuversichtlich fragte, was ihm wohl noch fehle? antwortete Marco Lombardo, ein weiser Mann, eben so tief sinnig als historisch witzig: Herr ihr seyd so beglückt, daß euch nur die Gnade Gottes fehlt.

ken, die Alemannen und alle die Völker, welche dem römischen Reiche nachmals so fürchterlich wurden. Eine Eidgenossenschaft aller Völker des deutschen Bodens erwuchs in der Folge selber zum Reiche der Deutschen.

(Leute.) In Waffenvereinen freier Hausväter bestand die Urverfassung der sassischen Germanen; auf erblichem Grunde und Boden zu wohnen, ein eignes Gebiet zu besitzen und Niemanden Gehorsam, Dank und Pflicht schuldig zu seyn, war das Wesen ihrer Freiheit. In der Meinung aber, daß in dieser Verfassung die große Aufgabe des Staats vollständiger als in irgend einer andern gelöst gewesen sey, haben viele deren Vortreflichkeit gepriesen und deren Untergang schmerzlich beklagt; von diesen ist indeß nicht erwogen worden, daß in so lockerer, nur durch äußere Noth hervorgebrachter Verbindung weder Volksthum noch Staat zu reifen vermochten; noch weniger aber, daß eben diese patriarchalische Lebensweise und Freiheit, deren die Männer und Eigenthümer genossen, einen weit größern Theil der Menschen zu Unterwürfigkeit und blindem Gehorsam gegen gefesselte Willkühr verdammt; vergessen wird die Dienstbarkeit und Knechtschaft, durch welche die freie Selbständigkeit der Wehren oder Grundherrschaften erkauft ward.

Nur die Grundherrschaften bildeten das Volk, nur sie erschienen in der Gemeinde; alle ihre Hausgenossen und Pächter, ihre Knechte und

Leibeigene waren außer dem freien Vereine, und kamen weder zur Versammlung noch zum Heerbann; sie gehörten dem Hausvater, der gegen den Nachbar ihr Leben schützte und ihre That verbürgte durch das Wehrgeld, welches er für sie forderte oder zahlte, aber gegen ihn selbst hatte keiner ein Recht: und für den Freien, der im Zorn seinen eignen Hörigen erschlug, gab es keine andere Strafe als die Reue, sich selbst eines nützlichen Besizthums beraubt zu haben.

Solcher Freien gab es verschiedene Klassen. Gewissermaßen den Uebergang von der Freiheit zur Knechtschaft machten die Freilassen \*), ärmere Freie, die sich aus Unvermögen, ein Wehrgeld zu verbürgen, entweder freiwillig einen Schutzherrn gewählt, oder von einem größern Gutsbesizer ein Stück Land gegen zu leistende Waffendienste erhalten hatten, ohne darum leibeigen zu werden. Da sie kein selbständiges Wehrgut besaßen, fand zwischen ihnen und den Wehren kein Rechtsandel, folglich auch kein Gottesurtheil durch Feuerprobe oder Zweikampf statt; sie waren ausgeschlossen von der Versammlung, und konnten beim Heerbann ihrem Schutzherrn nur als Dienstmännern oder Hinterlassen folgen. Umgang zwischen ihnen und den Freien war selten \*\*).

Leibeigene hingegen oder wirkliche Knechte gehörten mit ihrer Person und Habe dem Grundherrschaften, und konnten ohne Befreiung ihren Stand nicht verlassen. Einige, die von reichern Land-

\*) Arme Freie. Tacitus nennt sie irrig liberti, Freigelassene. Laessa heißt noch im Angelsächsischen der Letzte. Se the laessa ys, ys on heofena rice him mara. Wer der Letzte ist, ist im himmlischen Reiche desto mehr. (Angels. Bibel.)

\*\*). Tac. de Germ. XXV. Raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate.

eigenthümern auf kleinere Höfe gesetzt worden waren, zusetzen ihrem Landherrs Getreide, Leinwand und Vieh, und waren ihm mit Weib und Kind zu häuslichen Diensten verpflichtet. Dies der Ursprung der unfreien oder hörigen Bauern, die der Römer mit Kolonisten vergleicht. Andere Leibeigne waren mit keinen eigenen Gründen versorgt, sondern bestellten das Feld ihrer Herrschaft, und erhielten dafür einen Theil vom Ertrage; jährlich vertheilte der Landherr unter dieselben sein Feld, nicht erblich wie jene Höfe, sondern zum jährlich wieder vorzunehmenden Wechsel; denn auch die Wohnung, das Vieh, und die Geräthe gehörten dem Herrn.

Auf welche Weise nun dieses Verhältniß zwischen Herren und Knechten, zwischen Freien und Unfreien sich gebildet haben mag, ist eine weit führende Untersuchung, die über die Grenzen der Geschichte hinausliegt. Ungleichheit unter den Menschen ist die Ordnung Gottes oder das Gesetz der Natur, und die Geschichte kennt keinen Stand der Gleichheit auf Erden: so weit sie hinauf geht, findet sie die Güter des Glücks unter die Sterblichen verschieden getheilt, und den einen zum Genuß, den andern zur Mühe, den einen zum Befehlen, den andern zum Gehorchen berufen. Also hat Gott geordnet, damit die Welt bestehen sollte, und sie besteht. Wie leicht es aber geschehen konnte, daß diejenigen denen Macht gegeben war, über andere zu schalten, dieselbe mißbrauchten, wie der Stärkere den Schwächeren zuletzt aller Rechte, auch der unveräußerlichen des Menschen beraubte und aus der natürlichen und nothwendigen Ungleichheit

die unnatürliche Knechtschaft hervorging, das bedarf bei der zum Mißbrauch und zur Verkehrt-heit so geneigten Natur des Menschen kaum einer Erörterung. Der Ursprung der eigentlichen Knechtschaft ist wahrscheinlich im Kriege zu suchen. Allem Anschein nach war es hier, wo zuerst der Gedanke erwachte, den Besiegten nicht zu tödten sondern zu den Arbeiten zu zwingen, die man vorher entweder selbst verrichten oder theuer bezahlen mußte; bald wurde der Krieg als Mittel angesehen und oft bloß darum angefangen, um das nützliche Eigenthum dienender Hände zu erwerben. Hierzu trat bei den Deutschen das Spiel, welches von ihnen so leidenschaftlich geliebt ward, daß viele nach dem Verlust ihrer Habe zuletzt ihren eigenen Leib aufsetzten, und wenn die Würfel unglücklich fielen, sich von dem Schwächeren aber Glücklichen binden und verkaufen ließen; ferner der Schiffbruch, indem nach deutschem Völkerrechte nicht nur die gestrandeten Güter, sondern auch die schiffbrüchigen Personen eine Beute des Strandherrs wurden \*). In Hungersnoth mochten sich viele Arme freiwillig einem Reichern zu Knechten ergeben, um von ihm Nahrungsmittel zu erhalten, unvermögende Schuldner mit ihrer Person zahlen, gebrochene Gesellschaft, Unfähigkeit das Wehrgeld zu erlegen, und manches Verbrechen den Verlust der Freiheit nach sich ziehen. Gewiß ist es, daß bereits in sehr frühen Zeiten die deutschen Völkerschaften mit ihren Sklaven einen völligen Handel trieben, und daß später in verschiedenen Gegenden Europas und vorzüglich in den deutschen

\*) Tacit. Agric. 28. Die Geschichte der aus Britannien entflohenen Usipeten.

Handelsplätzen große Sklavenmärkte gehalten wurden, auf welchen Männer, Weiber und Kinder verschiedener Völker zum Verkauf feil standen.

(Gefolgschaften.) Indes mochte in den ältesten Zeiten die Zahl der freien Hausväter sehr groß seyn, und wirklich den ansehnlichsten Theil des Volks in sich begreifen. Dies bezeugen die gewaltigen Vertheidigungskriege. Aber allgemach geschah hier wie bei andern Völkern, daß die kleinern Besizer vergingen und die reichern durch Kauf oder Heirath einen Hof nach dem andern an sich brachten. Indem so die Freiheit immer mehr das Eigenthum einiger Wenigen ward, und der größere Theil des Volks in Abhängigkeit oder Knechtschaft versiel, bildete sich neben der alten eine neue Verfassung selbständig hervor, und bereitete endlich jener Zerstörung. Diese Umwälzung ward bewerkstelligt durch das Aufkommen der Gefolge, deren Grundzüge schon Tacitus zeichnet.

Wenn nemlich jeder Landeigenthümer in seinen Söhnen, Verwandten, Schülern und Hinterlassen eine Mannschaft besaß, mit welcher er zum Heerbanne auszog, so bildete sich die Umgebung der reichen und angesehenen Wehren, aus welchen die Gaugrafen beständig und die Herzoge gewöhnlich erwählt wurden, allmählig zu einer gewaltigen Kriegsschaar; denn zu den zahlreichen und angesehenen Hinterlassen der Mächtigen traten die jüngern Söhne vieler Edlen und Wehren, denen außer dem Priesterstande keine Versorgung übrig blieb, da der Hof dem Erstgebohrnen zustand. Vielleicht ver-

tauschten auch vorübergehend manche Edle und Wehren selbst, von Langeweile und Kriegslust getrieben, ihren freien aber müßigen Ehrenstand gegen den unfreien aber thätigen Dienst der Gefellen, deren wahren Namen schon Polybius, obwohl etwas verstümmelt, nennt \*). Der Heerbann, lediglich aus Landeigenthümern bestehend, denen Weiber und Kinder ins Feld folgten, war nur zur Vertheidigung bestimmt und seiner Natur nach schwer in Bewegung zu setzen. Der kriegerische Geist und Thätendurst der Jünglinge und Männer fand daher bei den seltenen Vertheidigungskriegen zu wenig Befriedigung, und die Gefolge nahmen mit der steigenden Bevölkerung nothwendig zu. Nun geschah es, daß diejenigen, die solch ein Gefolge hatten, von manchen Völkern gedungen wurden, einen Krieg allein zu übernehmen, der sonst wohl ein allgemeines Aufstehen erfordert hätte, und daß eine solche Einladung ihnen willkommen war, weil sie ihnen die Mittel darbot, diejenigen zu erhalten, deren Gesellschaft ihnen durch Eitelkeit und Ruhmsucht zum Bedürfnis geworden war.

Während dergestalt der Heerbann in müßiger Ruhe versiel, blieben die Gefolge der Edlen in beständiger Uebung und Ehre. Stets von dem Kreise auserlesener und schlagfertiger Jünglinge umgeben, wurde ein solcher Herzog nicht bloß von seinem Volke sondern auch von Benachbarten geehrt, geschmeichelt und gesücht. Man schickte ihm Gesandtschaften und Geschenke, und oft hielt er durch sein bloßes Ansehen oder durch die Besorgnis, welche er einflößte, die

\*) III. 22, *Talbaroz* Gäsaten.

Parteien im Zaum. Von dem eignen Staate wurde der Herzog, der den Heerbann vertrat, durch freiwillige Steuer von jedem Hausvater mit Vieh oder Früchten versorgt, die er dem Namen nach als Ehrengeschenk empfing, ohne welche er aber nicht hätte bestehen können. Geschenke benachbarter Völker, nicht von einzelnen Personen sondern vom Staate gesendet, ausgesuchte Rosse, große Waffen, Pferdegeschmuck und Halsketten, warben um der Herzoge Gunst; auch hatte römische Verderbniß oder Schwäche sie schon Geld anzunehmen gelehrt.

Im Gefolge diente Niemand von einem Wehrgute, wenn er auch gleich ein solches für sich besaß, sondern für die Ehre, Kost, Kleidung und Beute auf seines Herrn Pferde. „Sie fordern von dem Herzoge den Streithengst nebst der blutigen und sieghaften Psrieme. Unge schmückte aber reichliche Gastmähler dienen statt des Soldes; des Aufwandes Quell ist Krieg und Beute. Kommt's zum Dessen, dann ist's dem Herzoge Schande, an Tapferkeit übertroffen zu werden, dem Gefolge Schande, dem Herzoge an Tapferkeit nicht zu gleichen. Aber auf's ganze Leben ist's Brandstreck, ohne ihn aus dem Gefechte zurückzukehren. Ihn vertheidigen, ihn beschützen, eigene Heldenthaten seinem Ruhm beimessen, ist die heiligste Pflicht. Herzoge streiten für den Sieg, Begleiter für den Herzog.“

Allem Ansehen nach wurde im Gefolge der Krieg wie eine Kunst oder kunstmäßig gelernt, so daß einer erst Waffenjunge bei einem Meister werden mußte, ehe er Gefelle oder Knappe, und endlich Meister werden konnte. Als Waf-

fenjunge mußte er seine Geduld und Körperfestigkeit darthun: „Niemand darf eher Waffen anlegen, als bis es gewiß ist, er werde sie mit Ehren tragen.“ Als Knappe erhielt er zuerst mit gewissen Feierlichkeiten Schild und Psriemen in offner Versammlung von der Hand seines Kriegsfürsten; in den ältesten einfachen Zeiten, wo noch kein Zwang obwaltete, das Waffenhandwerk grade auf diese Weise lernen zu müssen, that dies der Vater oder ein andrer Verwandter; späterhin als die Gefolgschaften sich mehr zu einem ritterlichen Kriegsstande ausgebildet und sich das als Recht angemast hatten, was früher freiwillige Uebereinkunft gewesen war, konnte der Vater den Sohn nicht selbst in die Lehre nehmen. So nach des Paulus Diakonus Zeugniß bei den Longobarden \*). Durch diese Waffenweihe wurde der Bube, der bisher dem Hause gehört hatte, frei wenn auch nicht Herr; er wurde Mitglied des Kriegsstaats oder Gefolges, obwohl er in Ermangelung eines Wehrgutes nicht Mitglied der Volksgemeinde werden konnte. Von nun an ging all sein Bestreben dahin, dem Herzoge zu gefallen und den ersten Platz in seiner Nähe zu verdienen: denn es gab Abstufungen im Gefolge, die auf der Wahl des Herzogs beruhten. Schon damals geschah es, daß ausgezeichnete Abkunft und Verdienste der Ahnen ganz jungen Leuten die Gunst zu Wege brachten, in die Reihe der Stärkern und längst Erprobten gestellt zu werden: die Söhne der Vornehmsten achteten es für keine Schande, dergestalt Geringerer Dienstleute zu werden. In der Folge artete dieser dem Adel schon damals eingeräumte Vorzug dahin aus, daß die

\*) De gestis Longob. I. 23.

ritterlichen Meister nur Kindern ritterlicher Art das Handwerk lehrten und alle übrigen ausschlossen. Hatte ein Gefolge zu lange Frieden, so gingen viel edle Jünglinge zu kriegsführenden Völkern hinüber, oder sie zogen sonst auf Abenteuer aus: „denn Ruhe ist diesem Volke zuwider; in Gefahren werden sie leichter berühmt, und das Gefolge selbst kann nur durch Gewalt und Krieg erhalten werden.“

Es sind diese Gefolge, auf welche mehrere, gewöhnlich auf das ganze Volk gedeutete Schilderungen des Tacitus gezogen werden müssen. Nur von diesen kriegerischen Genossenschaften, keineswegs von den deutschen Hausvätern, heißt es, man habe sie weniger leicht dahin bringen können, das Land zu pflügen und auf die Erndte zu hoffen, als den Feind heraus zu fordern und sich Wunden zu holen, weil es ihnen faul und feig geschienen habe, durch Schweiß zu erwerben, was man durch Blut gewinnen könne; nur von diesen Gefolgen gilt es, daß im Frieden der ganze Tag mit Jagd, Müßiggang, Essen und Trinken zugebracht worden sey, daß die Stärksten in Faulheit hingelebt, und die Sorge für Haus, Hof und Feld den Weibern und Greisen überlassen hätten. Es war diese Verbindung zum Angriff oder zur Fehde mit jener zur Landwehr oder dem Heerbann im völligen Gegensatz. Im Heerbann wehte die Fahne Gottes, in der Fehde die eines Herrn; in jener bildeten sich die Hotten und Kriegshaufen nach Familien und Nachbarschaften, in der Fehde nach Ordnung des Herzogs; in jener wurden die Anführer vom Volke gewählt, in dieser vom

Herzog. Dort verpflichtete der Bürgereth, hier der Lehnseid; dort gab es keinen Lohn, und Strafe nur durch den Priester im Namen Gottes, hier war Sold, aber auch Hofkriegsrecht, nach welchem einer Leib, Ehre und Leben verwirken konnte: denn ein Hoflager, an welchem täglich so viele müßige und bewaffnete Leute beisammen waren, erforderte strengere Gesetze als einzelne Wohner.

Wenn ein Herzog zugleich Richter oder Gaugraf war, so mußte das Gefolge es ihm leicht machen, seinen Einfluß zu erweitern und zu dem Ansehen zu gelangen, daß ihm der Name König im gewöhnlichen Sinne des Worts zu gebühren schien. Das Aufkommen dieser Könige und die Unterdrückung der Volksfreiheit wurde von den Römern begünstigt, so lange sie im Heerbann und im regen Volksgeist gefährliche Feinde erkannten. Mit den Königen glaubten sie nachmals schon fertig werden zu können. So ward Italus den Cheruskern, Vannius den Quaden zugeschiedt, den Bruchtern von Spurinna ein König gegeben, und der Fürst Chariomer wegen Vorliebe für die Römer von den Chatten vertrieben \*). Solch ein Herrscher war Marbod, dessen Gefolge zu einem völligen Kriegsheer von vier und siebenzigtausend Mann herangewachsen war. Auch Herrmann hat gegen ihn nicht mit dem Heerbann wie gegen die Römer, sondern mit dem Gefolge gefochten; denn Tacitus erzählt ausdrücklich, daß von beiden Seiten nicht nach alter deutscher Weise in unregelmäßigem Anlauf und in einzelnen Haufen, sondern mit eingelernter Kriegskunst nach den

\*) *Vetere ac jam pridem recepta populi Romani consuetudine, ut haberet instrumenta servitutis et reges.* Tac. Agr. 14.

Befehlen des Feldherrn in förmlichen Geschwadern gestritten worden sey. Aber Herrmann war unbefleckt von ausländischer Buhlschaft.

Zweimal hat die deutsche, auf der Grundlage ländlicher Einrichtungen ruhende Verfassung, das einmal im Kleinen, das anderemal im Großen bestanden, und beidemal hat sie denselben Weg zum Untergange genommen. Als in der germanischen Zeit die uralte Volksfreiheit das Eigenthum weniger Landherren geworden war, konnten Volksversammlung und Heerbann ihre alte Bedeutung nicht ferner behaupten; das empowachsende Geschlecht, das sich des Eigenthums und der Bürgerrechte beraubt sah, höhnte der häuslichen Herrscherlinge selbstsüchtige Freiheit, und entzog sich ihrem Joche, indem es sich dem Dienste der Fürsten ergab. Nach anderthalb Jahrtausenden waren in Deutschland die alten Verhältnisse in ver-

größertem Maaßstabe wiedergekehrt: nicht bäuerliche Grundherren, sondern fürstliche Herrscher besaßen den Boden, und statt der germanischen Volksversammlung rathschlagte ein Reichstag. Wie dort die Grundherren, so bildeten hier die Fürsten den Staat; gleich der germanischen war die deutsche Freiheit auf eine kleine Anzahl Besitzer beschränkt, und die eigentliche und große Masse des Volks ohne öffentliche Verfassung; denn die Fürsten erschienen auf dem Reichstage wie die alten Hausväter in der Versammlung als Personen und nicht als Vertreter des Volks. Darum, als die Herzen der Menge sich mehr und mehr vom Reiche gewendet hatten, ward es den kriegerischen Gewalten, die in seiner Mitte erwachsen waren, möglich, dasselbe zu stürzen, und auf den Trümmern der Freiheit, die dem Volke Knechtschaft dünkte, das Panzer eigener Herrlichkeit zu erheben.

## Sieben und dreißigstes Kapitel.

### H ä u s l i c h e s   L e b e n   d e r   D e u t s c h e n .

Die ländliche Grundlage der germanischen Staaten ist nun verwittert, und die damit verknüpfte Vorliebe des Volks für das Land, seine Abneigung gegen städtische Wohnorte, im Verlaufe der Zeiten bis auf gewisse wehmüthige Erinnerungen vorüber gegangen: dagegen hat die häusliche Einrichtung und die innere Lebensweise der Deutschen für das gesammte Leben der

neuern Menschheit ihren Einfluß behauptet. Die durch das zusammengedrängte Wohnen in Städten beförderte Richtung der alten Völker auf das Oeffentliche und Allgemeine scheint durch die germanische Richtung auf das Persönliche und Häusliche für immer verdrängt zu seyn, denn in den einsamen Wehren, in den abgesonderten Meierhöfen der Deutschen mußte eine

ganz andere Sinnesart und Handlungsweise herrschen, als auf den Marktplätzen zu Athen und zu Rom.

An der Spitze aller ganz anders geformten geselligen Verhältnisse steht das des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen, das hohe Ansehen, welches die Frauen bei ihnen genossen, die Ehre und Freiheit, in welcher sie lebten. Bekanntermaßen ist hier der erste Ursprung von dem zu suchen, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geistigen Liebe, in der freieren und innern Geselligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geschlechts von denen das Alterthums vortheilhaft unterscheidet. Einer Weltansicht, welche dem Menschen bloß in seinen öffentlichen und staatsrechtlichen Beziehungen Werth einräumte, mußte das weibliche Geschlecht nur auf einer sehr untergeordneten Stufe erscheinen, weil es grade an dem, was dem Daseyn seine höhere Bedeutung gab, an der Staatsverwaltung, keinen Antheil nehmen konnte; im deutschen Leben hingegen, wo das Familienverhältniß als das erste und der Staat nur als das zweite erschien, stand die Frau \*), die Mitgebieterin des Hauses, schon äußerlich auf einem ehrenvollen Platze. Wenn die Hitze des morgenländischen Bluts die ungesellige Absonderung und die sklavische Behandlung des Weibes als Eigenthum des Gebieters und Befriedigungsmittel seiner Lüste herbei geführt hatte, so wuchsen unter dem kühlen Himmel der nördlichen Länder Jünglinge und Jungfrauen

im freundlichen Umgange zum Alter der Liebe und Ehe heran, deren Bund durch freie Wahl und gegenseitige Neigung geschlossen ward. Vor dem zwanzigsten Jahre konnte keiner einen eignen Haushalt übernehmen; bis dahin hatte er keine öffentliche Freiheit und keinen Mund, sondern ward als unmündig, vom Vater oder von dem Vornehmsten der Familie vertreten. Söhne, die statt eine eigne Wirthschaft anzulegen es vorzogen, im väterlichen Gehege zu sitzen, hießen Hagestolze und blieben ihr Lebenlang unmündig, wie die Töchter, die keine Männer bekamen: daher die Verachtung beider. Mit der Wahl einer Frau ward für den Sohn die Trennung aus dem väterlichen Hause und die Aussetzung auf besonderes Erbe entschieden: daher dem deutschen Volke noch heut nur der Ehemann für einen vollen Mann gilt, und der Sohn des reichen Vaters erst durch die Frau, die er nimmt, ein Herr wird.

Nicht eher als bis er fürs Vaterland gestritten hatte, durfte der Jüngling es wagen, um eine Magd, die ihm an Jahren und Kräften gleich war, zu freien. Waren beide einig, so ward die Einwilligung der Eltern erfordert. Wenn die Tochter aus dem väterlichen Hause in ihres Mannes Gewahre und Hausfrieden trat, verlor der Vater sein Recht an ihr, und ward dafür durch ein Kaufgeld \*\*) entschädigt, dessen Summe die Gesetze mehrerer deutscher Völkerschaften bestimmen: die Mitgift, welche die Frau dem Manne zubringt, - ist römischen

\*) Frauja heißt Herr. Nimanna mag twaim fraujam skalkinon. Niemand mag zweien Herren dienen. (Angels. Bibel.) Eben so Fro im Diefried ic.

\*\*) Hire das Stammwort von heirathen, ist kaufen.

Ursprungs. Die Uebergabe der Braut an den Bräutigam geschah in Gegenwart der Eltern und Verwandten unter gegenseitigen Geschenken und sinnbildlichen Handlungen, welche die freie Gegenseitigkeit des Bundes bezeugten. Der Mann schenkte der Frau am Morgen nach der Hochzeit die Morgengabe, die in Rindern, einem aufgeäumten Ros und einem Schilde mit Pfiem und Schwerdt bestand, und erhielt dagegen von der Braut einige Waffen und Geräthe, welche Vater Fe (das ist Vaters Gabe) hießen und die Veranlassung der heutigen Gerade sind. „Dies dünkt ihnen, sagt Tacitus, das festeste Band, dies die geheime Weihe, dies die Götter der Ehe. Damit das Weib sich nicht außerhalb der Gedanken der männlichen Tugenden, außerhalb der Zufälle des Krieges achte, wird sie beim Anbeginn der Ehe ermahnt, sie komme als Gefährtin der Mühen und Arbeiten, um Gleiches mit dem Manne im Frieden und im Treffen zu dulden und zu wagen. Dies bedeuten die angespannten Rinder, dies das gerüstete Pferd, dies die gegebenen Waffen. So müsse man leben, so sterben; sie erhalte, was sie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben wird, was ihre Schwiegertöchter empfangen und wieder ihren Enkeln überliefern sollen. Die Ehe ist streng und kein Theil ihrer Sitten lobenswerther; fast die einzigen unter den Barbaren sind sie mit Einem Weibe zufrieden, wenige ausgenommen, die nicht aus Wollust sondern ihrer Verbindungen wegen mehrere nehmen.“

Von Schauspielen und Gastmählern blieben die Weiber fern, geheime Briefe waren beiden

Geschlechtern gleich unbekannt. Ehebrüche kamen selten vor; die Strafe ward als Bruch des Bündnisses schon durch den Namen ausgedrückt und sinnbildlich vom Manne vollzogen. In Gegenwart ihrer Anverwandten jagte er die Sünderin mit abgeschnittenen Haaren und entblößt aus dem Hause, und peitschte sie durch den Flecken. Entweihete Keuschheit fand überhaupt keine Verzeihung; einer Geschwächten hätten weder Schönheit, noch Jugend, noch Reichthum einen Gatten verschafft. „Niemand lächelt dort über dergleichen Laster, und verführen und verführt werden heißt nicht Zeitgeist. Besser noch steht es bei denjenigen Völkern, bei denen nur Jungfrauen heirathen, und der Wunsch und die Hoffnung, Gattin zu seyn, nur einmal erfüllt wird. So erhalten sie Einen Mann, wie Einen Körper, wie Ein Leben, damit kein Gedanke, keine Begierde weiter Raum finde, damit sie nicht sowohl den Gatten als die Ehe lieben.“

Je stärker die Familie war, je mehr einer Verwandte und Blutsfreunde zählte, desto angenehmer war sein Leben. Die Anzahl der Kinder zu bestimmen, oder nach römischer Sitte eins von den Zugebohrnen durch Aussetzung zu tödten, ward nach Tacitus für schändlich gehalten; zwar wehrte es kein Gesetz, aber gute Sitten galten mehr als gute Gesetze; doch ist nachmals in den nördlichen Gegenden die Aussetzung der Kinder Sitte geworden.

Das neugebohrne Kind tauchte man in einen Fluß, um es von Jugend auf hart und an Kälte zu gewöhnen \*). Der Knabe bekam seinen Namen entweder von einem Thiere, als Hengst,

\*) Arist. Polit. 1. 7.

Ors, Wolf u., oder von Krieg und Ehre wie Heerveft, Herrmann, Siegfest, Siegbert, Siegmund; das Mädchen von Tugend und Liebe. Beide Geschlechter wurden nackend erzogen, damit sie gewöhnt würden, den rauen Himmel zu ertragen; dies dauerte lange, weil die Kindheit erst spät endete. So wuchsen sie ohne Kleider und Wartung zu jenen Gliedern und Körpern empor, welche das Erstaunen der Römer erregten. Die Mütter stillten selbst, und überließen die Kinder nicht Mägden und Ammen. Erzogen wurden die künftigen Herren und Knechte auf gleiche Weise, zwischen dem Vieh und auf dem harten Boden, bis Alter und Muth die Freien von den Höbrigen schied. Spät pflegten die Jünglinge der Liebe, darum blieb ihre Jugendkraft unerschöpft; auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt. In beiden war gleiche Jugendfülle, derselbe hohe Wuchs; so vermischten sich Gleichheit und Kraft, und der Eltern Stärke bezeugten die Kinder.

Der Schwester Kinder genossen bei dem Dheim gleicher Ehre als bei dem Vater. Einige hielten dieses Blutsband für heiliger und enger, und verlangten solche lieber zu Geißeln, als wenn sie das Herz fester und das Haus in mehrfacher Hinsicht umfaßten. Doch ward ein jeder nur von seinen Kindern beerbt und kein Testament galt; waren keine Kinder vorhanden, so nahm der nächste Grad Besiß, Brüder, Vatersbrüder, Mutterbrüder. Eine Veränderung der natürlichen Erbfolge durch ein Testament konnte schon darum nicht statt finden, weil den Verwandten

die Last der Bürgschaft und Blutrache auch bei Entziehung des Erbtheils geblieben seyn würde.

Der Hof und das Heergewette fiel auf den ältesten Sohn oder ältesten Schwerdtmagen, und ward nicht gern getheilt, da man große Sorge für die Erhaltung der Familien trug. So lange noch viel Land ungebaut lag, zogen die jüngern Söhne aus zur Gründung neuer Höfe, oder sie traten in Dienste und wurden Gesellen eines Herzogs. Die Tochter erbte vom Gute des Vaters nichts, aber von der Mutter die Gerade, über die sie zur Ausstattung nichts bedurfte\*). Als aber die Umstände der Nation sich besserten, lernte man bald Eigen von Erbe unterscheiden, und wenn der Sohn und nach ihm der nächste Schwerdtmagen das Eigen erhielt, so fiel das Erbe oft auf die Tochter, Schwester und Mutter, und kehrte dann erst auf die Schwerdtmagen zurück.

Die ganze Familie zusammen hieß Mag; von weiblicher Seite Spindelmag oder Spilmag, von männlicher Schwerdtmag. Da kein Testament die natürliche Erbfolge störte, so brachte Kinderlosigkeit nicht den Lohn der Gunstbewerbung.

„Kein Volk lebt so viel und so gastlich zusammen. Irgend einen Sterblichen aus dem Hause zu weisen, halten sie für unerlaubt; jeder ladet zu seinem, dem Vermögen gemäß eingerichteten Mahl. Ist der Vorrath aufgezehrt, so geht der Wirth mit dem Gaste ins nächste Haus und wird dort gleich freundlich empfangen. In der Gastlichkeit macht dort Niemand einen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten.

\*) Leges Angl. VI. 5 VII. 3. Doch galten hierüber bei verschiedenen Völkerschaften (z. B. bei den Saliern,) verschiedene Gesetze.

Was der Abreisende zu haben wünscht, wird ihm gegeben, aber auch von der andern Seite eben so ohne Umstände gefordert. Sie freuen sich über Geschenke, rechnen aber weder die gegebenen an, noch fühlen sie sich durch die empfangenen gebunden. Munter ist das Leben unter Freunden. Gleich nach dem Schlafe, den die meisten bis in den Tag verlängern, baden sie sich gewöhnlich mit warmen Wasser, da der Winter die längste Jahreszeit ist; dann essen sie, jeder auf einem besonderen Tische. Hierauf gehen sie bewaffnet an ihre Geschäfte, und nicht weniger oft zu Gastmählern. Das gilt nicht für schimpflich, Tag und Nacht hindurch zu zechen. Die unter den Berauschten häufigen Händel werden selten durch Schmähworte, oft durch Mord und Wunden ausgemacht. Aber auch über zu versöhnende Feinde, über zu knüpfende Freundschaften, über zu wählende Fürsten, endlich über Krieg und Frieden rathschlagen sie meistens beim Mahl, als ob zu keiner andern Zeit das Gemüth für einfache Gedanken offner, für große feuriger wäre. Das Volk ist nicht hinterlistig und verschlagen, und öffnet noch bei lustiger Gelegenheit die Geheimnisse der Brust. Am folgenden Tage wird dann das enthüllte und nackte Gemüth aller wieder befragt, und Scherz und Ernst erhalten demnach beide ihr Recht. Sie rathschlagen, wenn sie zu heucheln außer Stande sind; sie beschließen, wenn sie nicht irren können \*).

Ihr Getränk ist Bier, aus Gersten oder Weizen

bereitet; die dem Rheinufer am nächsten wohnen, kaufen auch Wein. (Zu Cäsars Zeiten ließen die Sweben und auch die Nervier keinen Wein in ihr Gebiet, weil sie meinten, er werde mit der Kraft und Tapferkeit der Männer bezahlt.) Ihre Speisen sind einfach; wilde Kerpel, frisches Wildpret oder geronnene Milch. Ohne große Zurüstungen und Bekereien vertreiben sie den Hunger. Gegen den Durst sind sie weniger mäßig. Wenn man ihrer Neigung zum Trunk völlige Genüge leistete, möchte man sie leichter durch Laster als durch Waffen bezwingen. (Zu ihrem Glück war der Brantwein noch nicht erfunden.)

Ihre Bekleidung ist für alle ein weiter Rock, mit einem Gurt zugeschnallt; sonst unbedeckt liegen sie ganze Tage um den Feuerheerd. Die Reichsten sind durch ein Kleid ausgezeichnet, welches nicht wie das des Parthers oder Sarmaters den Leib umfließt, sondern eng anschließend jedes Glied ausdrückt. Sie tragen auch Thierfelle, die Uferbewohner ohne Prunk, die im innern Lande auserlesener, weil der Handel ihnen keine anderen Puzkleider giebt. Sie besetzen das Pelzwerk mit Flecken und Fellen solcher Thiere, die selten gefangen werden, oder in fremden Ländern zu Hause sind. Die Weiber haben keine andere Tracht als die Männer, doch brauchen sie häufig linnene Kleider, die sie mit Purpur verbrämen. Auch haben ihre Kleider keine Ärmel, sondern die Arme und ein Theil der Brust sind bloß. (Einer

\*) Ähnliches erzählt Herobot von den Persern: „unter starkem Zechen berathschlagen sie über die wichtigsten Angelegenheiten; was ihnen gut gedäucht, trägt ihnen der Wirth am folgenden Tage wieder vor. Gefällt's den Nüchternen, so richten sie sich darnach; mißfällt's, so lassen sie es vorüber; was sie aber nüchtern verathschlagen, untersuchen sie beim Trunke aufs Neue.“

künstlichen Seife, um die Haare roth zu färben, bedienten sich die Männer mehr als die Weiber \*). Die Römer kannten keine bessere, und bezogen sie aus Deutschland.)

Sie haben nur eine Art Schauspiele, die in jeder geselligen Versammlung vorkömmt: nackte Jünglinge, denen dies Scherz ist, werfen sich springend zwischen Schwerdtern und gezückten Speeren umher. Uebung hat dies Spiel zur Kunst, Kunst zur Anmuth gemacht, doch thun sie es keineswegs um Gewinn oder Lohn, obwohl der Preis des kühnen Muthwillens das Vergnügen der Zuschauer ist. Sonderbar genug treiben sie auch nüchtern das Würfelspiel als ein ernsthaftes Geschäft, mit solcher Berwegtheit zu Gewinn und Verlust, daß sie, wenn sie alles verloren haben, auf den letzten Wurf ihren Leib und ihre Freiheit setzen. Der Verlierer übernimmt die freiwillige Knechtschaft, und läßt, obwohl jünger und stärker, sich binden und fesseln. Diese Hartnäckigkeit in so schlechter Sache nennen sie Worthalten. Bei den Begräbnissen herrscht keine Pracht. Das allein wird beobachtet, daß die Leiber berühmter Männer mit gewissen Holzarten verbrannt werden. Die Scheiterhaufen bedecken sie weder mit Teppichen noch mit Wohlgerüchen; jedem werden seine Waffen, einigen auch die Pferde in die Flammen gelegt. Ein Rasenhaufen bedeckt das Grab; des Denkmahls kostbare und mühselige Ehre verachten sie, als dem Verstorbenen lästig. Klagen und Thränen vergessen sie bald, Schmerz und Traurigkeit spät. Trauer achten sie den Weibern geziemend, den Männern Erinnerung. (Auf den Gräbern der Verstorbenen ward von den

Verwandten geschmaust mit festlichen Liedern. Als das Christenthum diese Mahle als teuflisch verbot, wurden sie zu Hause gefeiert.)

Die Häuser, in denen sie wohnten, lagen einzeln, wie ein Bach, ein Weideplatz, ein Acker, ein Hain die Stätte bestimmt hatte; daher die häufigen Endungen deutscher Ortschaften auf Born, Bach, Feld, Wald, Berg, Stein, Au, Fuhr, die noch heut an die Anlagen erinnern, aus denen sie hervorgegangen sind. Auch da, wo mehrere benachbarte Wohnungen einen Flecken bildeten, standen die Häuser nicht an einander. Städte nach alterthümlicher oder neuerer Anlage gab es in Deutschland nicht. Die Burgen, deren die Römer erwähnen, waren größere und besser befestigte Wehren eines Edlen oder Fürsten; wenn viel Hofgesinde ringsum sich angebaut hatte, mögen sie das Gerücht von Städten mitten in Deutschland veranlaßt haben, welches in manchen Ausführungen der Geschichtschreiber, und besonders in den Angaben des Erdbeschreibers Ptolemäus mit solcher Bestimmtheit hervortritt. Jeder umgab das Seinige mit einem freien Plage, entweder als Mittel wider Feuergefahr oder aus Unkenntniß der Baukunst. Sie bedienten sich nicht der Bruchsteine oder Ziegeln, sondern einer unförmlichen Materie, ohne beim Bau auf Schönheit oder Genuß viel Rücksicht zu nehmen. Damit man indes nicht an ganz rohe und elende Hütten denke, erwähnt Tacitus sogar äußerer Verzierungen durch Malerei und Farbenzüge mit einer sehr reinen und glänzenden Erde, und künstlich angelegter Keller zur Aufbewahrung der Früchte, zum Zufluchtsort ge-

\*) Plin. 28, 12.

gen Feinde und Winter. Diese Höhlen waren von solchem Umfange und so künstlicher Einrichtung, daß sich bei einem feindlichen Einfall ganze Familien mit ihrer Habe darin verbargen, und daß Epoumina Jahre lang ihren unglücklichen Gemahl Julius Sabinus unter der Erde verpflegte. In diesen unterirdischen Wohnungen saßen nach Plinius vorzüglich die Weiber, wenn sie spannen und webten.

„Die Beschreibung, welche Tacitus von den germanischen Sitten entwirft, sagt Möser \*), läßt sich noch bis auf diese Stunde auf unsere niedersächsischen Bauern anwenden. Diese verheiratheten sich selten vor dem vier und zwanzigsten Jahre; ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit wie die Römerinnen verbunden. Es fehlt ihnen an Müßiggang, um auf Buhlerei zu denken. Ihre Höfe liegen zerstreut, damit keine allzu nahe Nachbarschaft die Grenzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr um andere brache, damit sie desto fruchtbarer werden. Man liegt nicht wie die Römer zu Tische, sondern jeder hat seinen eigenen Stuhl. Ihre Kost besteht mehrentheils in Früchten und geronnener Milch, nur müssen sie statt des Wildes die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformation die Gesang- und Gebetbücher in die Hand gegeben hätte. Sie enthalten sich der ehelichen Beiwohnung nicht aus Furcht, zu viele Kinder zu zeugen, indem die Menge derselben ihnen eben so viel Ehre als den verschwenderischen Römern Last bringt. Die eigenen Leute, welche

oftmals viele Tausende mehr als ihre Herren besitzen, scheinen blutarm zu seyn, um den Geitz der Richter, der Bögte und der Gutsheeren nicht zu reizen, vor welchen sie sich, wie ehemals vor den Römern, in Acht nehmen. Aus eben dieser Ursache halten sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräthe. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden; sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in Einem Rauche und speisen an Einem Tische. Ein Italiener würde bei einer schönen Bäuerin sein Glück im Leben nicht machen, weil ihre Sitten und Denkungsart so weit von einander verschieden sind, daß niemals die zum Lieben nöthige und vertrauliche Gleichheit unter ihnen entstehen kann. Die Mode, Brust und Arme bloß zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und Bankten sind bei ihnen unverjährte Tugenden, und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drei Prozesse hat. Mein Vaterland (Dösnabrück,) welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernähret über zweihundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlt werden können. Hieraus sieht man, daß Tacitus unsere Vorfahren zwar treulich geschildert, jedoch aber diejenige Seite zum Gemälde erwählt habe, welche den Römern am meisten entgegen gesetzt gewesen. Man kann dieselben von einer andern Seite betrachten und ohne Widerspruch behaupten, daß die Vornehmen damals, wie heut feiner aber auch verderbter als der große Haufe der gemeinen Bauern seyn mochten.“

\*) Möser's Schriften 1. S. 260.

## Acht und dreißigstes Kapitel.

## Religion der Deutschen.

Gleich ihren Stammgenossen, den Persern, verehrten die Germanen ursprünglich die für lebendig gehaltene Natur in ihren Elementen und Kräften. Feuer und Erde waren der vorzüglichste Gegenstand dieses Dienstes; jenes ward angebetet als Flamme, oder im Gestirne des Tags und dem Monde; die Erde aber, die in ihrem geheimen Schooße Fruchtbarkeit und Leben bereitet, hinter dem schauerlichen Dunkel einsamer Haine und Wälder. Nur des Feuersdienstes gedenkt Cäsar; wie er der älteste war, so hat er sich am längsten erhalten: noch in den mittlern Zeiten entschied Gott durch die Feuerprobe das Recht, und in den unsrigen sind die Johannisfeuer dessen letztes erlöschendes Flämmchen. Es war diese Verehrung des Feuers die uralte Religion Asiens; wie bei ihrer Ausartung zum Sternendienst Abraham aus Chaldea in das Land der Verheißung geflohen, so scheinen auch die Germanen mit reinern und edlern Vorstellungen als andere Völker aus ihrer Heimath gezogen zu seyn. Doch ging auch da, wo die einfache Form sich behauptete, die Unendlichkeit des Gedankens verloren; der Naturgott wurde zum Volksgott bei den Hebräern wie bei den Deutschen.

Wie sehr aber auch in diesem Naturdienst die wahrhaftige Gottheit verkannt worden seyn mag, die Gewalt desselben über alle Völker und die Gemüther der Menschen war groß. Der Gehorsam, den die Hausväter von ihren Kin-

dern und Knechten erhielten, ward ihnen als Priestern des Gottes, und die Grundlage, auf welcher die Staatsvereine beruhten, war keine andere als die des göttlichen Rechts: die freien Männer, die sich keinem sichtbaren Herrn unterwerfen wollten, erkannten, da einmal gehorcht werden mußte, einen unsichtbaren Gebieter. Als dessen Vertreter ward ein geheiligter Volksbeamter, oder Priester gewählt; an die Stelle des Hausrechts, trat das Gottesrecht, an die Stelle des Hausfriedens der Gottesfriede in der Volksgemeinde. Noch kennt Cäsar diesen geheiligten Volksbeamten nicht; entweder war sein Kunde zu dürftig, oder die Ausbildung der germanischen Verfassung fällt erst nach seinen Geschichten.

In dieser mehr ausgebildeten Verfassung, wie sie im Tacitus vorkömmt, erscheint das freie germanische Volk unter der Herrschaft eines unsichtbaren Königs, der ihm den Frieden, im Kriege aber den Sieg giebt. Der Name dieses Gottes war Thuiſto oder Theut; als Anführer im Kriege hieß er Wodan oder Wollvater, das ist, Krieger oder Vater der Schlachten. Darum nannten die Römer ihn Mars; daß sie außerdem ihn auch Mercurius nannten, ward durch die Verwandtschaft des Namens Theut mit dem phönizischen Thaut, und dem gemäß mit dem griechischen Hermes veranlaßt. Es wurden ihm Menschen geopfert, und bei bevorstehenden Schlachten zuweilen der Gefangenen Erwürgung

angelobt. Umsonst haben Freunde des deutschen Alterthums diese bestimmten Angaben zu entkräften versucht: der allen Naturreligionen gemeinsame Glaube, daß die zürnende Gewalt nur durch die Darbringung des Edelsten und Liebsten versöhnt werden könne, zeigt sich bei den Deutschen, wie bei den Puniern und Griechen, bei den Römern und Celten; nur daß in keiner Religion die Masse der Schlachtopfer so groß als in der celtischen war. Erst im Christenthum ist diese schauervolle und dunkle Neigung des menschlichen Gemüths durch die Mysterie des von einem Gottmenschen geduldeten Todes dem stillen Lichte göttlicher Wahrheit zugekehrt worden.

Dieser Gott des Gesamtvolks ward so wenig in einem menschlichen Bilde dargestellt als in einem Tempel verschlossen. Beides, sagt Tacitus, hielten die Deutschen für unangemessen der Größe himmlischer Wesen, daher heiligten sie Haine und Wälder, und belegten mit dem Namen Gottheit jenes Geheimnißvolle, welches nicht mit den Augen gesehen, sondern mit dem Gemüthe vernommen wird. Diese erhabene Ansicht ist indeß schwerlich die richtige. Wohl darum fand das Bild des obersten Gottes auf der ganzen deutschen Erde keinen Platz, weil dasselbe Einer Völkerschaft den entschiedenen Vorzug eingeräumt haben würde, der in allen alten Religionen an den Haupttempel geknüpft war. So lange als das Volk Theuts nicht zu einem einigen Reiche verbunden, als jede Völkerschaft ein besonderer Staat war, machte jegliche Ansprüche auf die Gegenwart ihres Gottes. Ueberall waren ihm Wälder und Haine, Flüsse und Quellen geheiligt, überall konnte er woh-

nen, und weder eine Stiftshütte noch ein Tempel gab, wie bei den Hebräern, Einem Stamme die Herrschaft.

Aber wenn auch nie die Stämme des Gesamtvolks sich einten, und nie dem Theut ein besonderes Heiligthum geweiht werden konnte, so verbanden sich doch die einzelnen Völkerschaften zu Eidgenossenschaften. Auch dieser Stammvereine Grundlage war kirchlich, auch ihr Vertrag durch den Gottesglauben geheiligt. Da aber hier eine wirkliche und äußerliche Verbindung geschlossen, und Ein Volk für das erste erklärt war, so konnte auch die Gottheit des Bundes eine Stätte erhalten. Ueber diesen besondern Bundesgöttern ward hin und wieder die Verehrung des großen Volksgottes vergessen oder vernachlässigt, wie später über dem Vortheil der Stämme die Wohlfahrt des Reichs. Wohl mochten die Eidgenossen die Gottheit des Volks für die ihrige erklären, sie fanden keinen Glauben bei denen, die zu ihrem Bunde nicht gehörten; nie hätte Herrmann in Marbods Heiligthume dem Gotte der Markmannen geopfert. So vervielfältigte sich der einige Volksgott zu mehreren Bundesgöttern, und mehrfache Gebräuche entstanden. Gemeinschaftlich blieb für alle die Verehrung in Wäldern und Hainen; hier wurden außer dem Gottesdienst auch die Volksversammlungen und Feste gehalten, hier wurden die Kriegszeichen verwahrt, damit sie den Gottesfrieden genössen und sich unter der Aufsicht und dem Auge des Bundesgottes befänden. Keine unheilige Art fällte hier einen Baum, kein Geschoß störte ein Wild; so wenig wie der freie Mann in seinem Hause, durfte der Gott in seinem Haine beunruhigt werden.

Der Gang zu diesen heiligen Dertern hieß Waldfahrt (Wallfahrt,) und war ein festlicher und fröhlicher Tag.

Beispiele solcher Bundesreligionen führt Tacitus bei drei Völkerbündnissen an. Der heilige Hain der Sweben befand sich bei den Semnonen, die sich für die ältesten und edelsten aller Swebenvölker hielten. Hier versammelten sich jährlich an einem bestimmten Tage Abgeordnete aller Stämme, unter geheimnißvollen Gebräuchen. Gebunden traten sie in den Hain, zum Zeichen, daß nicht Freiheit des einzelnen Mannes, sondern Bund des Ganzen gelte. Mit einem Menschenopfer begann die schreckliche Weihe; wer ohngesähr fiel, stand nicht auf, und ward nicht aufgehoben, sondern auf der Erde aus dem Heiligthume gewälzt. Eine andere Verbindung von sieben Stämmen an der Ostsee, wo aus dem verdorbenen Namen Reudinger oder Ruitthonen der Name Teutonen hervorzuleuchten scheint, verehrte die Stamm-mutter Erde in dem heiligen Haine Rügens auf die oben beschriebene Weise. Das Ygische Bündniß hatte auch einen Bundesdienst. Bei den Naharvalern im heutigen Schlessien befand sich ein Hain unter Aufsicht eines weiblich gekleideten Priesters; aber der Name der Geschwistergotttheit Alcis (Holczy, die Knaben,) ist slavisch.

Als oberster Richter war die Gottheit auch die Zuflucht des Volks, wenn eigne Einsicht in Beurtheilung der Dinge und Erforschung der Zukunft nicht ausreichte. Die Ordalie oder

das Gottesurtheil entschied unaufschiebbare Streit-sachen durch die Feuerprobe oder den Zweikampf; das Loos aber deutete die Zukunft durch Reiser oder durch Pferde. Im ersten Falle wurde der abgeschnittene Zweig eines Fruchtbaums in Stäbe getheilt, die man durch besondere Zeichen (Runen) unterschied, und dann regellos auf ein weißes Gewand streute. Dann betete bei öffentlicher Frage der Priester, bei Privat-sachen der Hausvater zu Gott, blickte gen Him-mel, hob dreimal einzelne Reiser auf, und deu-tete sie nach dem vorher darauf gemachten Zei-chen. Waren sie ungünstig, so ward an diesem Tage über diese Sache nicht weiter gerathschlagt, waren sie günstig, so ward noch eine Beglaubigung durch Weissagung erfordert; denn sie be-frugen auch den Flug und die Stimmen der Vö-gel. Wie diese Art der Weissagung uralt war, — Herodot erzählt sie von den Scythen \*) — so hat sie auf spätere Jahrhunderte fortgedauert: noch im neunten Jahrhundert bedienten sich ih-rer die nordalbingischen Sachsen \*\*).

Eine andere Art der Zukunftsdeutung, durch Pferde, war den Germanen mit den Persern gemein. Wie diese erhielten sie in den heiligen Hainen weiße, durch keine irdische Arbeit ent-weihete Rosse auf öffentliche Kosten. Diese wurden an einen heiligen Wagen gespannt, und vom Priester oder Fürsten des Volkes begleitet, ihr Wiehern oder Schnauben zu beobachten. Keine Weissagung hatte größeren Glauben, nicht bloß bei den Volk sondern auch bei den

\*) Her. IV. 64.

\*\*) Rhabanus Maurus de inventione litterarum in Goldasti Rerum Alem. Tom. II. p. 67.

Priestern, die sich nur für Diener, die Rosse aber für Vertraute der Gottheit hielten.

Auf eine dritte Art ward die Zukunft erforscht durch außergerichtlichen Zweikampf. Um den Ausgang gefährlicher Kriege zu erfahren, ließen sie einen Gefangenen des Volks, mit dem sie im Kriege waren, gegen einen auserlesenen aus ihrer Mitte, jeden mit vaterländischen Waffen, fechten; der Sieg des einen oder des andern ward als Vorbedeutung aufgenommen.

Aber nicht bloß durch das Loos, auch durch den Mund begeisterter Seherinnen redete die Gottheit. Andre Naturvölker verachteten die Weiber, auch dem Griechen galten sie wenig; nach germanischen Ansichten standen sie höher. In einigen Jungfrauen aber, wähten sie, wohne eine göttliche und prophetische Kraft, darum beachteten sie ihre Anschläge und hielten ihre Aussprüche heilig. Schon mit den Cimbern waren solche weissagende Weiber; aber keine ist berühmter geworden, als jene Welleda oder Welde, das ist Waldbewohnerin, die von ihrem Thurm an der Spitze eine Zeit lang viele deutsche Stämme durch ihre Aussprüche leitete. Unter dem Domizian erwarb sich die Seherin Ganna einen Namen. Man gab diesen Weibern den bedeutenden Namen Alrunen\*), oder Allwissende; weil sie einsam im Walde wohnten, und Niemand sich dem heiligen verhegten Plage nähern durfte, hießen sie Hågeffen oder Heren.

Dies ist von germanischer Religion die durch die Römer auf uns gekommene Kunde. Außer der letztern besitzen wir noch die religiöse Sage der skandinavischen Völker, unserer Stammverwandten, bei denen die alte Religion dem Christenthum erst weit später gewichen ist, in der isländischen Edda, einer zwischen dem neunten und dreizehnten Jahrhundert in Island zusammengetragenen Sammlung dichterisch ausgeschmückter Göttergeschichten. Der Volksglaube, der diesen Dichtungen zum Grunde lag, war allem Ansehen nach der alte Naturdienst des germanischen Nordens, auf einer zu Vielgötterei weiter vorgeschrittenen Stufe, und mit vielen den skandinavischen Völkern eigenthümlichen Vorstellungen bereichert. Der Gott Theut, von dessen Vermählung mit Hertha und dessen Nachkommen Mannus, Ingävon, Istävon und Hermion schon Tacitus redet, ist nun als Odin oder Wodan das Oberhaupt eines ganzen Göttergeschlechts, der Asen, geworden, welches die Herrschaft über Himmel und Erde, oder vielmehr die Verwaltung der Naturkräfte unter sich getheilt hat. In der Person Wodans aber scheint mit der Vorstellung von Theut auch die Geschichte eines vergötterten Helden zusammengefloßen zu seyn, dessen Begebenheiten in der nordischen Dichtung ohngefähr eben so wie die des Herkules in der griechischen behandelt worden sind. Von einem Odin und einem Halbgöttergeschlechte der Asen leiteten sowohl die

\*) Tacitus spricht zwar nur von einer Jungfrau, die er Aurinia nennt; aber unverkennbar ist dies eine Urune, Jornandes hat Alrunen und die Volkssprache noch heute Runenkunnen für alte hexenmäßige Weiber. Noch kennt der Aberglaube den Alraun, den man aus einer Wurzel gleiches Namens (Atropa Mandragora,) zu einem Hausgeiste bildet. Einst mochte die Wurzel den heiligen Weibern zum Arzneimittel dienen.

gothischen als die angelsächsischen Könige ihre Abkunft. Odin, erzählt die skandinavische Sage, ist aus Asien zuerst nach Sachsen, dann nach Schweden gekommen, hat daselbst die Stadt Sigduna erbaut, das Reich und die Religion gestiftet, und nach einem langen und glücklichen Leben seine Lehre von der Seeligkeit der Helden, die ohne Krankheit und Gebrechlichkeit an Wunden verschieden, durch einen freiwilligen Tod besiegelt: in einer feierlichen Versammlung seines Volks gab er sich selbst neun tödliche Wunden, und rief mit sterbender Stimme: Er eile zu dem Feste der Helden in Walhalla!

Die Ankunft des Helden und Gesetzgebers Odin im Norden wird von einigen in das dritte Jahrhundert nach Christo gesetzt, wo den Römern die Begebenheiten des innern Deutschlands so gänzlich unbekannt blieben, daß man sich nicht wundern darf, wenn uns durch sie nicht einmal eine dunkle Kunde von Odins Thaten zugekommen ist. Dagegen meinen andere, daß seine Wanderung vom See Mäotis nach Skandinavien ohngefähr in die Zeit zu setzen sey, wo Mithridats Fall und die Waffen der Römer den asiatischen Küstenländern des schwarzen Meers Knechtschaft gedroht \*). Damals habe Odin seinen Gothenstamm von den Grenzen Asiens geführt, sey durch Scythien und Germanien gezogen und habe endlich in Schweden Halt gemacht, mit dem Vorsatz, in diesem unzugänglichen Freiheitsstich eine neue Religion und ein Volk von Helden zu stiften. Asgard aber, die Götterstadt der Edda, sey

Odins Geburtsort Aspurg oder Asof, deren Bewohner, der Aspurgier, Strabo erwähnt; dorthin wie überhaupt nach Asien, deute der Name der Asen. Die Zeit der Ankunft Odins kann schwerlich bestimmt werden, aber der Vermuthung, welche dieselbe in das dritte Jahrhundert herabsetzt, ist Tacitus nicht günstig, der schon am Ende des ersten Jahrhunderts vielleicht nach einem deutschen Heldensiede, die Sage erzählt, Ulysses (Odysseus) sey auf seiner langen und fabelhaften Irrfahrt auch nach dem deutschen Meere verschlagen worden, habe Deutschlands Boden betreten, und auf demselben die Stadt Asciburgium am Rheine erbaut und genannt; hier habe einst ein ihm geweihter Altar mit dem Namen seines Vaters Laertes gestanden. Es ist bekannt, daß die Römer anderer Völker Götter und Helden, die sie den ihrigen ähnlich fanden, ohne Bedenken mit den ihnen geläufigen Namen der letztern belegten. Wie auf diese Art ein Merkur, ein Mars, eine Göttermutter, eine Venus in die deutsche Religion übergetragen ward, eben so der vielgewanderte Odysseus statt des wandernden Helden Odin, wobei die zufällige Aehnlichkeit der Namen noch mitgewirkt haben mag.

Odins freiwilliger Tod bezieht sich auf die germanische Lehre von dem Schicksal der Helden jenseit des Grabes. Tapfere Männer, die auf der Wahlstatt gefallen oder an empfangenen Wunden gestorben, wanderten in einen hellen und glänzenden Raum Namens Hela, wo das Leben viel schöner und seeliger als das irdische war. In der skandinavischen Lehre ward Hela

\*) Mallet Introduction à l'histoire de Danemarck, nebst den Werken von Suhm und Weber: Carlberg,

zu einer eigenen Göttin des Todes, die germanische Hela aber zum Pallast Walhalla im Luftkreis, wo die abgetödteten Helden aus großen Hörnern oder aus den Hirnschädeln ihrer erschlagenen Feinde ein köstliches Bier trinken, das aus dem Euter einer wunderbaren Ziege von selbst in ein großes Geschirr läuft, und sich die Thaten ihres Lebens erzählen. Alle Tage kämpfen sie mit einander bis auf den Tod, aber zur Zeit des Mahls erwachen die Erschlagenen wieder, um vom Fleisch des Ebers zu speisen, der jeden Tag erlegt und wieder lebendig wird. Die christlichen Lehrer aber machten die Hela zur Hölle, dem Wohnsitz der Bösen und der Heimath der Qualen, um die Neubekehrten von der Sehnsucht nach heidnischen Freuden zu heilen. Doch gelang dies nicht immer. Wo sind meine Vorfahren? fragte der Friesenkönig Rabbod, als er schon im Taufwasser stand, seinen Lehrer. — In der Hölle! — Und die Eurigen? — Im Himmel. — So will ich lieber bei jenen tapfern Männern in der Hölle bleiben, als zu Euch in den Himmel kommen.

Wie viel oder wie wenig indeß von dem, was die Edda von Odin und seinen Göttern erzählt, rein germanisch seyn mag, von Frigga, Odins Gemahlin, der Göttin der Fruchtbarkeit, wahrscheinlich Hertha (Fru Gaia), von Thor, dem stärksten der Götter mit den drei Kleinoden Hammer, Bogen und Eisenhandschuhen, von Valder, dem milden, weisen und

gerechten, der einen frühen für Götter und Menschen äußerst unglücklichen Tod starb, von Thyr, dem Gotte des Siegs, von Bragi, dem Meister der Dichtkunst, von Idunna mit den Äpfeln der Jugend, von Heimdall, dem Wächter des Regenbogens, der Brücke des Himmels, von Loki dem Verläumber und schadenfrohen Feinde der Götter, von der schönen Freya, der Göttin der Sonne und Liebe (Ostar, Astarte,) von Wödra, der Göttin der Ehe, von den Nornen des Schicksals, von den Valkyren der Schlacht, von den guten Alfes, holdseligen Jungfrauen, welche die Sterblichen mit Freude erfüllen, wie die bösen Alfes ihnen zu schaden streben, so ist doch der geschichtliche Inhalt der deutschen Religion aus dem Gedächtniß des Volks verschwunden, und die Versuche, denselben wenigstens für den dichterischen Gebrauch ins Leben zurückzurufen, und die griechisch-römische Götterlehre durch die deutschen oder nordischen Sagen zu verdrängen, sind mißlungen. Seit Erweckung der neuern Gelehrsamkeit ist die Welt mit den Vorstellungen der Griechen und den Göttern Homers und Dvids zu vertraut geworden, die Geisteswerke aller Völker sind von ihnen viel zu sehr durchdrungen, als daß ein Uebergang zu einer andern Vorstellungsweise ohne eine gänzliche Umkehrung zu erwarten seyn sollte. Nur in den englischen und deutschen Benennungen einiger Wochentage, und in vielen deutschen Ortsnamen \*) haben sich die Götter und Göttinnen Asgards, und

\*) Wodan lebt in Wednesday, Mittwoch; Thor in Donnerstag, Freya in Freitag, Thyr oder Thyn vielleicht in Dienstag. Im Bragur (Band 7 Seite 60) ist von dem verstorbenen Heuze eine Sammlung deutscher Ortsnamen mitgetheilt, in welchen die Namen deutscher Götter verborgen zu seyn scheinen. Einige Beispiele sind: Odendahl, Odendhausen, Odensee, Odendal, Odendassen etc.

dunkle Erinnerungen an ihren Dienst in manchen Formen des Aberglaubens erhalten. Der Volksglaube an Elfen und Zwerge, gewisse Arten, die Zukunft zu befragen, der Glaube an weise Frauen und Heren, und vielleicht auch manche Volksfeste, z. B. die nächtlichen Johannisfeuer, sind Ueberreste der verschollenen Odinreligion.

So wenig wir indeß im Ganzen von derselben wissen mögen, so bedeutend ist für die neuere Zeit und für die Aufnahme des Christenthums der ernste Character dieser Religion, und das staatsrechtliche Verhältniß ihres Kirchen- und Priesterthums geworden. Die Priester als Vertreter des Göttlichen standen an der Spitze des Volks, leiteten durch ihr Gebot die Versammlung, sprachen im Namen der Gottheit über Leben und Tod, eine Macht, welche der Deutsche seiner weltlichen Obrigkeit nicht zuerkannte, und führten vor dem Volksheer die heilige Fahne. Aber diese Priester machten nicht wie die gallischen Druiden eine erbliche Kaste aus, die sich im Besiz angeerbter Vorzüge gegen das Widerstreben der übrigen Stände durch den Alleinhandel mit Erkenntniß und durch Niederdrückung des Volksgeistes behaupten mußte, und eben darum traten bei den Germanen die Folgen der Priesterherrschaft nicht ein, die bei

den Galliern in der gänzlichen Erdrückung aller Freiheit des Geistes erscheinen.

Eben so fremd als Druiden sind dem alten Deutschland die gallischen Barden, unter denen man sich gewöhnlich einen deutschen Dichter- oder Sängerkorden vorstellt. Tacitus weiß von einem solchen Orden in Deutschland nichts, aber er erzählt, die Deutschen hätten Gesänge, durch deren Absingung, Barit oder Bardit genannt, sie die Gemüther entflammten; im Gesange selbst werde das Schicksal des bevorstehenden Kampfes geweissagt, und von schreckenden oder zitternden Geberden, je nachdem die Schlacht ertöne, begleitet. Diese Gesänge schienen nicht sowohl aus Worten, als aus Lauten der Streitlust zu bestehen. Indem die Deutschen die Schilder an den Mund hielten, um die Stimme durch das Zurückprallen voller und stärker zu machen, erkünstelten sie einen rauhen Ton und ein gebrochenes Geräusch, welches bei großen Massen allerdings eine fürchterliche Wirkung hervorbringen mochte. Das Wort Barit oder Bardit, welches vermöge seiner undeutschen Betonung entweder römischen Ursprungs, oder mindestens römische Umformung einer deutschen Wurzel seyn muß, bedeutet in beiden Fällen, man mag es von dem lateinischen *barrire* oder dem altdutschen *bahren*, d. i. schreien ableiten, nur das Kriegsgeschrei,

Thorn, Thoran, Thorenburg oder Dornburg, Thorgau, Thorsberg etc. Friedenfelde, Frigenwalde, Friedenhausen, Frickingen, Frickgau. Ballersbach, Balbringen, Baldern, Ballersweil etc. Brackenheim, Brackel, Brackenbergr, Bracke, Brackwede. Von Freya, Heimball und Hermode zeugt wenigstens ein Theil der vielen mit Frei, Heim und Herm anfangenden Namen. Hertha ist in sehr vielen sichtbar, z. B. Hertingshausen, Hertingen, Hertenstein, Hertesberge, Hertefeld, Hertesburg; Idunna in Idensee, Idstein, Idenhausen etc. Der Name des schlesischen Riesengebürgs bezieht sich schwerlich auf die Riesengestalt der Berge, sondern ist wohl eine reine Uebersetzung des altgermanischen *Asen* gebürgs, welches sich buchstäblich im *Ασινβουργιον* des Ptolemäus vorfindet.

nicht den Gesang oder das Gedicht selbst. An dergleichen Liedern ergötzen sich die Deutschen auch außer der Schlacht bei Festlichkeiten und Schmäusen; auf dem Rückzuge des Cäsars hörten die Römer, wie die Berge und Thäler ringsum von dem fröhlichen Gesange und den schrecklichen Tönen ihrer Feinde wiederhallten, die sich beim fröhlichen Mahle schon des gewissen Sieges erfreuten. Auch bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten wurde gesungen: als der westgothische König Adolf sich mit der römischen Kaisertochter Placidia zu Narbonne vermählte, stimmte er selbst den Hochzeitgesang an; als der westgothische König Theoderich im Treffen gegen den Aetila gefallen war, wurde er von seinem Sohne Torismund mit Gesang von der Wahlstatt getragen.

Schon bei den Schlachtliedern scheinen geschichtliche Gegenstände zum Grunde gelegen zu haben: „sie besingen, sagt Tacitus, wenn sie zur Schlacht ziehen, vor allen tapfern Männern den Herkules“, das heißt einen Gott oder vergötterten Helden, dessen Thaten mit den Geschichten, die vom griechischen Herkules erzählt wurden, Aehnlichkeit hatten. Aber außerdem hatten sie auch besondere geschichtliche Lieder, welche ihnen nach dem Zeugniß des Tacitus, die Stelle der Jahrbücher vertraten. In diesen Liedern wurden zwar neuere Begebenheiten, z. B. die Thaten Hermanns, besungen; sie scheinen aber vorzüglich mit der alten Götter- und Heldenfabel gefüllt gewesen zu seyn. Ein Bruchstück daraus ist die Geschlechtsstafel des Thuisio und Mannus, die der römische Geschichtschreiber gleich zu Anfang seines Buchs von Deutschland gesetzt hat. Alles übrige ist seit mehr als

tausend Jahren bis auf den leisesten Ton verhallt, und es wird mit Recht bezweifelt, ob die von Karl dem Großen gesammelten Gesänge aus den Zeiten des Heidenthums und nicht vielmehr aus spätern christlichen Zeiten gewesen. Die heidnischen Gesänge wären wohl schwerlich von christlichen Befehlern gesammelt worden. Kaiser Julian, der in der Mitte des vierten Jahrhunderts das innere Deutschland sah, erzählt von dem großen Eifer, womit die Deutschen zu ihren bäuerischen, in gleichlautenden Worten abgefaßten Gesängen sich versammelten, vergleicht aber die Töne derselben mit dem rauhen Geschrei der Vögel, ein Urtheil, welches man aus dem Munde eines verwöhnten Halbgrichen nicht so genau nehmen muß. Vielleicht liegt in den gleichlautenden Worten, die Julian gehört zu haben erzählt, eine Andeutung des Reims, durch dessen Gebrauch sich bekanntlich die Verskunst der neuern Völker von der der alten unterscheidet, und der als eine von den Deutschen gemachte Erfindung angesehen wird. Der Wiederhall in ihren Wäldern, sagt Montesquieu, ließ die Deutschen den Reim erfinden. Dieser sinnreiche Gedanke hat großen Beifall gefunden: aber schwerlich ist durch den Wiederhall der Wälder eine Erfindung zum zweitenmal gemacht worden, die sich unvermeidlich im Gebrauch der Sprache von selbst machen mußte, deren Spuren man daher schon bei den Römern antrifft. Bei dem bestimmteren Maaße ihrer Sylben konnten aber die Alten dieselbe leichter als die Neuern entbehren.

So viel ist von der Lage des Landes und den Namen und Sitten seiner Bewohner erforscht worden.

Z w e i t e s   B u c h.

---

Die deutschen Völkerzüge von den Zeiten Trajans bis zum Umsturze  
des abendländischen Reichs.

---

---

## Inhalt des zweiten Buchs.

---

- Erstes Kapitel. Einleitung.
- Zweites Kapitel. Der Markmannische Krieg.
- Drittes Kapitel. Die ersten Allemannischen Kriege.
- Viertes Kapitel. Die ersten Gothischen Kriege.
- Fünftes Kapitel. Die Franken.
- Sechstes Kapitel. Allemannische und Fränkische Wanderungen.
- Siebentes Kapitel. Große Gefahr Deutschlands unter Probus. Wanderung der Burgunder.
- Achtes Kapitel. Anfang der neuen Ordnung der Dinge.
- Neuntes Kapitel. Zwischengeschichten bis auf Constantin.
- Zehntes Kapitel. Große Weltveränderung unter Constantin. Erscheinung der Sachsen.
- Elfte Kapitel. Von der Aufnahme des Christenthums im römischen Reiche.
- Zwölftes Kapitel. Constantins und seiner Söhne Kriege wider die Deutschen.
- Dreizehntes Kapitel. Julian wider die Allemannen. Schlacht bei Straßburg.
- Vierzehntes Kapitel. Julian im Lande der Allemannen.
- Fünfzehntes Kapitel. Verfolg der Allemannischen Kriege.
- Sechzehntes Kapitel. Das gothische Reich unter Hermanrich. Ulphilas Bischof der Gothen und Uebersetzer der Bibel.
- Siebzehntes Kapitel. Die Gothen werden von den Hunnen angefallen. Anfang der großen Völkerverwanderung.
- Achtzehntes Kapitel. Aufnahme und Empörung der Gothen.
- Neunzehntes Kapitel. Beendigung des gothischen Kriegs durch Theodosius. Völklicher Triumph des Christenthums und der katholischen Kirche.
- Zwanzigstes Kapitel. Züge der Westgothen unter Alarich durch Italien u. Rom.
- Ein und zwanzigstes Kapitel. Zug der Westgothen unter Adolf nach Gallien und Spanien. Vertheilung Galliens.
- Zwei und zwanzigstes Kapitel. Die Wanderung der Wandalen.
- Drei und zwanzigstes Kapitel. Der Völkerverzug des Attila.
- Vier und zwanzigstes Kapitel. Die Wanderung der Sachsen nach Britannien.
- Fünf und zwanzigstes Kapitel. Der Untergang des abendländischen Reichs.
-

## Erstes Kapitel.

### Einleitung.

Mit den Nachrichten des Tacitus verstummt auf viele Jahrhunderte die innre Geschichte von Deutschland. Nur von den Kämpfen mit den an ihre Grenze stürmenden Völkern erzählen die Römer; die innern Begebenheiten blieben ihnen unbekannt, und die wenige Kunde, die zu ihnen gelangte, mag theils im Verfall der Geschichtschreibung vernachlässigt, theils mit den Büchern, in denen sie aufbewahrt war, verloren worden seyn \*). Indes lassen die äußern Geschichten auf die Gestalt der innern Verhältnisse schließen. Wenn die Namen der alten Völker und Völkervereine verschwinden, und neue oder vorher nur aus dunkler Ferne gehörte an deren Stelle treten, wenn nach und nach Alemannen, Franken und Sachsen den Schauplatz der alten Sweben, Chatten und Cherusker erfüllen, so erscheint nur die Wiederholung des schon sonst beobachteten Wechsels der germanischen Dinge: auch im ersten Zeitraum dieser Geschichten war auf den Bund der Sigambrier

der Bund der Cherusker, auf diesen die Herrschaft der Chatten gefolgt. Es wuchs die der alten Verfassung so gefährliche Macht der Kriegsgesolge und Fürsten: je mehr der müßigen Leute wurden, desto mehr versiel die alte Freiheit und Einfalt, desto mehr wurden Angriffskriege des Raubs und der Beute wegen unternommen. Ein Theil der germanischen Völkerwanderungen bestand in bloßen Raubzügen der Gefolge; die junge Mannschaft stürzte sich unter einem Kriegsfürsten auf die römischen Provinzen, während die freien Hausväter ruhig auf ihren Höfen saßen, und in den römischen Rachekriegen oft durch harte Drangsale die Thaten ihrer Jünglinge büßten. Aber die Standhaftigkeit jener wie die Kühnheit dieser ist meist in gleiche Nacht gehüllt, weil Heer- und Herrmann allein unter ihren Feinden Geschichtschreiber ihrer Thaten gefunden.

Indes kam der Sturm, welcher das römische Reich über den Haufen warf, nicht aus

\*) Vorzüglich ist in dieser Hinsicht der Verlust der ersten Hälfte des Ammianischen Geschichtswerkes zu beklagen.

dem eigentlichen Germanien, sondern aus dem östlichen Wanderungslande jenseits der Elbe, Oder und Weichsel, wo in unbekanntem Grenzen die rohen Kriegsstämme herumzogen, welche Plinius mit dem allgemeinen Namen Wandalen genannt hat. Mitten unter ihnen zeigen sich nun deutlicher in mancherlei Verzweigungen Slaven, welche unter dem ältern Namen Sarmaten von jeher den Germanen, wie diese den Galen, im Rücken gefessen hatten; aber Niemand kann sagen, daß er den Ort ihrer Wohnsitze zu bestimmen und die Geschichten ihrer Wanderungen zu erzählen vermöge. Wie vor Alters Gallier und Germanen, so wohnten noch viel später Germanen und Slaven auf ungesonnderter Erde. Nachdem aus diesem Mutterlande der Völker schon einzelne Massen gegen Südwesten ausgezogen waren, schien die Herrschaft der Gothen, welche den Osten unter ihrem Scepter vereinigten, den Druck gegen Westen zu mäßigen und die Wanderungsvölker an feste Stätten zu fesseln; da traten plötzlich aus dem tiefsten Hintergrunde Asiens die Hunnen hervor, und gaben dem gedämmten Strome einen neuen und unwiderstehlichen Anstoß.

Aber während dichte Nebel die Werkstätte der heranwachsenden Jugend des Menschengeschlechts einhüllen, und nur hin und wieder eine flüchtige Deffnung das Treiben der Völker ge-

wahr werden läßt, haftet der Blick des Beobachters desto ungesörter auf dem alternden Süden, der mit überlegenen Mitteln aber alternder Kraft dem jugendlichen Geschlecht, welches gegen ihn streitet, immer zweifelhaftern Widerstand leistet. Umsonst versucht Dioclezian, das Alte durch neues Gewand zu verjüngen, umsonst verläßt Constantin die Götter und Rom: Europa wird endlich doch Erbtheil der Deutschen, denn auf der gereinigten und geheiligten Erde soll ein frisches Leben gedeihen, und des Alterthums entgeisteter Leib, des römischen Reichs letzte Trümmer scheint in den Mauern von Constantinopel nur darum in tausendjährigem Sterben dem Tode entgegen zu schmachten, damit dargethan werde, was die Welt ohne den Sieg der germanischen Völker geworden seyn würde. Dies nun ist die Aufgabe dieses zweiten Buchs der Geschichte, den Kampf der Nordwelt und der Südwelt, den Angriff jener, den langen Widerstand und das endliche Unterliegen dieser zu beschreiben. Je weniger in Hinsicht der erstern gegeben werden kann, desto wichtiger ist es, die Umgestaltung der letztern deutlich vor Augen zu stellen, weil eben aus der Verschmelzung der neurdömischen Form und Religion mit dem altdeutschen Gebrauch und Gemüth die Geschichte hervorgeht, die unserer Arbeit Gegenstand ist.

## Zweites Kapitel.

## Der Markmannische Krieg \*).

Die Zeiten Trajans und seiner beiden Nachfolger, des einsichtigen Hadrians und des gütigen Antonins, werden als die goldenen Jahre des römischen Reichs, von vielen als die schönsten der Menschheit gepriesen. Seit Hadrian gleich nach Annahme des Purpurs mit den Parthern Frieden gemacht, genossen vom Euphrat bis an den Tagus, und von Schottlands Gebirgen bis zu Libyens Sandwüsten hundert und zwanzig Millionen Menschen eines vier und funfzigjährigen Friedens. Verbunden zu einem Gesamtreich prangten die schönsten Länder der Erde im herrlichsten Anbau, überall von prächtigen Städten geziert, von gebildeten Geschlechtern der Menschen bewohnt: denn die Völker hatten ihrer alten Feindseligkeit wie ihrer Freiheit vergessen, und waren unter gleicher Herrschaft allmählig zu gemeinschaftlicher Sprache und Bildung zusammen geschlossen; die einst Barbaren geheissen, waren nun Römer. Die Griechen, die diesem geistigen Gehorsam allein sich entzogen hatten, besaßen durch ihre Sprache die feinere Geselligkeit der höheren Stände, und erwärmten die Liebe zu Kunst und Wissenschaft mit den Ueberresten ihres eigenthümlichen Feuers. Das Gebäude des gesellschaftlichen Lebens, durch Athens Weisheit zuerst auf der Grundlage der Geseze, des Ackerbaus, des Handels und der Wissenschaften aufgeführt, schien durch Roms Macht gegen jeden Umsturz gesichert:

in allen bedeutenden Städten waren Lehrstühle errichtet, Homer und Virgil wurden am Rhein und an der Donau gelesen, wissenschaftliche Verdienste durch reiche Belohnungen ermuntert; und wie ehemals mit bürgerlichen Händeln und ehrgeizigen Planen, beschäftigten sich jetzt die besten Köpfe mit dem Streben nach Erkenntniß und Weisheit. Von Britannien bis Colchis und von Aegypten bis Indien durchschifften Handelsflotten die Meere, deren volles Eigenthum die Völker sich durch keine gegenseitige Eifersucht streitig machten; der Ackerbau, durch Boden und Himmelsstrich gleich begünstigt, wurde durch die mannigfaltigen Erzeugnisse, welche die verschiedenen Provinzen gegen einander austauschten, bereichert; die Geseze endlich herrschten unter der Obhut wohlmeinender Kaiser, und wenn vielleicht einzelne Mißbräuche der den Statthaltern verliehenen Gewalt nicht völlig gehindert wurden, so scheint doch im Vergleich mit den Zeiten der Republik die Verwaltung der Provinzen im Ganzen mild und wohlthätig gewesen zu seyn.

Aber in diesem schimmernden Glanze öffentlicher Glückseligkeit, wurden die scharfblickenden Augen einsichtiger Beobachter über die Merkmale des herannahenden Verfalls nicht verblendet, und schon in den glücklichen Jahren Trajans konnte die große Seele des Tacitus sich von dem Gefühl nicht loswinden, daß

\*) 166 — 180.

alle scheinbare Herrlichkeit der Gegenwart nur der Nachglanz eines kräftigern und wahrhaftigern Lebens sey, welches einst in den Zeiten der Väter sichtbar gewesen. Aehnliches Gefühl tritt hin und wieder in dem Werke des ältern Plinius, noch mit größerer Bestimmtheit wiewohl mit geringerer Tiefe, in dem kleinen aber gehaltvollen Buche hervor, dessen unbekannter Verfasser den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit nachforscht \*). Der Geist der Völker war mit ihrem politischen Leben und ihrem Wetteifer erloschen. Als alles Vorzügliche zusammen gedrängt worden in eine Stadt, in die verdorbenen, als die durch Boden, Meere, Charakter und Geschichte weit getrennten Völker der Erde vor einem sich beugen mußten, welches selbst unterjocht war, und sich unter einem Namen vereinigt sahen, der ihnen durch all seine großen Erinnerungen kein anderes als das bittere Gefühl hervorrief, daß in ihm ihre eigne Volksehre und Volksfreiheit untergegangen sey, da ward es recht offenbar, daß das Leben der Völker in einer Wechselwirkung verschiedener oft feindseliger Kräfte besteht, und daß auf das Erlöschen dieses innern Lebens unvermeidlich auch äußeres Hinsterven folgt. Das auch in unsern Tagen von vielen gehoffte und gepriesene Glück einer Alleinherrschaft über alle Völker erscheint in der Gestalt des römischen Großreichs wie die Stille eines großen Gefängnisses,

die Seegnungen des ungestörten Friedens wie Blumen des Grabes. Trotz der allgemeinen Ruhe und Sicherheit, trotz der Verbesserungen des Landbaus verödeten die Länder, die in den alten kriegerischen Zeiten der Freiheit sich oft ihrer Menschenfülle hatten entledigen müssen: der Peloponnes enthielt weniger Einwohner als vormals die einzige Stadt Athen, ganz Griechenland vermochte nicht dreitausend streitbare Männer zu stellen \*\*), und von den Helveziern war nach langem Frieden nicht mehr das Drittheil der Zahl vorhanden, die einst nach langem Kampfe mit den Deutschen gegen Cäsar gestritten. Viele einst blühende Städte wurden einsam, und verfielen mitten unter den großen Denkmählern der Kunst und Pracht, die von reichen Bürgern und von einigen Kaisern errichtet worden waren, so daß wir selbst bei Betrachtung dieser Zeiten eines wehmüthigen Gefühls uns nicht erwehren können, demjenigen vergleichbar, welches der still umwölkte Himmel eines Herbsttages in der Seele hervorruft.

In Italien oder vielmehr in Rom, dessen Größe mit dem selbständigen Daseyn aller Völker erkauft worden, waren die heftigen Leidenschaften aber auch die lebendigen Kräfte ins Abnehmen gekommen. Der große Haufe war in friedlichem Genuß zu einer trägen Gleichgültigkeit erstarrt, die nur durch Vergnügungssucht aufgeschüttelt wurde, die Bessern

\*) Hieher gehört die berühmte Stelle: *Maneat quaeso duretque gentibus si non amor nostri at certe odium sui, quando urgentibus imperii fati nihil jam praestare fortuna majus potest quam hostium discordiam.* de Germ. 35. *Alpium juga Romano imperio saluberrima.* Plin. III. 4.

\*\*\*) Plutarch. de Oracul. defectu. *Και μολις ἂν νυν ὅλη ἡ Ἑλλάς παρασχοι τρισχιλίους ὄπλιτας.* Soviel hatte einst die kleine Stadt Megara in die Schlacht bei Plataää gesendet.

gerieten durch die allgemeine Beschäftigung mit Schulweisheit in den Fehler, die Tugend selber zu überkünsteln, oder deren Schein, strenge Haltung und rednerisches Gepränge, für die Wirklichkeit zu nehmen. Da die Gelegenheit zu großen Thaten fehlte, kamen große Gedanken und schöne Worte mehr und mehr an die Tagesordnung. Gegenüber der Lehre Epikurs, die in kluger Befriedigung der Begierden und dem daraus entspringenden Vergnügen das Glück und den Endzweck des menschlichen Geschlechts erreicht fand, und darum der Mehrzahl gefiel, erhielt die ernste Sittenlehre der Stoa, welche durch Erdödtung aller Leidenschaften zur höchsten sittlichen Freiheit zu führen versprach, von denen Beifall, die sich über die Bestrebungen der Menge erhaben fühlten oder erheben wollten. Wie diese Tugendhaften wenig wirkten, weil das meiste auf Unterricht und Wortgepränge, und dies bei dem Mangel öffentlicher Religionsvorträge auf einen kleinen Kreis von Schülern eingeschränkt blieb, so waren auch die Bücher in den Händen zu weniger Leser, um die todte Ruhe der Welt durch die Bildung einer öffentlichen Meinung in Bewegung zu setzen. Der Gottesdienst bestand in Gebräuchen, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen mit edlern und höhern Ansichten in Berührung und Bekanntschaft erhalten. Hätte eine längere Reihe guter Kaiser diese Verhältnisse sich mehr befestigen lassen, wäre das Christenthum nicht dazwischen getreten, und hätte das Reich sich der nördlichen Völker erwehrt, so möchte die römische Welt geworden seyn, was wir in China vollendet erblicken. Aber das Christenthum warf damals erst einen

matten Strahl, und die nördlichen Völker wurden mehr als durch die Grenzmauern, auf welche das Reich sich zu stützen begann, mehr als durch den Ruf der erschlafften Legionen durch innere Zwietracht in Zaum gehalten. Auf solche deutet die Erwähnung, daß Hadrian einer Völkerschaft der Deutschen einen König gesetzt, und daß Antonin nebst andern Völkern auch die Deutschen durch Botschafter und Vorsteher vertragen habe.

Was außerdem in diesen Zeiten im Innern Deutschlands geschehen seyn mag, das ist eben so unbekannt, als alles, was einst dem Zuge der Cimbern und den Kriegen des ersten Cäsars vorgegangen. Um den Frieden an den weitläufigen Grenzen zu erhalten, die Provinzen vor verheerenden Einfällen zu bewahren, und Kriege zu vermeiden, in denen nichts zu gewinnen und viel zu verlieren war, zahlte der Kaiser jährlich gewisse Geschenke an die barbarischen Völker: daher die Stille über Deutschland. In den Ländern am Rhein und an der Donau ist Hadrian auf der berühmten Fußreise gewesen, auf welcher er alle Provinzen des Reichs in Augenschein nahm. Ein Denkmahl, das auf der Linie der wahrscheinlich von ihm erbauten großen Grenzmauer gefunden worden, nennt seinen Namen; und eine Steinschrift erklärt ihn für den Gründer der römischen Kolonie *Juvavum*, des heutigen Salzburgs. Dies läßt vermuthen, daß er große Pläne über den Umbau der Donauprovinzen gehabt, und daß das verödete Bojerland ihm die Wiederherstellung seiner Bevölkerung verdankt. Von Hadrian gelangte das Reich durch Ankündigung auf den ehrwürdigen *Antonin*, der still und wie ein Vater die Völker

beherrschte; von diesem auf gleiche Weise an den weisen Marcus Aurelius, der ein Muster der Fürsten genannt wird. Gemäß den Verordnungen Hadrians, den Wünschen Antonins und der eigenen Neigung, welche ihn die Erforschung der Wahrheit und die Künste des Friedens dem Lorbeer des Siegs vorziehen hieß, theilte er gleich anfangs die Herrschaft mit Lucius Verus, einem kräftigen und kriegserfahrenen Manne, der, wie er hoffte, ihm die Last der Kriegsgeschäfte abnehmen oder erleichtern sollte. Aber als entweder die Kraft des Reichsgenossen im Morgenlande durch Bollwerke geschwächt, oder in der Prüfung seine Untüchtigkeit offenbar worden war, unterzog sich Marcus auch den kriegerischen Pflichten seines kaiserlichen Amtes, und dieselbe Hand, welche Betrachtungen über Freiheit, Tugend und Unsterblichkeit niederschrieb, faßte das Schwerdt zum Schutze der Völker. Vielleicht hat Marcus in manchen Fällen zuviel auf Heuchler gehört, in andern nicht den Mann und den Fürsten, sondern den Anhänger der überspannten stoischen Weisheit gezeigt, welche böse Menschen statt zu züchtigen zu ertragen gebot, gewiß aber dadurch, daß er nicht wie sein Vorgänger den eignen Sohn von der Nachfolge ausschloß, eine nicht zu entschuldigende Schwäche bewies; aber auf der andern Seite ist es nicht möglich, sich der Bewunderung des Weisen zu erwehren, der mit immer gleichmüthiger Seele von den Lastern, die ihn umgaben, unbestraft, wie von den Gefahren, die ihn bedrohten, ungebeugt stand, und im zwanzigjährigen Besitze der Allgewalt keinem von den Grundsätzen ungetreu wurde, in denen er als Jüngling die Richtschnur seiner Handlungen anerkannt hatte. Wie

sein Gleichmuth durch häusliche Leiden und durch das bitterste, durch Verrath des Freundes, erprobt ward, so seine Thatkraft und Tugend durch härtere Prüfungen, als irgend einen seiner Vorgänger betroffen. Unter seiner Regierung ward durch große Stürme das Menschengeschlecht aus dem langen Schlummer geweckt: im Morgenlande entstand Krieg gegen die Parther, im Abendlande erhoben sich die eingeschlafert gewöhnten Deutschen, überschritten die Bollwerke Hadrians, bald auch, seit Marius zum erstenmal, die Flußgrenzen des Reichs. Schreckliche Naturbegebenheiten, Ueberschwemmungen, Pest, Hungersnoth und Erdbeben vereinigten sich mit dem Aufstande der Völker, so daß auf dem Markte zu Rom ein Schwärmer angehört ward, welcher den nahen Untergang des Erdballs verkündigte.

Die Ursachen, die in den Tagen des Marius und Cäsar die Deutschen gegen die römischen Grenzen getrieben hatten, wirkten noch fort: die Uebersahl junger Mannschaft ward für das bereits angebaute Land zu klein, und ihre Streitbegier mit Beutelust verbunden, zog einen Angriff auf die reichen Grenzländer mühsamem Anbau des noch unvertheilten Bodens vor. Oft mochte in solchen Fällen ein kühner Anführer entscheiden, vielleicht auch das Ausbleiben der von Hadrian geschickten Geschenke mitwirken. Aber die Geschichtschreiber fehlen, denen wir die Begebenheiten des markmannischen Kriegs mit eben der Sorgfalt nach erzählen könnten, wie die bisherigen Geschichten nach Plutarch, Cäsar und Tacitus dargestellt worden. „Von der Zeit an, als die Sache des Reichs das Geschäft eines Einzigen wurde, ver-

loren die Geschichtschreiber sowohl die Kenntniß als die Theilnehmung, wodurch von den Alten geringere Dinge unsterblich gemacht wurden. Die Kenntniß des Hofes wurde der Weg zum Glück, wie vormals die des Heers, des Volks und des Senats; daher beschrieben diese die Hoffitten, die vorigen das öffentliche Leben <sup>1)</sup>.“

Schon im zweiten Jahr der Herrschaft des Marcus Aurelius fielen Stämme der Chatten in die Provinz Obergermanien, andere in Rhätien ein <sup>1)</sup>. Wider die letztern ward Aufidius Victorinus gesendet, wider die erstern Didius Julianus, der nachmals Kaiser geworden. Später, als auch die Rauchen gegen die nieder-rheinische Provinz zogen, wo die Belgen Empörung droheten, wehrte derselbe Didius Julianus der Gefahr, und ward dafür mit dem Consulate belohnt <sup>2)</sup>.

Bedenklicher und bald folgenreicher war die Bewegung der Völker, die an der Donau von der illyrischen Grenze bis gen Gallien wohnten. Zwar wurden die Angriffe, die einige östliche, wahrscheinlich von den Gothen gegen Süden getriebene Völkerschaften, die Victovalen, Sofiben, Sicoboten, Roxolanen, Bastarnen, Alanen, Peuciner und andere auf die Provinz Dacien machten, um im römischen Gebiete Wohnsitz zu erlangen, von den Statthaltern zurückgeschlagen; desto furchtbarer zeigten sich die Feinde an der Mittel- und Oberdonau, wo

die Römer bald gewahr wurden, daß sie hier nicht mit einzelnen Völkerschaften, sondern mit einem ganzen Bundesvereine zu thun hatten. Wie einst die Niederdeutschen unter den Cheruskern, so fochten hier unter den Markmannen und ihrem Könige Markomar <sup>3)</sup> vereinigt die Marisker, Hermunduren, Quaden, Sweben, Sarmaten, Patringer und Burier; eben so wie damals schlossen oft einzelne dieser Völker ihren Frieden, ohne daß die übrigen sich gebunden glaubten, oder sie selbst sich länger als für die Zeit ihrer Bedrängniß. Die Sarmaten in diesem Völkerverzeichnisse sind ohne Zweifel die wilden Tazygen, die zwischen der Donau und dem Theiß saßen, und an diesem Kriege als Bundesgenossen der Markmannen Theil nahmen.

Der Anfall der Verbündeten traf zuerst die Provinz Pannonien. Die Befehlshaber derselben wurden angewiesen, den Krieg in die Länge zu ziehen, bis Lucius Verus, Aurels Reichsgenosse, der mit den besten Legionen im Morgenlande gegen die Perser stand, nach Europa zurückgekehrt wäre. Dieses mehrjährige Zögern wird vielleicht durch die Pest erklärt, welche grade damals Italien verheerte. Als nun Verus aus dem Morgenlande zurückgekommen war, stellten sich beide Kaiser in Person an die Spitze des Heers, und führten dasselbe nach Aquileja an den Fuß der julischen Alpen. Die Verbündeten, die so schnelle Beendigung des parthischen Kriegs nicht vermuthet hatten, zogen sich zurück;

<sup>1)</sup> Der nütliche Dio, der uns noch die meiste Belehrung geben würde, ist grade über diesen Zeitabschnitt nur im dürftigen Auszuge des Xiphilinus vorhanden.

<sup>2)</sup> Capitolin in Marco c. 8. <sup>3)</sup> Spartian. in Juliano c. 1. <sup>3)</sup> Capitolin in Marco 22. Aurelius Victor c. 16. in Marco.

daß sie die Urheber des Aufstandes getödtet hätten, war wohl nur ein unter dem römischen Heere verbreitetes Gerücht, wie neuern Heeren oft durch Sagen von innerer Uneinigkeit und Zwietracht der Feinde Muth gemacht ward. Die Quaden schickten indeß Gesandte an den Kaiser, und erbaten sich, ihren König künftig nach seinem Willen zu setzen. Verus, der sich nach den Wünsften der Hauptstadt zurückkehrte, bestand auf dem Abschluß des Friedens; Marc Aurel aber behauptete, die angebotene Unterwerfung sey eben so wenig als der schnelle Rückzug aufrichtig gemeint, sondern suche die versammelte Kraft des Reichs in auslösende Sicherheit einzuwiegen. In Folge der letztern Ansicht gingen beide Kaiser über die Alpen, in Folge der erstern kehrten sie nach kurzem Aufenthalt gen Aquileja und von da nach Rom zurück. Marc Aurel hatte den Fehler, eben so nachgiebig gegen andere zu seyn, als er streng gegen sich selbst war.

So geschah, was er vielleicht vorausgesehen hatte: kaum war er mit einem Theile des Heers abgezogen, als der wilde Völkerstrom wieder losbrach. Die Grenzbesatzungen wurden geschlagen, Pannonien geplündert, und der Raub der verheerten Provinz in großer Masse über die Donau geschleppt \*). Die Kaiser begaben sich daher wieder nach Aquileja, um einen großen Zug gegen die Deutschen vorzubereiten: aber die Pest wüthete dergestalt, daß sie sich zur eiligen Rückkehr entschließen mußten. Auf dieser Reise starb Lucius Verus, an der

Seite seines Bruders und Reichsgenossen vom Schlage getroffen.

Marc Aurel, dessen Schultern allein nunmehr die Last der Regierung zu tragen hatten, machte in Rom große Anstalten zur kräftigen Führung eines Kriegs, dessen Gestalt so fürchtbar wurde, daß die Angst der Römer schon von der Wiederkehr der Zeiten Hannibals sprach. Aber nicht in der Geschicklichkeit und Uebermacht ihrer Feinde, in der eignen Entartung bestand die Gefahr. Die Schrecknisse, die einst durch großen Entschluß und unerschütterte Standhaftigkeit abgewehrt worden waren, sollten jetzt durch geheimnißvollen Götterdienst beschworen werden. Auf den Rath des betrügerischen Wahrsagers Alexander wurden unter Anzündung kostbarer Wohlgerüche und Abschachtung großer Opferrthiere zwei Löwen in die Donau getrieben, um die Feinde zu erschrecken oder zu zerreißen. Diese aber ließen sich nicht irre machen, erschlugen „die großen und unbekanntnen Hunde oder Wölfe“ mit Keulen, und bald darauf zwanzig tausend Römer in einer großen Schlacht †). Hierbei war es vermuthlich, wo der Präfect Marcus Binder getödtet ward. Der gleichmüthige Kaiser ließ ihm trotz seines Unglücks drei Bildsäulen aufrichten, zum unverkennbaren Zeichen der Schwäche eines Reichs, worin unglückliche Feldherrn nicht entschuldigt oder bemitteidet, sondern gepriesen und belohnt wurden. Die Barbaren aber drangen in Italien ein, und bedrohten Aquileja.

Auf diese Unfälle ließ Marc Aurel zu Rom Sklaven, Fechter, und was sonst zum Tragen

\*) 169. †) Lucian in Pseudomanti.

der Waffen geschickt war, in die Regionen einzutreten: selbst die Straßenräuber in Dardanien und Dalmatien erhielten Gnade, wenn sie Kriegsdienste nahmen. Angemessener der alten Staatskunst war es, daß er die Hülfe der Niederdeutschen gegen die swevischen oder markmannischen Bundesgenossen erkaufte, wie einst Tiber das Stillfisen oder die Freundschaft Marobods im Kriege gegen die nördlichen Völker <sup>5)</sup>. Zur Aufbringung der nöthigen Geldsummen veranstaltete er die berühmte Versteigerung der Kleinodien und Kunstwerke, welche seine Vorgänger, besonders Hadrian, gesammelt hatten; bei derselben kamen sogar seidne Kleider der Kaiserin vor. Unzählige Opferrthiere bluteten an den Altären, den Zorn der Götter zu versöhnen. Die Spötter meinten, es würde an Stieren zu Dankopfern fehlen.

Nach Vollendung seiner Rüstungen führte der Kaiser in Person das Heer zur Befreiung der überschwemmten Provinzen <sup>6)</sup>. Aquileja wurde entsetzt, und in mehreren Schlachten auf Pannoniens Boden glücklich gekämpft. Die von der Nordseite des schwarzen Meers heranziehenden Völkerschaften, unter diesen die gothischen oder wandalischen Stämme der Patringer und Aflinger, wurden mit ihren Anführern Rhaus und Rhapsus, als Bundesgenossen in Thracien, Pannonien und sogar in Italien aufgenommen, die Markmannen und Sazygen über die Donau getrieben, und die letztern in einer blutigen Schlacht auf dem zugefrorenen Flusse geschlagen. Noch nie hatten die Römer auf dem Eise gefochten; dagegen hielten die ver-

folgten Sazygen mit Zuversicht Stand, weil ihre Pferde sicher auf dem glatten Element zu schreiten gewöhnt waren. Die Römer aber bildeten einen Phalanx, der von allen Seiten den Feinden die Stirn bot; viele gewannen dadurch festen Tritt, daß sie ihren Schild auf das Eis warfen und einen Fuß darauf setzten. So hielten sie nicht nur den ersten Anfall aus, sondern saßen auch die Angreifer bei den Jügeln ihrer Pferde oder bei ihren Schildern und Lanzen, und rissen mit gewaltiger Faust Mann und Roß zugleich auf den spiegelblanken Eisboden nieder. Zwar stürzten auch viele der Römer; aber keiner ohne einen oder mehrere Feinde, und die Gefallenen und Liegenden kämpften noch mit den Zähnen. Die bessere Rüstung und die aus den Kampfschulen mitgebrachte Fertigkeit liegend zu ringen, entschied völlig zu Gunsten der Römer und die Niederlage der Sazygen ward groß. Das Hauptquartier des Kaisers war in diesem Kriege meist zu Carnutum: daselbst hat er auch zum Theil die Selbstbetrachtungen niedergeschrieben, welche ihren geringsten Werth von dem Diadem ihrer Verfasser entlehnen <sup>7)</sup>.

Nach Vertreibung der Sazygen und Markmannen richtete der Kaiser seine Waffen gegen die Quaden, welche den vor Kurzem geschlossenen Frieden wieder gebrochen, ihren König Furtius verjagt, einen andern Namens Ariogastus angenommen, und mit den Sazygen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Er beschloß, beide in ihren eigenen Wohnungen anzugreifen, setzte über die Donau und verfolgte die zurückweichenden Feinde, bis er sich diesseits

<sup>5)</sup> Emit Germanorum auxilia contra Germanos. Capitol. <sup>6)</sup> 171. <sup>7)</sup> 174.

des Gran, am Nitra in den Thälern bei Ghimes, plötzlich in einer wasserlosen Gegend eingeschlossen sah. Schon hatte das vor Durst beinahe verschmachtende Heer alle Hoffnung der Rettung aufgegeben, denn die Quaden, des unblutigen Sieges gewiß, verschoben absichtlich den Angriff und wichen dem Kampf aus, als unerwartet schwarze Wolken den Himmel umzogen, und sich bald mit einem heftigen Wetter in einen erfrischenden Regen ergossen, dessen Wasser die Römer begierig in ihren Helmen auffingen. Diese himmlische Hülfe stärkte dergestalt ihren ermatteten Muth, daß sie einen vollkommenen Sieg über die Quaden erfochten, und den Kaiser auf der Wahlstatt zum siebenten mal als Imperator begrüßten. Diese Begebenheit, deren Wahrheit durch die Abbildung des regnenden Jupiters auf der dem Kaiser in Rom errichteten Denksäule außer Zweifel gesetzt ist, wurde von den Zeitgenossen theils den Künsten eines ägyptischen Zauberers, Arnuphis, theils dem Gebete des frommen Helden, von dem letztern selbst der Gnade der Götter, von anmaßlichen Weisen aber dem Zufall beigelegt. Spätere christliche Schriftsteller erzählen, die zwölfte Legion im römischen Heer, die aus lauter Christen bestanden, habe durch ihr Gebet den Donner und den Regen erfleht und davon den Namen der blinkenden erhalten \*). Indeß kömmt dieser Name der zwölften Legion schon unter dem Trajan vor. Die Absicht solcher Erzählungen ist die wohlmeinende, die Wahrheit des Christenthums, die doch durch eig-

nes Feuer leuchtet, durch Wunderbeglaubigung zu erhellen.

Die gedehmüthigten Bundesgenossen baten nun ernstlich um Frieden \*\*). Der Kaiser, der anfänglich Willens gewesen war, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er das Land der Quaden und Markmannen zur Provinz gemacht und die Jazygen ganz ausgerottet hätte, wurde durch den Abfall seines vertrauesten Freundes, des Avidius Cassius, den er zum Statthalter von Syrien ernannt hatte, genöthigt, diese Entwürfe aufzugeben, und den von den Feinden erbetenen Frieden zu bewilligen. Der König der Jazygen (er hieß Zantikus,) fand sich in eigener Person im römischen Lager ein, die deutschen Völkerschaften unterhandelten durch Abgesandte. Die Bedingungen waren: die Jazygen sollten sich von den Ufern der Donau zwei Meilen, die übrigen eine Meile entfernt halten, nur an bestimmten Tagen auf die römischen Märkte kommen, alle Gefangenen und Ueberläufer ausliefern, und einen Theil ihrer Mannschaft in römische Kriegsdienste stellen. Bald wurde den Jazygen auf ihr Bitten wieder erlaubt, ungehindert an die Donau zu kommen, und mit Vorwissen des römischen Befehlshabers in Dacien die Gemeinschaft mit ihren Brüdern am schwarzen Meer, den Korolannen, zu unterhalten. Der Kriegsgefangenen, die sie auslieferten, waren hunderttausend; als man ihnen deren noch mehr abforderte, erklärten sie, die übrigen wären verkauft oder gestorben: von achttausend Jazygischen Reitern,

\*) Orosius VII. 15.    \*\*) 175.

die in römische Dienste traten, wurde ein Theil alsbald nach Britannien übergeschifft. Die den Quaden und Markmannen aufgelegten Bedingungen glichen denen der Jazygen, und obwohl die Anzahl der Gefangenen nicht angegeben ist, muß dieselbe doch ebenfalls sehr groß gewesen seyn, weil die Bundesgenossen sich früher vergeblich erböten hatten, deren funfzig tausend auszuliefern. Der Befehl über das Heer an der Donau ward hierauf dem Pertinax übertragen, der mittler Weile einen großen über die Oberdonau in Rházien eingebrochenen Haufen Deutscher zurückgetrieben hatte; der Kaiser selbst aber trat den Marsch nach dem Morgenlande gegen den treulosen Cassius an. Unter Wegs ward ihm dessen abgeschlagenes Haupt entgegen gebracht: Mörderhände waren der Gnade des Fürsten zuvorgekommen, der tief bewegt sein Antlitz von den entstellten Zügen seines vormaligen, weniger schuldigen als irre geleiteten Freundes abwandte, und allen Theilnehmern der Empörung verzieh. Erst nach Beendigung dieser morgenländischen Angelegenheit hielt er in Rom seinen Triumph über die Markmannen \*), von dessen Herrlichkeit eine mit vielen Darstellungen deutscher Schlachten geschmückte Säule auf die Nachwelt gekommen ist. Dreihundert Jahr nach Marc Aurel ist dies Denkmal seiner Siege, vielleicht von den Nachkommen der Besiegten, mit Rom selber umgestürzt worden, und hat lange Jahrhunderte unter des Alterthums Trümmern gelegen; im sechzehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung hat Papp Sixtus V. dasselbe aufrichten, und mit dem

Standbilde des Apostels Paulus verzieren lassen.

Zwei Jahre nach seinem Triumph sah sich der Kaiser abermals genöthigt, erneuerten Einbrüchen der Quaden und Markmannen durch seine persönliche Gegenwart zu widerstehen: er zog in Begleitung seines Sohns Commodus an die Donau. Einer der römischen Feldherrn, Namens Paternus, ersocht einen Sieg, und die bedrängten Provinzen wurden frei. Um sie auf immer zu sichern, wies Marcus der zweiten und dritten Legion feste Standquartiere in Rházien und Norikum an. Diese Legionen hießen die Italischen; denn die Provinzen, in denen sie lagen, und aus denen sie ergänzt wurden, rechneten sich zu Italien. Die einzelnen Festungen und Städteanlagen am Ufer der Donau wurden seitdem zur zusammenhängenden Kette, und erhielten ihre Verbindung durch regelmäßige Straßen. Von den Hauptorten Augusta, Regina und Dvilabis (wahrscheinlich Lambach am Traun) verbreiteten sich Römer, Rhäter und Bindeliker nach allen Richtungen. Aus dem Standquartier der neunten batavischen Cohorte (Castra Batava,) erwuchs die Stadt Pafsau. In der Provinz Rházien war einem Dux der Befehl der Legionen, einem Quástor, der auf dem Bergschlosse Terioli seinen Sitz hatte, die Verwaltung der Gelder übertragen. Die Besatzungen wurden außer von Eingebornen, vorzüglich durch rheinische Deutsche verstärkt <sup>6)</sup>.

Also setzte Marcus Aurelius die von Hadrian, begonnene Wiederherstellung der Donau-provinzen fort, und was diesen Ländern völli-

\*) 176. <sup>6)</sup> Zu vergleichen Mannerts älteste Geschichte Bojariens.

gen Untergang zu bringen geschienen, die Einfälle der Deutschen, war die Veranlassung ihres neuen Anbaus geworden. Aber mitten im glücklichen Fortschritte seiner wohlthätigen Einrichtungen ward Marcus Aurelius den Segnungen des Menschengeschlechts entrisen: er starb im neun und funfzigsten Jahre seines Alters, im neunzehnten seiner Regierung, zu Vinodobona in Pannonien, wo nach einem Jahrtausend eine lange Reihe römischer Kaiser thronen sollte.

Commodus, des weisen Aurels unwürdiger Nachfolger, den die Sage des Volks für den Sohn eines Fechters erklärte, gedachte an Roms Vergnügungen und Schauspiele, und schloß, statt des Vaters zur Sicherung der Grenz-

provinzen gefasste Pläne auszuführen, und jenseits der Donau Marken des Reichs anzulegen, eifertigen Frieden mit den Quaden und Markmannen. Die Römer räumten alle am jenseitigen Ufer eroberten Plätze, die Deutschen aber gaben alle Gefangenen heraus, versprachen, ihre Nachbarn, so sich früher mit den Römern vertragen hätten, nicht zu befehlen, und auf Verlangen Hülfsvölker zu stellen. Als der sterbende Aurelius seinen Sohn beschwor, den Krieg nicht eher zu endigen, bis die Feinde an der Donau gänzlich vernichtet wären, ahnte er die Zukunft des Reichs, und das aus Norden drohende Verderben: aber durch Befolgung seiner Maaßregeln hätte die Welt des Alterthums so wenig erhalten, als die des Nordens vertilgt werden mögen.

### Drittes Kapitel.

#### Die ersten Allemannischen Kriege \*).

Unter dem Schutze seiner Leibwache herrschte Commodus dreizehn Jahre hindurch wie ein Rasender über Rom, und schien durch Frevel und Thorheiten sogar Neros Beispiel überbieten zu wollen: wie dieser als Schauspieler, trat Commodus als Fechter vor die Augen des Volks. Endlich als er den Gipfel der Ehrlosigkeit und des Lasters erstiegen, ward er von seinen Hausbedienten, die sein mordsüchtiger Wahnsinn für ihr Leben besorgt machte, ermordet. Aber

die Wohlthat dieses Todes ward zum Unglück für Rom, weil die Heere sich das Recht, Kaiser zu machen, welches ihnen seit Nervas Zeiten durch die Ankündungen tüchtiger Thronfolger entrisen worden war, von neuem anmaßten. Die Leibwache erhob zuerst den wackern Pertinax, der in Deutschland rühmlich gefochten, und erschlug ihn nach drei Monaten, als er ihre Frechheit bändigen wollte. Darauf bot sie das Reich wie ein Ackerstück in einer

\*) 213 — 237.

Versteigerung aus; der reiche Schlemmer Didius Julianus, der in jüngern Jahren als Statthalter Belgiens gegen die Rauchen einigen Ruhm erworben, erstand es; da er aber den Kaufpreis nicht erlegen konnte, überließ ihn die Soldaten der Rache des Senats. Schon hatten die Heere in den Provinzen, ungeduldig daß die Leibwache das Höchste sich anmaße, auch ihrer Seits Kaiser ernannt, in Asien den Nigger, in Britannien den Albinus, in Pannonien den Severus, der die Oberhand behielt. Severus war ein alter, mit schmerzhaften Fußkrankheiten behafteter, sehr verdrüsslicher Kriegsmann, der auch die Trümmer des bürgerlichen Regiments nicht leiden mochte und darauf ausging, den Senat gänzlich zu unterdrücken. Seitdem ward die soldatische Willkühr, die schon vor dem ersten Cäsar begonnen, unter August milde und versteckt, unter dessen Nachfolgern offenkundig und scheusslich, aber doch nur als freche Anmaßung geherrscht hatte, zur ordentlichen Staatsform. Die einst von Rom bezwungenen Provinzen rächten sich an Rom durch die Kaiser, die sie erzeugten, und an den Kaisern durch die Mörder, die sie ihnen zusandten. Und nicht einmal bloß aus Provinzialen bestanden die Heere; auch zahlreiche Haufen deutscher und sarmatischer Krieger dienten unter den Legionen, deren Zugang in den Zeiten der Freiheit sogar der untersten Klasse von Roms Bürgern verschlossen gewesen war.

Als Severus das Reich an seine Söhne vererbt \*) und der ältere, Caracalla, sich des jün-

gern und eblern Geta durch Brüdermord entledigt hatte \*\*), zog derselbe im zweiten Jahr seiner Herrschaft nach dem decumatischen Grenzlande zwischen dem Rhein und der Donau, (dem heutigen Baden und Württemberg,) in welchem nun viele römische Anlagen entstanden waren. Es ging eine Heerstraße von Straßburg herüber, im Rheinthal abwärts, gegen den Neckar. An derselben lag eine Stadt, die schon damals durch ihre Bäder berühmt war, Aquä, das heutige Baden. Noch sind Meilenzeiger und andere Denksteine vorhanden, welche die Einwohner dem Hause Severus errichtet haben. Die XXII. Legion, die einst in Aegypten und im jüdischen Kriege, dann in Gallien gedient, lag in dem Grenzland, dessen Boden an die Veteranen vertheilt war \*\*\*). Ueberall am Neckar und Kocher sind Spuren von römischen Wasserleitungen, Bädern, Soldatenhäusern und Anlagen zu Castellen und Städten, zugleich auch viele Steinbilder als Ueberreste edler Kunst und als Zeugen einer friedlichen Muße, die sogar römische Götter dem deutschen Boden vermählt hatte: der höchste Jupiter, Mars, Apollo und alle Götter und Göttinnen sind, wie einzelne Steine bezeugen, hier verehrt worden. Aber die Niederlassungen selbst sind längst namenlos untergegangen: kaum daß noch hier und da auf einem Hügel ein alter Wachtthurm hervorragt.

Caracalla, ein roher Kriegs- und jagdlustiger Jüngling, fand eine Zeitlang Gefallen, sich in der wilden Gegend mit den Thieren wie mit

\*) 211. \*\*) 213. \*\*\*) Die Belege hierzu finden sich in Schöppfins *Alsatia illustrata* und Sattlers *Ältester Geschichte Württembergs*

Freunden und Feinden zu necken. Er umgab sich mit einem deutschen Gefolge, erschien zuweilen in deutscher Kriegskleidung und setzte sich blondes Haar auf das Haupt, um seinen Begleitern zu gleichen. Er nannte diese fremden Wächter, denen er mehr als den Römern traute, seine Löwen, und erhob derselben einige zu Befehlshabern und Hauptleuten. Darum aber strebte er nicht minder, die deutschen Völker zu schwächen. Die Wandalen und Markmannen, die vorher Freunde gewesen, hegte er gegen einander, daß sie in blutige Fehde geriethen, den König der Quaden, Satiomar, ließ er durch einen Richterspruch umbringen, und einen deutschen Haufen, dem er Geschenke versprochen, umzingeln und niederhauen. Den Weibern dieser Unglücklichen ward die Wahl gelassen, ob sie sterben oder verkauft werden wollten; sie wählten den Tod, wurden aber dennoch verkauft, und entgingen durch Selbstmord der Knechtschaft. Als nun die Völker an der Nordsee und an der Elbe, die schon den Kaisern Marc Aurel und Commodus ihren Beistand gegen die markmannischen Bundesgenossen verkauft hatten, vernahmen, daß der römische Kaiser mit den südlichen Deutschen hadere, schickten sie Gesandte und erboten sich ihm zu helfen, wenn er ihnen Geld zahle. Der alte Haß dauerte fort und die Verderbniß hatte zugenommen. Caracalla empfing die Gesandten freundlich, sprach mit ihnen ohne andrer als der Dolmetscher Gegenwart, und lud sie, vielleicht scherzhafter Weise, ein, ihm im Fall eines Unglücks nach Italien zu Hülfe zu kommen. Bald jedoch kann er ihres Beistands in Deutschland bedurft haben. Es waffneten sich gegen ihn mehrere Völker,

deren Angriff er theils durch Geld abkaufte, (nach Dios Erzählung,) theils durch eine Schlacht am Main (nach Aurelius Victor,) zurücktrieb. Von dem letztern Siege nahm er den Titel *Alemannicus* an und ist bei dieser Gelegenheit der Name *Alemannen* zuerst gehört worden: denn die, so gegen Caracalla mit vieler Reiterei am Mainfluß gefochten, werden *Alemannen*, nachmals *Allemannen* genannt.

Um diese Zeit müssen tief im nordöstlichen Deutschland und weiter hinauf Umwälzungen vorgegangen seyn, denjenigen ähnlich, durch welche einst die Cimbern und Teutonen, dann die Sweben Cäsars gegen Südwesten getrieben worden waren. Zweimal war der gewaltige Völkerstrom gegen Nordosten zurückgedrückt worden: zum drittenmal erhebt er sich mit gesammelter Kraft, und wiewohl auch jetzt der Widerstand des Südens noch eine Zeitlang ihn dämmt, durchbricht er doch endlich auf mehreren Seiten die Ufer und stürzt das morsche Gebäude des römischen Weltbaus in Trümmer.

Während südöstlich an der Niederdonau bis zum schwarzen Meere der Name der Gothen zahllose Völker deutschen und sarmatischen Ursprungs zum Ausbruch gegen die römische Grenze vereinigte, und an den nördlichen Küsten gegen Belgien hin, auf derselben Linie, auf der in vorgeschichtlicher Zeit die ersten nachher zu Belgen gewordenen Germanen gezogen, mehrere Völker unter dem Namen der Franken verbündet erschienen, traten gegen das decumatische Grenzland abermals kriegerische Horden unter dem allgemeinen Namen Germanen hervor, der nach der stärkern Kehlsprache im Waldgebürg allmählig in den Namen *Almannen*,

wie Heerbarte in Halbarte übergegangen \*). Die Alemannen, welche am Main mit vieler Reiterei gegen den Caracalla gefochten, waren der Vortrupp des großen Zugs, der bald darauf in voller Bewegung gegen die römische Grenze erscheint.

Aber Caracalla war schon nach dem Morgenlande gezogen, um in thörichter Nachahmung des macedonischen Alexanders gegen das wankende Reich der Parther zu kämpfen, das er eher zu retten hätte versuchen mögen. In diesen Unternehmungen ward er von Makrin, dem Obersten seiner Leibwache, ermordet \*\*). Wenige Monate nachher tödtete diesen, der den Purpur genommen, das Heer, und erhob Caracallas angeblichen Sohn Helagabal, einen syrischen Knaben, der durch den Gedanken, Herr der Welt zu seyn, wahnsinnig ward: nur darin finden die Thorheiten und Schamlosigkeiten Erklärung, die er bis zum achtzehnten Jahre seines Lebens in vierjähriger Herrschaft, wie schwerlich ein anderer Sterblicher, verübte. Als er endlich sogar der Leibwache verächtlich geworden, fand er den Tod, welcher schon der Kaiser gewöhnlicher war.

Alexander Severus, Helagabals Vetter und Nachfolger, ist ein heller Punkt im dunklen

Gemälde der römischen Kaisergeschichte: durch seine Tugenden verdiente der Jüngling das Reich zu beherrschen, welches durch die Laune des Glücks ihm zugefallen war \*\*\*). Zu seiner Zeit ward von dem Sassaniden Artaxerxes der Parther fünfhundertjährige Herrschaft gestürzt und der Thron des Cyrus unter den Persern wieder aufgerichtet. Asien begann von Neuem, sich gegen Europa zu erheben. Eben als Alexander beschäftigt war, die wachsende Macht des Morgenlands zu dämpfen, ward ihm Botschaft gebracht, daß große Haufen Deutscher Gallien verheerten. Drum endigte er den Krieg gegen die Perser und führte die Legionen des Morgenlands an den Rhein; zahlreiche Schaaren Maurischer, Osroenischer und Parthischer Wurf- und Bogenschützen begleiteten ihn; denn leichtes Kriegsvolk, achtete er, würde gegen diesen Feind vorzüglich zu brauchen seyn. Jedoch schickte er vor Anfang des Feldzugs Abgeordnete an die Deutschen und ließ ihnen Geschenke und Geldsummen anbieten, wenn sie Frieden halten wollten; auch Hadrian hatte sich überzeugt, daß solch ein erkaufter Friede selbst einem glücklichen Kriege gegen die Barbaren vorzuziehen sey: aber ein Starcker kann vergeben, was ein Schwacher nicht darf. Ehe indeß Unterhand-

\*) Und wie Herberge in albergo, auberge. Dagegen lassen andere (auch Hr. Mannert) die Alimannen aus allerley Völkern entstehen; der letztere hält die Tenchter, Uspeten, Wangionen und Windeliker für Bestandtheile des neuen Volks; Johannes v. Müller hält sie für Nachkommen der in die decumatischen Felber zuerst eingewanderten Gallier und Helvezier, die sich mit den benachbarten Sweben verbrüderet. Beide berufen sich auf den Byzantiner Agathias, welcher in seinem Geschichtsbuche (im sechsten Jahrhundert,) berichtet, der Römer Asinius Quadratus, der die deutschen Angelegenheiten beschrieb, erzählte, die Alimannen wären zusammengetretene und vermengte Leute, (*Ευνηλίδες και μιγάδες*) und das bedeute auch ihr Name. Dagegen Vopiscus in Proculo: Alemanni qui tunc adhuc Germani dicebantur.

\*\*) 217. \*\*\*) Das folgende nach Herodian und Capitolinus.

lung oder Kampf irgend einen Ausgang darboten, erzielte den Kaiser das Schicksal, das die Besitzer des römischen Purpurs verfolgte. Unzufrieden über die Strenge, mit welcher schon ins vierzehnte Jahr ihren Uebermuth ein Jüngling gezügelt, der doch selber des Einflusses seiner habstüchtigen Mutter Mammaa sich nicht erwehren könne, vielleicht auch gereizt durch die schweren Uebungen, mit denen sie trotz des schimpflich unterhandelten Friedens geplagt wurden, empörten sich zuerst die Neugeworbenen, dann die übrigen Truppen, und erhoben einen der ersten Befehlshaber, Maximin, zu ihrem Kaiser. Ob Maximin sie aufgewiegelt hatte, oder ob er selber, wie nach ihm viele andere, gezwungen ward, ist verschiedentlich erzählt, das letztere von dem zuverlässigern Gewährsmann: aber das ist gewiß, daß der unglückliche Alexander zu Sicila, (dem heutigen Brehenheim,) ohnweit Mainz, nebst seiner Mutter in seinem Zelte getödtet ward. Im zweihundert fünf und dreißigsten Jahre christlicher Rechnung, zweihundert und drei und achtzig Jahre, nachdem Cäsar am Rhein wider die Deutschen gestanden, ward ein Deutscher von den römischen Legionen Cäsar und Augustus begrüßt.

Als etwa zwei und dreißig Jahre vor dieser Begebenheit der Kaiser Severus auf der Rückkehr von einem östlichen Feldzuge an den Grenzen Thraciens Halt machte, um die Geburt seines Sohnes Geta durch kriegerische Spiele zu feiern, trat ein junger Bauer aus einem der gothischen Stämme, die seit Marc Aurels Zeiten in die römischen Provinzen aufgenommen worden waren, an die Kämpfer heran und bat,

nachdem er eine Zeitlang neugierig zugehört hatte, in gebrochnem Latein und die Erlaubniß, an dem Wettringen Theil nehmen zu dürfen. Der Kaiser, dem seine Riesengröße aufgefallen war, bewilligte das Gesuch, befahl aber, um das Ehrgefühl der Legionen nicht zu beleidigen, ihm die Gegenkämpfer aus dem Troß, jedoch unter den stärksten, auszusuchen. Der Jüngling warf deren sechzehn in einem Athem zu Boden, und erhielt dafür eben so viele kleine Geschenke mit der Aufforderung, in römische Dienste zu treten. Indes traf ihn der Kaiser bei einem Spazierritt, noch drei Tage nachher unter einem Haufen lustiger Gesellen im Tanze, und befahl sogleich einem der Obersten seines Gefolges, ihn festnehmen und als Krieger einkleiden zu lassen. Kaum bemerkte der Barbar, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der geheimen Worte des Kaisers sey, als er sich dem Pferde näherte, und als diesem der Reiter alsbald die Sporen gab, um auch die Schnelligkeit des neuen Soldaten zu erproben, im vollen Jagen hinter ihm her lief. Nach einem langen und fruchtlosen Versuch, ihn auf diese Art zu ermüden, hielt der Kaiser still und fragte: Freund Thracier, hast du noch Lust, nach dem Spaziergange zu ringen? Sehr gern, war die Antwort des Gothen, die er sogleich dadurch bewährte, daß er sieben der stärksten aus dem ganzen Heer ausgelesener Kämpfer zu Boden warf. Sever beschenkte ihn mit mehreren Silberstücken und einer goldenen Halskette, und nahm ihn sogleich unter die Leibwache auf, die sich nie von seiner Person trennte. Hier zeichnete ihn die Gunst des Kaisers eben so sehr als die Länge seines Körpers, die Größe seiner

Augen, die blendende Weiße seiner Hautfarbe und seine außerordentliche Ess- und Trinklust aus, aber auch andere wesentlichere Verdienste müßten ihm nicht gefehlt haben, da er bald zur Stelle eines Hauptmanns emporstieg. Er verließ dieselbe, als dem Caracalla Makrin gefolgt war, um nicht unter dem zu dienen, der den Sohn seines Wohlthäters ermordet, und zog sich auf ein Landgut zurück, welches er sich in seiner Geburtsgegend angekauft hatte. Seine Abkunft von einem gothischen Vater, (er hieß Micca,) und einer alanischen Mutter, deren Name Ababa ebenfalls auf die Nachwelt gekommen ist, und der Boden Thraciens, auf dem er geböhren worden, machten, daß drei Völker, die Geten, die eigentlichen Landesbewohner, die Gothen und auch die benachbarten Alanen ihn jedes als seinen Landsmann ansah, und dies durch Freundschaftsbezeugungen kund that. Sobald aber Makrin erschlagen und Caracallas angeblicher Sohn Helagabal erhöht war, verließ Maximin seine Einsamkeit, und bot dem, den er für den Enkel Severs hielt, seine Dienste an. Der unwürdige Possentreißer im Purpur empfing ihn mit einer zuchtlosen Frage, auf die ihm der Gothe verachtend den Rücken wandte, um in seine Heimath zurückzugehen. Die Umgebungen des Kaisers bemerkten indeß, daß es unthunlich sey, diesen Achill oder Ajax des Heers beleidigt von sich zu stoßen, und die Würde eines Legionsobersten, die man ihm anbot, bewog ihn zu bleiben; aber nie, die ganzen drei Jahre der Herrschaft Helagabals, sahe er den Kaiser, indem er dem Schimpfe seiner Begrüßung theils durch Reisen theils durch verschiedene Krankheiten aus dem Wege ging. Dafür

ward er bei Alexanders Thronbesteigung mit Ehrenbezeugungen überhäuft, vom Kaiser selbst im Senat als einer der verdientesten Männer des Reichs empfohlen, und der vierten Legion, die meist aus neugeworbenen Pannoniern bestand, als Oberster vorgefetzt. Als seine unermüdete Thätigkeit in Uebung der Mannschaft, in Befichtigung ihrer Waffen und in der Sorge für ihre Kleidung das Mißfallen anderer Obersten erregte, und er einst gefragt ward, warum er auf so hohem Plaze mit solcher Arbeit sich befaße, gab er zur Antwort: Je höher ich stehen werde, desto mehr werde ich arbeiten. Trotz seines Alters warf er beim Wettringen noch immer die jungen Burschen zu Boden, und als einer der kriegerischen Zuschauer bemerkte, es sey keine Kunst, wenn ein Oberst seine Leute bezwinge, belehrte er den Zweifler durch einen Stoß, der ihn augenblicks bewußtlos zu Boden warf, daß die Kraft der gothischen Faust und nicht die Rücksicht auf seine Kriegswürde ihn zum Unbezwinglichen mache. Seine Länge hielt einen Zoll über acht römische Fuß, und das Armband seiner Gemahlin paßte als Ring an seinen Daumen; noch lange nachher erzählte nach mündlicher Ueberlieferung das Volk, er habe Wagen in die Höhe gehoben, beladene Lastkarren allein fortgeschoben, Pferde mit der Faust die Zähne, mit der Ferse die Schenkel zerschmettert, Zuffsteine in den Händen zerdrückt, und mäßige Bäume entwurzelt. Einige verglichen ihn mit dem Hercules, andre mit Antäus, dem Riesen der Fabel: Alexander aber, der seine anderweiten Gaben zu schätzen wußte, ernannte ihn endlich zum obersten Befehlshaber des Heers, und ging damit um, seine

eigne Schwester mit Maximins Sohne zu vermählen. Aber fremder Zwang oder eigener Ehrgeiz hießen Maximin ein Verbrechen begehen, mit dem er sich nie hätte beslecken sollen: der Tag, der ihm durch Alexanders Tod den Purpur gab, war der letzte seiner Ehre und seines Glücks, wiewohl nicht der letzte seines Ruhms.

Maximin war der erste Ausländer auf dem römischen Thron; die bisherigen aus den Provinzen gebürtigen Kaiser waren alle aus römischen Geschlechtern entsprossen gewesen. Aus der Geschichte seiner Herkunft und Laufbahn ergiebt sich, daß er Künste und Wissenschaften nicht kannte, und beide wie den Senat mit seinen republikanischen Formen verachtete: aber das erst erbitterte ihn, daß dieser Senat und die übrigen auf ihre Kunst und Bildung hochmüthigen Römer, die vor den Knaben Commodus und Helagabalus im Staube gekrochen, ihn, den Helden, mit den unzweideutigsten Beweisen ihres Hasses und Hohnes verfolgten. Man that in Rom Gelübde, daß der Barbar die heilige Stadt nie betreten möge. Wiederholte Verschwörungen und Versuche gegen sein Leben reizten endlich seine Wuth, und durch unmenschliche Grausamkeiten glaubte er den Muth seiner Feinde niederschlagen zu müssen. Bald vernahm man mit Entsetzen in Rom, daß er ohne Unterschied des Ranges die Verurtheilten auf die schimpflichste Weise hinrichteten, einige kreuzigen, einige in Thierhäute einnähen und zu Tode prügeln oder wilden Thieren vorwerfen lasse, daß seine Urtheile mit kriegerischer Schnelligkeit gefällt und vollzogen würden, und daß das Reich mit Angebern gefüllt sey, um Worte und Blicke zu belauschen. Zugleich ward

erzählt, er wolle das Andenken seiner Herkunft durch den Tod aller derer vertilgen, denen dasselbe gegenwärtig seyn könnte, und viele bedeutende Männer in Rom, die ihn im Anfange seines Glücks ihre Verachtung hatten empfinden lassen, sahen sich schon unter dem Beile des Henkers. Indes verbiß vor der Hand der Senat seinen ohnmächtigen Zorn, und nannte den neuen Herrn, wiewohl derselbe die bisher gewöhnliche Bestätigung nicht nachsuchte, mit den gebräuchlichen Namen der Ehrfurcht. Maximinus aber, der seiner Feinde Gesinnungen kannte, spottete ihrer Feigheit und sprach: Ich will meinen Sohn zum Reichsgenossen ernennen, - damit die Senatoren schwören können, noch nie einen schöneren Kaiser gehabt zu haben!

Der unmittelbare Schauplatz dieser Regierung war das Lager in Deutschland; denn Maximin verschmähte es, Italien durch seine persönliche Gegenwart zu ehren, oder seine unkaiserlichen Sitten dem Spotte der Hauptstadt auszusetzen. Desto eifriger war er darauf bedacht, seine Erhebung durch Kriegsrühm und durch Vertilgung der Feinde zu rechtfertigen, mit denen sein Vorgänger zu unterhandeln angefangen hatte. Ueber die von demselben gebaute Schiffbrücke führte er das Heer in das überrheinische Deutschland, und ließ dasselbe die Schwere seines Arms fürchterlich erfahren: aber zweifelhaft ist es, ob der Verheerungszug das deutsche Mittelland, oder, wie die Richtung gegen Pannonien vermuthen läßt, die nördlichen Donauländer traf; im erstern Falle wären die Alemannen, im andern die Markmannen und Quaden bekämpft worden. Beim Eintritt auf das deutsche Gebiet fand Maximin alle

Sturen und Weiler von den Einwohnern verlassen; die reife Erndte ließ er abmähen, die Häuser gab er erst der Plünderung dann dem Feuer Preis, das erbeutete Vieh ward an die Soldaten vertheilt. Sind wirklich vierzig tausend Weiler oder Höfe auf diesem Zuge verbrannt worden, wie Maximin in einem Schreiben an den Senat sich rühmte, so erregt dieser große Anbau des Landes billig unser Erstaunen: aber Maximins Aufgeblasenheit läßt eine Uebertreibung vermuthen. Nach ihrer Gewohnheit hatten sich die Deutschen in eine sumpfige Waldgegend zurückgezogen und erwarteten daselbst den Angriff der Römer.

Zweihundert und zwanzig Jahre, nachdem der norddeutsche Landsturm unter Herrmann und Jugomar gegen den hochgebildeten Cäsar Germanicus am Steinhuder See gestritten, fochten wiederum an einem See die Süddeutschen gegen einen andern, einem deutschen Volke entsprossenen Cäsar. Wie jene standen sie durch das Gewässer gedeckt; die Römer scheuten sich, den Angriff zu beginnen. Da spornte der Kaiser sein Roß in die Wellen, und kämpfte auf dem schwimmenden gegen die Feinde, die ihn sogleich von allen Seiten umgaben: denn die Deutschen waren Meister im Schwimmen. Lang stand das römische Heer und erwog unentschlossen das Wagstück, bis Schaam, ihren Führer vor ihren Augen überwältigen zu lassen, über die Furcht siegte und Maximins Schaaren ihm nachtrieb. Im wüthenden Kampfe ward der See von Blut gefärbt und so mit Leichen gefüllt, daß die Wasserschlacht eine Landschlacht zu seyn schien, aber der Uebergang ward doch nicht er-

kämpft, und der Ausgang war der gewöhnliche, daß die Römer kurze Zeit Meister des Kampfplatzes mit selbstverkündetem Siegesruhm waren und sich zurückzogen. „Wir haben, ließ der Kaiser an den Senat schreiben, mehr gethan als wir ausdrücken können. Wir haben vierzigtausend Dörfer der Deutschen angezündet, die Heerden weggetrieben, die Wehrlosen gefangen, die Bewaffneten getödtet und in einem See uns geschlagen. Wir würden auch bis in ihre Wälder gedrungen seyn, wenn uns die Tiefe des Gewässers den Uebergang nicht gewehrt hätte.“

Auf des Kaisers Befehl ward diese merkwürdige Schlacht durch den Pinsel dargestellt und das Gemälde an den Senat geschickt, der es ehrerbietig aufhängen, aber nach Maximins Sturze mit den übrigen Ehrenzeichen desselben entfernen ließ. Der Kaiser selbst nahm mit seinem Sohne den Namen Germanicus an, und machte in Sirmium, Pannoniens Hauptstadt, wohin er mit dem Heer sich begeben, große Entwürfe für einen folgenden Feldzug: er vermaas sich, ganz Germanien bis an den Dzean unter der Römer Herrschaft zu bringen. Aber bald zog ihn die Nachricht nach Italien, daß Afrika unter den beiden Gordianen sich empört, der römische Senat ihnen gewährt, und nach ihrem unglücklichen Ausgange in Verzweiflung vor seiner Rache die beiden Consuln Valbinus und Pupienus zu Kaisern ernannt habe. Noch ehe eine Schlacht geschah, ward Maximin, als welchen das Glück verlassen, vor Aquileja nebst seinem Sohne von den Soldaten ermordet \*), und sein abgeschlagenes Haupt nach Rom gebracht. Aber in demselben Jahre fielen auch

\*) 238.

die beiden Senatskaiser unter den Streichen der Soldaten, die keinen andern Herrn erkennen wollten als den sie selber erhoben. Ein Jüngling, wie Alexander Severus, der dritte Gordian, vereinigte die Partheien, und hatte in sechs Jahren den blutbesleckten Purpur wieder zu Ehren gebracht, als ihn der Oberste seiner Leibwache, der Araber Philippus erschlug \*). Im tausendsten Jahr der Erbauung Roms, saß auf dem Stuhle der Cäsarn ein Araber, und feierte die von Augustus gestifteten Spiele \*\*).

Noch erstreckten sich die Grenzen des Reichs vom westlichen Weltmeer bis zum Tigris, vom Berge Atlas bis zum Rhein, zur Donau und zu Caledoniens Bergen; dem Auge des großen Haufens konnte Philipp ein nicht minder mächtiger Fürst als einst Augustus und Trajanus scheinen. Die Gestalt war noch dieselbe, aber die belebende Kraft war entwichen. Das Volk, das einst auf Roms Zünfte beschränkt, dem Erdkreis Gesetze vorgeschrieben hatte, war in eine Masse von hundert zwanzig Millionen Provinzialen aufgelöst, die alle seit Caracallas Edict römische Bürger hießen: sie waren dem Namen, nicht dem Geiste nach, Römer geworden, eine ungeheure Volksmasse ohne Volksthum und Vaterland, durch die Erinnerungen der Geschichte getrennt, nicht vereint. Wie hätten die Griechen und Carthager, die Spanier und Gallier bei den Göttern der Heimath, bei dem heiligen Andenken der Vorzeit gemahnt werden dürfen an ihre Verpflichtung für das römische Reich!

Die Bewohner Italiens, selbst die Bewohner Roms waren keine Römer: längst waren die ältesten Geschlechter theils durch Bürgerkriege, Nechtungen und Hinrichtungen vertilgt, theils durch Auswanderung in die Provinzen zerstreut worden; Nachkommen von Sklaven und eine aus den Provinzen zurückgeflossene Bevölkerung bewohnten die Hauptstadt. Roms Senat und Volk, bei deren Namen die Nationen sonst nur eine Versammlung von Königen und ein Volk von Helden sich dachten, war zu einem Haufen ohnmächtiger Schmeichler und zu einem gedankenlosen Pöbel geworden, die den Syrer, Gothen oder Araber, welchen die Wahl des Kriegsheers ihnen zum Gebieter setzte, eben so bereitwillig mit Jauchzen und Händeklatschen begrüßten, als sie sein Andenken verfluchten und seinen Körper in die Tyber schleiften, sobald die Laune des Heers ihn verworfen hatte. Dieses lohngedungene, unter den Provinzialen und den Barbaren der Grenzländer geworbene Heer, war in die verlorenen Rechte des ehemaligen Volks eingetreten: das römische Reich war noch immer ein Freistaat, aber die Mitglieder waren nicht mehr Bürger sondern Soldaten \*\*\*). Wie einst die Consuln und Tribunen zum Volk, so sprachen jetzt die Kaiser zum Heer, wie einst die Bürger ernannten jetzt die Soldaten die höchste Obrigkeit des Reichs. Aber welcher Unterschied zwischen der Zeit, wo die bürgerliche Obrigkeit dem Heer, und derjenigen, wo die soldatische dem Bürger befohl!

\*) 244. \*\*) 247. \*\*\*) Dieser Verfassung entspricht nach Montesquieu richtiger Vergleichung die heutige Algiers, wo die türkische Miliz aus oberster Gewalt den Dei ein- oder absetzt,

## Viertes Kapitel.

## Die ersten gothischen Kriege \*).

Wie dreihundert Jahre vor christlicher Rechnung der Seefahrer Pytheas das Volk der Gothen an den Küsten der Ostsee gesehen, und wie vierhundert Jahre hernach, ohngefähr einhundert nach christlicher Rechnung, dasselbe Volk südlich vom Meer an den Ufern der mittlern Weichsel im heutigen Polen gewohnt hat, ist oben gemeldet. Drauf sind diese Gothen immer weiter südlich gezogen, haben die vorliegenden sarmatischen Völker vor sich her gegen die Donau getrieben, und sind endlich zu den Zeiten Kaiser Caracallas selber an Daziens Grenzen erschienen. Also gehen alle ihre Züge in südlicher Richtung, und weisen nach Norden als nach dem Punkte zurück, woher sie den Ursprung genommen.

Im nördlichen Ocean, erzählt Jornandes, der im sechsten Jahrhundert die Geschichten der Gothen nach Sagen und Liedern beschrieben, liegt dem Ausfluß der Weichsel gegen über eine ungeheure Insel in Gestalt eines Cedernblattes, deren Name Skanzia ist. Dort wohnen vielerlei Völker; die im höchsten Norden sehen im Sommer vierzig Tage und vierzig Nächte hinter einander die Sonne, deren Licht sie dafür eben so lange im Winter gänzlich vermissen. Wildpret, Eier und Fische gewähren die Nahrung, die ihnen der Boden versagt. Uns näher sind die Swethonen, welche vortreffliche Pferde besitzen, und durch die Zwischenkunft

anderer Völker die kostbaren Pelze nach Italien senden, die wegen ihrer schönen Schwärze so gesucht sind. Noch viele andere Stämme wohnen daselbst; unter ihnen die sanftmüthigen Finnen und die lang gewachsenen Dänen. Aus dieser Insel, der Werkstätte der Völker, der Mutter der Nationen, sind die Gothen hervorgegangen. Drei Schiffe voll zogen sie aus, unter ihrem Könige Berig, landeten auf der gegen über liegenden Küste, und nannten den Ort ihrer Anfuhr und ihres ersten Lagers Gothiskanzia (Danzig). Sie überwandten aber die Bewohner der Küste, die ihnen die Ansiedelung wehren wollten, schlugen die benachbarten Ulmerugier und Wandalen in einer Schlacht, und brachten sie unter sich. Nach fünf Menschenaltern, worin sie sehr zahlreich geworden, führte König Filimer das Heer mit allem Vieh aus den mitternächtlichen Gegenden gegen Süden.

Also erzählten die alten Lieder des Volks, aus welchen Jornandes seine Nachrichten schöpfte. Ptolemäus nennt in den südlichen Theilen von Schweden ein Volk Namens Guttonen. Immer haben die Schweden sich gothischer Herkunft oder Verwandtschaft gerühmt; ihre Könige nennen sich noch jetzt Könige der Gothen, und ein großer Theil ihres Landes (Ost- und Westgothland,) führt den Namen dieser angeblichen Stammväter des schwedischen Volks. Die erste Wanderung der Gothen aus

\*) Zu den Scriptoribus Hist. A. tritt nun vorzüglich Jornandes.

diesem ihrem nördlichen Stammlande setzt Jornandes in uralte Zeiten mehr als tausend Jahre zurück, und läßt das Volk der Geten am schwarzen Meer von ihnen herkommen. Auf ähnliche Weise beginnt der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus, Warnefrieds Sohn, sein Buch mit der Erzählung, sein Volk sei in uralter Zeit in drei Abtheilungen aus dem nördlichen Lande Skoningen gezogen; auch die ältesten Sagen der Schweizer deuten auf eine Wanderung aus Norden zurück. Diese Sagen und andre Gründe mehr, haben einen sinnreichen Mann, den Franzosen Bailly, zu der anmuthig vorgetragenen Vermuthung gebracht, lang vor dem Anfang unsrer Geschichte, bei anderer Stellung unsers Erdkörpers, wäre im hohen Norden, wo jetzt undurchdringliches Eis und unermesslicher Schnee liegt, ein mildes und glückliches Land von weisen und gewaltigen Menschen bewohnt gewesen, deren Trümmer bei einer großen Umwälzung der Natur, in denen dort alles erstarrt sey, sich gegen Süden gerettet. So viel ist gewiß, daß die im Anfange des dritten Jahrhunderts am schwarzen Meer zwischen dem Don und dem Dniester und hinauf durch das heutige Rußland wohnenden Gothen einst tiefer in Mitternacht ihre Sitze gehabt, und sich allmählig und in einzelnen Stämmen gegen Süden gezogen. In den Ländern an den Küsten der Ostsee und den Ufern der Weichsel, die jene verließen, breiteten die Bener oder Wenden sich aus: schon hundert und sechzig Jahre nach Christo werden von Ptolemäus die Wenden als das Hauptvolk an der Ostseeküste aufgeführt, und das Meer, welches dem Tacitus das swevische hieß, nach ih-

rem Namen der Wendische oder Benerische Busen genannt. Die Geschichten aber, von denen dieser Abzug der Gothen begleitet gewesen, und ob sie freiwillig aus angebohrner Wanderungslust oder nach unbeglücktem Widerstand wichen, das alles liegt in unenthüllbarem Dunkel begraben.

Die Fürsten der Gothen rühmten sich ihrer Abkunft aus dem Göttergeschlecht der Ansen oder Afen. Schon zu Tacitus Zeiten war die Regierungsform königlich, aber schwerlich gehorchten Einem Fürsten die sämtlichen Stämme, und späterhin werden auf das Bestimmteste zwei Fürstenhäuser, die Balten (die Leuchtenden,) und die Amaler unterschieden. Ihr Fürst war nicht bloß Anführer im Kriege, wie bei andern deutschen Völkern, sondern darum König im spätern Sinne, weil er zugleich oberster Priester und Richter des Volks war. So lange indeß das Volk die Waffen trug, und der König ohne dessen Bewilligung weder Gesetze geben noch Krieg führen durfte, so lange waren die Gothen frei; als aber das Volk den Waffen entsagte und den Künsten des Friedens sich hingab, hatte der König nur noch den Adel, und nach dessen Erniedrigung Niemand mehr zu schonen. Von dem Wohlbehagen der Gothen (so hießen ihre Gesetze,) ist bei Unkenntniß der Schreibkunst nichts aufbewahrt worden; von der Religion Odins oder Wodans ist schon gehandelt; Ueberreste ihrer Heldenlieder leben in der lateinischen Prose des Jornandes, oder eigentlich des Ablavius, dessen Sammlungen jener benützt hat.

Kaiser Maximins gothische Herkunft bezeugt, daß einzelne Stämme des Volks schon

zu Sever's Zeiten an den Grenzen Thraziens wohnten; darauf berührte Caracalla auf seinem Zuge von der Donau nach Asien gothische Haufen, und legte sich darum den Titel Gothicus oder Gothenbezwinger bei. Unter K. Alexander wurden den Gothen Jahrgelder gezahlt; aber noch können sie nicht in großer Anzahl an Daziens Grenze gewesen seyn, weil die Karper, ein sarmatisches Volk, als sie von dem römischen Statthalter Jahrgelder begehrten, ihre Forderung darauf gründeten, daß die weit geringern Gothen deren erhielten. Allmählig aber verloren sich die übrigen Völker auf der Nordseite des Pontus in dem allgemeinen Namen der Gothen, wie vor Zeiten der Name der Scythen in diesen Gegenden geherrscht hatte. Darum nennen griechische Geschichtschreiber zuweilen noch Scythen statt Gothen. Das fruchtbare Land nun, welches die Heimath der Gothen geworden war, heißt heut zu Tage Ukraine. Es ist dasselbe von schiffbaren Flüssen durchschnitten, die sich von allen Seiten in den Dnieper ergießen, und von hohen Eichenwäldern beschattet. Fülle von Wild und von Fischen, unzählige Bienenwaben in hohlen Stämmen der Eichen und in den Löchern der Felsen, Viehheerden von großem Wuchs, milde Luft und ein Boden, der fast von selber alle Arten von Gewächsen hervorbringt, vermochten die Raub- und Wanderungslust der Gothen nicht zu fesseln. Gelockt durch den Anbau und die Reichtümer der von Trajan angelegten Provinz Dazien. (Moldau, Wallachei und Oberungarn,) zogen Gothen und Alanen über den Dniester, der Dazien im Osten decken sollte, und bald über die Donau nach Mönsien, dessen Einwohner durch den Strom

und die vorliegende Provinz sich vor jedem barbarischen Anfall hinlänglich sicher geachtet haben mochten. Als Kaiser Gordian gegen die Perser nach Asien ging, stritt er siegreich mit den Gothen in Mönsien, und trieb sie über die Donau zurück, erlitt aber selbst gegen die Alanen bei Philippopolis in Thracien Verluste. Unter dem Kaiser Philipp führte König Ostrogotha und seine Feldherren Argaitus oder Argunthis und Gunthreich ein Heer Gothen, Astinger, Taifaler und Karper von Neuem über die Donau. Die römischen Besatzungen in Dazien übergaben ohne Widerstand die Plätze, die sie vertheidigen sollten, und vermehrten aus Furcht vor der gerechten Strafe das Heer der barbarischen Sieger. Dreißigtausend Mann stark belagerten die Gothen Marzianopolis, die von Trajan zu Ehren seiner Schwester erbaute und benannte Hauptstadt des zweiten Mönsiens. In einem Quell, der hier aus der Erde hervorsprang, hatte Marziana sich gebadet, und der kaiserliche Bruder dieses Andenken durch die Gründung einer Hauptstadt verewigt. Die Einwohner, die keine Hilfe erwarten konnten, lösten Gut und Leben durch Erlegung einer großen Geldsumme, und die Angreifer zogen sich in ihre Wüsten zurück, mehr aufgemuntert als befriedigt durch ihr Waffenglück gegen ein reiches aber ohnmächtiges Land.

Zur selben Zeit erhoben und verließen die Legionen in mehreren Provinzen verschiedene Kaiser. Dezius aber, der in Obermönsien den Purpur zu nehmen gezwungen ward, zog wider Kaiser Philippus den Araber, und erschlug ihn, der seinen Herrn heimlich ermordet, bei

Verona in offner Feldschlacht \*). Ehe aber Dezius seinen Entschluß, dem zerrütteten Reiche ein Trajanus zu werden, ausführen konnte, erhielt er Nachricht, daß Gniva, Ostrogothas Nachfolger, mit siebzigtausend Gothen und Sarmaten über die Donau gegangen sey, Nikopolis am Satrus belagere, und von einem andern Theile seines Heers die Provinz Mönsien verwüsten lasse. Als bald brach Dezius auf, die Denkstadt der Siege Trajans zu befreien; König Gniva aber wartete seine Ankunft nicht ab, sondern zog nach Thrazien und lagerte sich vor Philippopolis, die vor Zeiten von Philippus dem Mazedonier gegründet worden war. Der Kaiser folgte ihm in Eilmärschen; indem er aber den Nachzug der Gothen weit vor sich glaubte, und seinem ermüdeten Heere einige Ruhe vergönnte, ward er plötzlich von den Gothen überfallen, mit großem Verluste geschlagen und bis an Mönsiens Grenzen verfolgt. Während er hier seine zerstreuten Truppen sammelte und den Gallus, Befehlshaber der Grenzvölker, an sich zog, ging Philippopolis unentsezt nach langem Widerstande, durch Sturm über: hunderttausend Menschen sollen bei dem Fall dieser reichen Stadt umgekommen seyn; viele vornehme Gefangene vermehrten die Beute der Sieger. Indes hatten auch die Gothen bei der Belagerung und dem Sturme einen großen Theil ihrer Mannschaft verloren und sahen sich bald außer Stande, der überlegenen Macht, welche Kaiser Dezius gegen sie führte, die Stirn zu bieten; zugleich fingen sie an, in dem erschöpften Lande Mangel zu leiden. In dieser Verlegenheit erboten sie sich, durch Rückgabe aller gemachten Gefangenen und aller Beute,

die Erlaubniß eines ungestörten Rückzugs zu erkaufen \*\*). Dezius aber, voll Siegeszuversicht und fest entschlossen, durch ein großes Beispiel den nordischen Völkern ein heilsames Schrecken einzujagen, wies jeden Vergleichsvorschlag ab, und ließ durch Gallus alle Ausgänge auf denen die Feinde entfliehen konnten, besetzen. Da beschloßen die Gothen, Tod statt Knechtschaft zu wählen. Bei einem unberühmten Orte Mönsiens, Forum Trebonii genannt, war das Schlachtfeld. Die Gothen standen in drei Haufen; die Stirn des dritten war durch einen Morast gedeckt. Kaum hatte die Schlacht begonnen, als des Kaisers Sohn und Reihgenosse im Angesicht des Vaters durch einen Pfeilschuß getödtet ward. Mit verbisnem Schmerze rief der Kaiser den bestürzten Krieger zu: „mit dem Tode eines Soldaten ist der Staat nicht verloren!“ und spornte sein Roß in die Feinde. Wüthend und siegreich kämpfte die Nachbegier der Römer mit der Gothen Verzweiflung; aber als der letztern vorderste Haufen zum Weichen gebracht waren, vertheidigte der dritte mit ungebrochener Standhaftigkeit den Uebergang über den Sumpf. Bei dem kühnen Versuche, diesen Uebergang zu erzwingen, wurden die Römer von den rückkehrenden Gothen umringt; ein großer Theil des Heers sammt dem Kaiser ging verloren: nie hat man des Dezius Leichnam gefunden. Es war der Glaube, er sey wie die alten Dezier dem Tode sich weihend, um dem Heere den Sieg zu erkaufen, freiwillig in die Tiefe des Morastes gesprungen.

Diesen Ausgang nahm Dezius, der erste Kaiser, der durch Feindes Hand fiel. Gallus aber, der ihn nach der Meinung vieler verrathen,

\*) 249. \*\*) 251.

ward Kaiser an seine Statt. Er schloß schimpflichen Frieden mit den Gothen, überließ ihnen die reichen Früchte ihres Einfalls, eine unermessliche Beute und eine große Anzahl der in Philippopolis gemachten Gefangenen von Verdienst und Rang; versorgte ihr Lager mit allen Bedürfnissen, und versprach die jährliche Bezahlung einer Geldsumme unter der Bedingung, daß sie nie wieder das römische Gebiet anfallen sollten. Aber nie mag ein Schwacher sich Ruhe erkaufen! Seit das Geheimniß von des Reiches Wehrlosigkeit und innerer Zerrüttung verrathen war, fielen immer neue Barbarenschwärme, gereizt durch das Glück und unverpflichtet durch die Verträge ihrer Brüder, in die illyrischen Provinzen, durchstreiften Thessalien, Mazedonien und Griechenland, und verbreiteten Schrecken bis an die Thore von Rom \*). Da übernahm Nemilianus, Statthalter von Pannonien und Moesien, die Vertheidigung des Reichs, stärkte den gesunkenen Muth seiner Kriegsvölker, und trieb durch eine glückliche Schlacht die Barbaren über die Donau zurück: alle Beute, die sie gesammelt, fiel in die Hände der Römer.

In der Begeisterung des Siegs begrüßte das Heer seinen tapfern Führer als Kaiser. Gallus, der zu gleicher Zeit die Nachricht von der Barbaren Niederlage und seines Feldherrn Empörung erhielt, ward bald darauf von den Seinen verlassen und nebst seinem Sohne getödtet. Aber schon nach drei Monaten ließ der neue Kaiser Nemilian Thron und Leben dem Valerian, der den Tod des Gallus zu rächen aus dem rheinischen Germanien kam, und dabei

sich und seinem Sohne Gallienus die Herrschaft gewann \*\*).

Während die Männer, die das Reich hätten schützen sollen, um den blutigen Purpur desselben sich mordeten, wurde eine Provinz nach der andern der Schauplatz barbarischer Plünderungszüge; wie im Osten von den Gothen die Donau, ward im Westen von den Franken und Alemannen der Rhein überschritten. Zugleich erscholl aus dem Morgenlande die Nachricht, daß Persiens Beherrscher, Sapor, über den Euphrat gezogen sey und Anstalten treffe, dem neu aufgerichteten Throne des Cyrus auch die Herrschaft Asiens wieder zu erwerben. Da beschloß Valerian, die Verwaltung des bedrängten Abendlands seinem Sohne Gallienus zu überlassen, und trotz seines hohen Alters in Person wider die Perser zu ziehen \*\*\*). Auf seinem Marsche durch die illyrischen Grenzländer mochte er noch einzelnen streifenden Haufen der Gothen begegnen, aber der eigentliche und große Strom ihrer Feindseligkeiten floß seit einiger Zeit in unveränderter Richtung. Von den verheerten Donauprovinzen hatten sie ihre Blicke auf die südliche Küste des schwarzen Meers gewendet, wo die reichen und anmuthigen Länder Kleinasiens viele Beute und wenig Widerstand darboten. Gothische Schwärme faßten an der Nordküste des Pontus im Königreich Bosporus Fuß, und durchschifften von hier in flachbodigen Fahrzeugen das unbekante Gewässer, unbekümmert um ihrer gezwungenen Ruderer verdächtige Treue. Auf dem ersten dieser Seezüge plünderten und zerstörten sie die reichen Küstentädte Pityus und Trapezunt, bemächtigten sich

\*) 253. \*\*) 253. \*\*\*) 257.

besserer Schiffe und schmiedeten die Gefangenen ans Ruder; auf dem zweiten \*) richteten sie ihren Lauf nach dem Hellespont, landeten bei Heraklea, und erschreckten durch ihre Ankunft Bithyniens Städte, die eingewiegt im Genuß eines dreihundertjährigen Friedens alle Waffenübung verlernt, und alle ihre Einkünfte auf Bäder, Theater und Tempel verwendet hatten; die schützenden Mauern waren längst versallen, die unkriegerische Menge hatte alle Furcht vor Gefahren vergessen. Also wurde in den großen Städten Nikomedien, Rizaa, Prusia, Apamäa, Gius, von wenigen Seeräubern geplündert, gemordet, gebrannt; unter soldatischem Staatsregiment sind ja selbst Tapfere wehrlos, und Tausende mögen vor einer Handvoll Fremdlinge zittern.

Zehn Jahre nachher \*\*) erblicken wir die Gothen auf einem dritten noch kühneren Plünderungszuge. Mit fünfhundert Seegeln schiffen sie durch die schmale Meerenge, die Europa von Asien trennt, zerstören die vor Alters berühmte Stadt Cyzikus und ankern endlich im Piräus, dem Hafen Athens. Hier endlich nach mehrhundertjähriger Trennung, findet die Geschichte Griechenland wieder. Aber im alten Vaterlande der Kriegskunst ist es nun stille; Griechenland, geschont, ja begünstigt von den Römern, liegt verödet, seit seine Völker fremden Befehlen gehorchen. Zwar hatte Kleodamas, einer von den Kriegsbaumeistern, die auf kaiserlichen Befehl die Seestädte gegen die Gothen befestigen sollten, den Anfang gemacht, die von Sulla's Zeiten her in Trümmern liegende Mauer von Athen wiederherzustellen;

aber diese Anstrengung war unnützlich; die Gothen wurden Meister einer Stadt, die von keinen Helden mehr vertheidigt, nur noch dürftig von einem verarmten Volke und von wortkämpfenden Philosophen bewohnt war. Als nun dieser uralte Sitz der Künste und Wissenschaft der Plünderung Preis gegeben ward, legten die Gothen alle erbeuteten Bücher auf einen großen Stoß zusammen und waren im Begriff, dieses Trauergerüfte griechischer Gelehrsamkeit in Brand zu stecken; da rettete einer ihrer Führer dasselbe durch die Bemerkung: diesen Büchern verdanken wir Gothen die Leichtigkeit unserer Eroberungen; so lange die Griechen sich den Wissenschaften widmen, werden sie die Waffen nicht zu führen verstehen \*\*\*). Der Gothe, der diese Bemerkung machte, kannte den Waffenruhm nicht, den einst Athen neben dem Reichthum des Wissens besessen, er wußte nichts von Alexanders, Cäsars, Marc Aurels, Julians und Friedrichs doppeltem Lorbeer: aber unter spätern Geschlechtern ist sein Ausspruch wiederholt, und die Wissenschaft Urheberin der unkriegerischen Entartung genannt worden, durch welche das neuere Europa Räubereien wehrlos Preis gegeben wurde, die von den Plünderungszügen der Gothen nur durch ihre Größe und Dauer verschieden waren. Aber weder im Alterthum noch in unsern Zeiten gehörte die Schuld der Entartung dem Wissen, sondern dem Staate, welcher für das Thun nur Knechte verlangte, und dem Geiste der Freien keinen andern Aufschwung als den in die luftige Höhe des Denkens gewährte.

Während die Eroberer Athens sich zügellosem Rauben und Schwelgen überließen, wurde

\*) 257.    \*\*) 267.    \*\*\*) Zonaras XII, p. 635.

ihre unter schwacher Bedeckung im piräischen Hafen liegende Flotte unvermuthet vom braven Dexippus angegriffen, welcher im Verein mit Kleodamas einen Haufen freiwilliger Bauern und Krieger zur Vertheidigung des Vaterlands zusammen gerafft hatte. Diese tapfere That diente indeß nur, den Krieg über ganz Griechenland zu verbreiten, welches in seiner Verbindung keines ernsthaften Widerstands fähig war. Theben und Argos, Korinth und Sparta, die ehedem so merkwürdige Kriege gegen einander geführt hatten, konnten nicht einmal so viel Leute aufbringen, ihre verfallnen Festungswerke zu vertheidigen. Von der westlichen Spitze des Landes Epirus aus, bedroheten die Gothen sogar Italiens Grenzen und erweckten den sorglosen Kaiser Gallienus aus seinem Vergnügungstraum. Er brach nach Syrien auf, denn die Gothen hatten ihre Richtung auf Italien geändert und den Entschluß gefaßt, zu Lande durch Mösien nach der Ukraine zurückzukehren. Auf diesem Wege nach der Donau stieß eine Abtheilung von ihnen, die Heruler, bei Naissus in Mösien auf den Kaiser Gallienus. Ungewiß ob mit oder ohne Vorgang einer Schlacht kam es zu einer Unterhandlung, deren Ausgang war, daß die Heruler als Freunde und Bundesgenossen der Römer in die Dienste des Reichs traten, und ihr Anführer Naulobatus mit der Consulwürde geschmückt ward. Diese Heruler, die sich in der Folge durch mehrere Ankömmlinge ergänzten und erneuerten, scheinen der Stamm der barbarischen Bundesgenossen zu seyn, von denen nach zweihundert Jahren dem Kaiser-

thum ein Ende gemacht ward. Die übrigen Gothen aber, die ihren Weg fortsetzen, wurden von den römischen Feldherrn Marzianus und Claudius eingeschlossen, und würden aufgerieben oder gefangen worden seyn, wenn nicht die Eifersucht des erstern gegen den letztern sie hätte entrinnen lassen. Sie suchten ihre Schiffe wieder auf, verheerten auf dem Rückwege durch den Hellespont die Küsten von Troja, deren Ruhm, wie sie nicht ahnten, in griechischen Gesängen verherrlicht bei ihren Nachkommen fortleben sollte, wenn die Lieder von ihren eigenen Thaten längst verschollen seyn würden, und erreichten endlich den Bosporus wieder.

Bei diesem dritten Seezuge haben die Gothen den Tempel der Diana zu Ephesus zerstört \*), dessen Heiligkeit die Perser, Macedonier und Römer, von denen nach einander Asien beherrscht worden war, anerkannt hatten. Griechenlands und Asiens Schätze waren zusammen getreten, diesen heiligen Bau aufzuführen, und nach sieben wiederholten Zerstörungen war derselbe immer prächtiger emporgestiegen. Hundert und sieben und zwanzig Marmorsäulen von ionischer Ordnung, jede sechzig Fuß hoch, trugen den Tempel, Bildhauerarbeit des Praxiteles schmückte den Altar, und mit unzähligen Weihgeschenken waren die Wände behängt. Da nun die Zeit beinahe erfüllt war, die Gott dem alten Heidenthum gesetzt hatte, kamen von der Ostsee die Gothen und stürzten das stolze Denkmal desselben in den Staub, aus dem es nicht wieder erstanden ist.

\*) Jornandes c. 20.

## Fünftes Kapitel.

## Die Franken.

Als Kaiser Valerian im Morgenlande von den Persern gefangen war, und weil er nicht zu sterben wußte, von König Sapor als Fußschemmel gebraucht ward, schwelgte sein Sohn Gallienus in Wollüsten, und ließ wie den Vater in Knechtschaft verschmachten, so die Provinzen des Abendlands von den Allemannen und Franken verheeren. Der erstern Ursprung ist erzählt worden, als ihr Name zu den Zeiten Kaiser Caracallas das erstemal gehört ward; aber des Namens der Franken wird erst in den Tagen Gordians III. gedacht, als Aurelianus, der nachmals Kaiser geworden, damals Tribun der sechsten Legion, bei Mainz einen in Gallien streifenden Haufen derselben angriff, siebenhundert Mann davon tödtete, dreihundert gefangen nahm, und die letztern als Sklaven verkaufte <sup>1)</sup>. Dies ist die erste Erwähnung des Volks, welches nachmals so mächtig geworden, daß es zweimal das Kaiserthum an sich gebracht, einen großen Theil von Europa beherrscht, und auch nach dem Fall so gewaltiger Größe den Besitz des Landes Gallien behauptet hat.

Ueber die Herkunft und die ersten Wohnsitze der Franken ist mehr geforscht worden als über die der übrigen germanischen Stämme, weil bei dem Stillschweigen des Tacitus und Ptolemäus das Feld der Vermuthungen in größerer Ferne sich öffnet. Alt ist die Sage vom trojanischen Ursprunge der Franken, aber widersprechend sind die fränkischen Zeitbücher in der Weise, wie sie dieselbe berichten. Bald führen zwei Fürsten, Priamus und Antenor, von der Vaterstadt Trümmern eine Schaar Geretteter durch den Mäotischen See an die Ufer des Tanais, von da nach Pannonien; bald ziehen die Flüchtlinge Trojas unter einem Könige Friga nach Kleinasien, werden der mazedonischen Könige Philipp und Alexander Bundesgenossen, und lassen sich an den Donaumündungen nieder; bald wendet sich Franko, einer der Fürsten Trojas, unmittelbar nach Deutschland, erbauet am Niederrheine ein zweites Troja, und nennt es Kanthen von dem Flusse der Heimath <sup>2)</sup>. Darin aber stimmt auch Gregor von Tours, der älteste fränkische Geschichtschreiber, der den trojanischen Ursprung

<sup>1)</sup> Im Jahre 244. Vopiscus (in Aureliano c. 7.) theilt zugleich ein römisches Soldatenlied an diesen Sieg mit:

Mille Francos, mille Sarmatas semel cecidimus.

Mille, mille, mille, mille Persas quaerimus.

Tausend Franken, tausend Sarmaten haben wir erschlagen.

Tausend, tausend, tausend, tausend Perser fordern wir.

<sup>2)</sup> Für die gemeinschaftliche Quelle der trojanischen Sage gilt ein (niemals gedruckter) fränkischer Schriftsteller, Hunibald, aus dem sechsten Jahrhundert, der nach ältern, besonders dichterischen Quellen

seines Volks übergeht, mit den beiden erstern Angaben überein, daß an den Ufern der Donau, in Pannonien oder Thracien, lange Zeit der Wohnsitz der Franken gewesen; von dort läßt er sie aus einer Stadt Sicambrien nach dem Rhein und über diesen nach Thüringen ziehen, wobei entweder der Rhein durch den Regenfluß, oder Thüringen durch Ungrien, das Land der belgischen Tugrer, erklärt werden mag<sup>3)</sup>.

In allen diesen Nachrichten erscheinen die Franken als eine besondere, von Osten her, vermuthlich zu verschiedenen Zeiten und in mehreren Abtheilungen, eingewanderte Völkerschaft, deren Ankunft in Deutschland, nach dem Schweigen zu schließen, welches die ältern Schriftsteller über ihren Namen beobachten, erst gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts zu sehen seyn dürfte. Dagegen thut die Geschichte der folgenden Jahrhunderte und das Zeugniß der Geschichtschreiber und Lobredner auf das unwider-

leglichste kund, daß unter dem Namen Franken die deutschen am Niederrhein und in Belgien wohnenden Völkerschaften (die Chatten, Usipeten, Tenchter, Bructer, Sigambrer, Chamaver, Tubanten etc.) verstanden wurden, mit deren uralter Ansiedelung jene spätere Einwanderung eines eignen Volks der Franken unvereinbarlich scheint. In der That haben die meisten neuern Geschichtschreiber der Ansicht Beifall gegeben, welche, mit Verwerfung der ältern Erzählung von einem Heranziehen der Franken aus Osten, an den Ufern des Rheins einen Bundesverein der einzelnen Völkerschaften nach dem Muster der frühern Eidgenossenschaften zusammen treten, und von seinem Zweck, der Vertheidigung der Freiheit, den Bund der Franken oder Freien sich nennen läßt. Bei sorgfältiger Erwägung beider Behauptungen, wird indeß in beiden Wahrheit befunden, und der scheinbare Widerspruch durch Untere-

die Urgeschichte der Franken bis zum Antenor 440 Jahre v. Chr. hinaufgeführt hatte. Aus Hunibald behauptete Tritheim die Data seiner Abhandlung de origine Francorum geschöpft zu haben, obwohl er die Handschrift nicht nachzuweisen vermochte, als der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen dieselbe sehen wollte. So erzählt Leibnitz de origine Francorum. Hunibald ist also trotz seiner Berufenheit so gut als verloren; da ihn niemand gelesen hat, scheint es unbillig, den Werth seiner Erzählungen bloß nach seinen Bearbeitern zu beurtheilen. S. Histoire litteraire de la France Tom. III. S. 271. Die Sage selbst findet sich im Fredegar c. 2., im Aimoinus l. 1. 2., im Otto von Freisingen Chronicon l. c. 25. Der Lobgesang auf den h. Anno XXIII. v. 390. (im Schilterschen Thesaur.) erzählt dieselbe also:

Franco gesatz mit den sini  
Vili verre nidir bi Rini.  
Da worhtin si du mit vrowedin  
Eini lüzzele Troie,  
Den bach hizin si Sante,  
Na demi wazere in iri laute;  
Den Rini havitin si vure diz meri,  
Dannim wuhsin sint Vreinkischi heri.  
Di wurdin Cesari al unterdan,  
Si waren imi jedoch forchsam.

Franke saß mit den Seinen  
Sehr fern beim Niederrhein,  
Da bauten sie mit Freuden  
Ein kleines Troja,  
Den Bach hießen sie Kanthe,  
Nach dem Wasser in ihrem Lande;  
Den Rhein hielten sie für das Meer,  
Von dorten gewachsen sind die fränkischen Heere.  
Die wurden dem Cäsar alle unterthan,  
Sie waren ihm jedoch fürchtbar.

<sup>3)</sup> Gregor II. 9.

scheidung des eigentlichen Frankenstamms und der nach ihm benannten fränkischen Rheinvölker gehoben.

Von den Geschichten des nördlichen Deutschlands nach dem Verfall des Cheruskerbundes wissen wir die zwei Thatfachen, daß sich auf den Trümmern des letztern zuerst die Chatten, und nach diesen die Longobarden erhoben; jenes bezeugt Tacitus, dieses des Ptolemäus Völkerverzeichnis, in welchem die Longobarden einen langen Strich vom Rhein bis nahe an die Elbe behaupten, ohngefähr auf derselben Linie, auf welcher sonst die Cherusker geherrscht hatten. Diese weite Ausdehnung des Longobardengebiets kann indeß keinen wirklichen Besitz des Landes, sondern nur eine Oberherrschaft über die daselbst wohnenden Völker bezeichnen; denn die Longobarden waren nach des Tacitus bestimmter Versicherung an Anzahl gering, und nur gewaltig durch Wagnisse und Schlachten. Unterjocht, nicht vertrieben wurden die norddeutschen, am Ackerbau und an festen Wohnsitzigen hangenden Sassen, als sie, durch innre Entzweiung geschwächt, den Ostvölkern nicht mehr den sonstigen Widerstand zu leisten vermochten. Aber solche Oberherrschaft fremder Kriegsstämme war dem Wechsel unterworfen, wenn entweder der Unterdrückten eingeschläferter Muth durch einen kühnen Führer geweckt ward, oder ein anderes noch wilderes Kriegsvolk aus dem östlichen Wanderungslande heranzog. Ein solches waren die Franken; durch sie mögen die Longobarden aus dem nördlichen Deutschland an die Ufer

der Donau getrieben worden seyn, wo sie, vielleicht nach langem Herumirren, im sechsten Jahrhundert hervortreten. In diesen frühen ganz dunklen Ereignissen liegt höchst wahrscheinlich der Grund zu der unverthilgbaren Feindschaft, die in der Folge zwischen Franken und Longobarden, weit eher als ihre Grenzen sich berühren, gewahrt wird.

Daß aber die Franken keine norddeutschen Sassen, sondern ein von Osten her eingebrungenes Kriegsvolk waren, bezeugt theils jene uralte Sage von ihrer trojanischen oder pannonischen Herkunft, theils ihre von den Sassenvölkern ganz abweichende Sitte und Weise, durch welche sie im völligen Gegensatz gegen die alten Germanen erscheinen. Wie die Freiheitsliebe, Keuschheit, Treue und Redlichkeit der letztern sogar von ihren Feinden gerühmt wird, so ist über den zugleich frechen und knechtischen Sinn, über die Zuchtlosigkeit, Wortbrüchigkeit und Meineidigkeit der Franken unter allen, die von ihnen geschrieben haben, nur eine einige Stimme. „Es ist so ihre Weise, heißt es, mit lachendem Munde ihr Wort zu brechen! — Wenn ein Franke seinen Eid bricht, ist das etwas Neues? Meineid ist bei ihnen eine Art sich auszudrücken. — Die Franken sind unter allen Völkern das treulosste <sup>4)</sup>. Wie wenig dies aber etwa blos Beschuldigungen ihrer Feinde sind, lehrt ein Blick auf ihre eigenen Geschichtschreiber. In wenig Geschichtbüchern findet man so viel begangene Frevel der Wollust, Mordthaten, Meineide und Treulosigkeiten

<sup>4)</sup> Vopise in Proculo. Franci quibus familiare est, ridendo fidem frangere.

Salvianus de gubernatione Dei. IV. Perjurium ipsam sermonis genus putant, non criminis. Agathias I. 5. Er lobt übrigens die Einigkeit ihrer Fürsten. Procop. de bello Goth. II. 25.

beisammen als im Gregor von Tours, der keiner Partheilichkeit gegen sein Volk beschuldigt werden kann; aus der Art, wie er selbst sich bei mehrern Gelegenheiten äußert, erkennt man, daß zu seiner Zeit der Meineid unter den Franken eine ganz gewöhnliche Sache war, welche Niemand bemerkenswerth oder unerwartet fand <sup>5)</sup>. Eben so deutlich erkennt man in der Schilderung ihrer Lebensweise und Kriegsart eine unfassliche Horde. Einen weichlichen Asiaten oder Griechen zu besiegen, sagen die Lobredner der Kaiser, ist eben keine Ehre, wohl aber einen Franken, der blos von Wildpret lebt <sup>6)</sup>. Nach ihren Befehlen muß man siegen oder sterben. Zwar sind sie zahlreich, aber ihre Tapferkeit übertrifft weit ihre Anzahl. Brandung des stürmischen Meeres und festes Land gilt ihnen gleich, und der nordische Frost behagt ihnen mehr als gemäßigte Witterung. Ein Leben ohne Abenteuer ist ihnen verhaßt. Krieg ihre höchste Wonne. Wird einer im Kriege verstümmelt, so sieht er noch mit den übrig gebliebenen Gliedmaßen. Erhalten sie Sieg, so ist ihr Nachsetzen unaufhörlich; werden sie über den Haufen geworfen, so ziehen sich nur zurück,

um von Neuem anzugreifen. Tollkühner Muth und Verwegenheit bringen nach ihren Befehlen Ehre und Lohn; Ruhe achten sie für eine Krankheit. Nie waren ihre Nachbarn im Stande, sie durch Vernunftgründe eines andern zu belehren oder durch Waffen zur Ruhe zu zwingen; daher muß man Tag und Nacht gegen sie auf der Hut seyn, und sich nicht ohne das Gewehr zu Tische setzen, nicht ohne den Helm sich zu Bette legen <sup>7)</sup>. Ihre Anfälle folgen auf einander, wie Meereswellen im Sturm an der Küste: ehe man den ersten Haufen Streiter zurückgetrieben hat, stürzt der Anführer an der Spitze des zweiten zum Treffen hervor. An ihren großen und starken Gliedmaßen liegt die Bekleidung fest an, und sichtbar ist durch die verengte Bedeckung das Knie. Um den Leib tragen sie einen Gurt. Mit ihren Streitarten hauen sie weit. Das Schild handhaben sie mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit, und ihren Wurffspießen kömmt noch ihr schneller Ansprung zuvor. Von zarter Jugend an ist Krieg ihre Leidenschaft. Werden sie irgend übermannt, so kennen sie keine Furcht, sondern wählen den Tod; ihr unbezwinglicher Muth scheint über das Leben

<sup>5)</sup> Gregor. v. 14. Guntrammus, alias sane bonus, verum tamen nulli amicorum sacramentum dedit, quod non protinus omisisset. (Guntram war sonst ein sehr rechtschaffener Mann, aber er leistete keinem seiner Freunde einen Schwur, den er nicht alsbald gebrochen hätte).

<sup>6)</sup> Eumenii Paneg. in Const. 24. sola carne ferina distentum.

<sup>7)</sup> Libanii Basilicus in Constant. p. 137.

Noch Eginhart (vita Caroli M. 16. führt an, die Griechen hätten ein Sprichwort:

*Τον φραγκον φιλον έχης γειτονα εν έχης.*

Den Franken habe zum Freunde nicht zum Nachbar.

Si tu veux vivre en repos quelquefois

Soit ton amy non voisin François.

Belleforest Libr. II. p. 63.

selbst hinauszubauern<sup>8)</sup>). Noch nach ihrer Einwanderung in Gallien schildert sie der Grieche Agathias auf ähnliche Weise. „Die Waffen dieses Volks sind schlecht und kunstlos, bedürfen keiner geschickten Verfertiger und können von jedem Krieger selbst leicht ausgebeßert werden. Harnisch und Kriegstiefeln kennen sie nicht; die meisten tragen den Kopf bloß und wenige haben Helme. Brust und Rücken sind nackt bis zur Hüfte; von da bis zur Wade tragen sie weite Hosen von Linnen oder Leder. Pferde haben sie wenig, weil sie nach alter Sitte nur zu Fuß zu fechten gewohnt sind. An der Hüfte hängt ein Stoßbogen, am linken Arme das Schild. Des Bogens, der Schleuder und anderer weittragender Wurfswaffen bedienen sie sich nicht, sondern zweischneidiger Streitärte und einer eignen Art Angel- oder Hakenspieße (Angones). Diese sind mittlerer Länge und sowohl zum Wurfe als zum Stoße eingerichtet, fast am ganzen Schaft mit Eisenschienen belegt, und oben unter der Spitze mit Wiederhaken versehen. Wer getroffen wird, ist ohne Rettung verloren, weil die Wiederhaken eingreifen und das Ausreißen verwehren, oder die verwundeten Theile vollends zerfleischen. Bleibt er auch bloß im Schild hängen, so kann er doch weder abgehauen noch ausgerissen werden. Der Franke springt dann gewöhnlich mit dem Fuß auf den Schaft, reißt so den Schild herab, und giebt dem wehrlosen Feinde den Rest.“ Von dieser Bewaffnungs- und Fechtart findet sich in

den, an ausgemalten Bügen so reichhaltigen Schildernngen des Tacitus keine Spur; und man darf daher wohl annehmen, daß sie seinen Germaniern fremd war. Wie aber der wandalische oder östliche Zweig der germanischen Nation hinter dem eigentlich deutschen weit an Sittenmilde und Bildung zurück stand; so unterscheidet er sich von dem letztern noch besonders dadurch, daß seine dem Wanderungsleben ergebenen Völkerschaften überall, wo sie in römischen Ländern endlich ansäßig wurden, die eigne Sprache verlernten und die der Ueberwundenen annahmen, oder vielmehr dieselbe zu neuen Mundarten verderbten. So hörten die Gothen in Spanien, die Longobarden in Italien, die Burgunder in Südgallien bald auf, Deutsche zu seyn. Die eigentlichen Germanen hingegen wanderten nicht mehr in Horden, sondern sandten höchstens beutelustige Kriegsschaaren aus ihrer Mitte zur Plünderung der römischen Grenzländer aus. Wo sie aber auch ihre alten Gebiete überschritten, da behaupteten sie den Besitz ihrer eigenthümlichen Sprache und Weise. Die französische und deutsche Schweiz wird durch die alte Grenzscheide zwischen Burgundern und Allemannen gesondert; jene, ein wandalisches Wanderungsvolk, thaten frühzeitig das Germanische ab, während die ganz germanischen Allemannen demselben noch heute getreu sind. Eben so blieben die Sachsen in Britannien bis zur normännischen Eroberung Deutsche, und auch nach derselben behielt das Germanische

<sup>8)</sup> Sidon. Apollin. Paneg. in Majorian. v. 240.  
 Strictius assutae vestes proceræ cœrcent  
 Membra virum, patet iis arctato tegmine poples.  
 ————— animoque supersuunt  
 Jam prope post animam.

trog aller versuchten Ausrottungsmittel das Uebergewicht bis auf den heutigen Tag. Ganz anders die Franken, deren frühzeitige und gänzliche Entdeutschung in der Folge hinlänglich dargethan wird, und die sich auch in dieser Hinsicht als unverkennbare Sprossen des östlichen Wanderungsstammes verkündigen.

Wenn diese Gründe schon im Allgemeinen die östliche oder wandalische Herkunft der Franken sehr wahrscheinlich machen, so mag nun überdies noch mit ziemlicher Sicherheit die besondere Völkerschaft nachgewiesen werden, unter deren Namen sie bereits in der ältesten deutschen Geschichte vorhanden sind. Es waren die Franken allem Ansehen nach einerlei Volk mit den Bastarnen, die von allen deutschen Stämmen in der Geschichte zuerst, in Thrazien und an den Mündungen des Isters als Bundesgenossen der Mazedonier, dann unter den Völkern des mithridatischen Kriegs als Bundesgenossen des pontischen Königs angetroffen, und zur Zeit des Augustus an der Donauinsel Peuce zum Theil unter dem Namen Peuciner bekannt werden. Die Schwierigkeiten in Herbeiführung der Franken lösen sich mit dieser Annahme auf die einfachste Weise, und sogar auf die Sage von ihrem trojanischen Ursprunge fällt ein freilich nur schwacher Schimmer. Der den ganzen Lauf der Donau begleitende Völkerstamm der wandernden Gallier (Celten, Galater,) zu welchem die Bastarnen von Polybius, Livius und Strabo gerechnet werden, wenn auch nur einzelne Schaaren derselben mit den Galliern als Bundesgenossen nicht als Stammgenossen ziehen mochten, breitete sich bekanntlich im dritten Jahr-

hundert vor Christo bis nach Kleinasien aus, und bemächtigte sich (nach dem von Strabo aufbewahrten Zeugniß des Hegefanar,) um die Zeit der syrischen Herrschaft ins besondere der Gegend von Troja, in der Absicht, diese berühmte Stätte als einen Sicherheitsplatz zu benutzen \*). Seit der Ankunft der Römer in diesen Gegenden wurden die kriegerischen gallischen Stämme, die bisher meist vom Raube gelebt hatten, zum Frieden gezwungen; die Bastarnen aber, unzufrieden mit der von Consul Manlius Vulso gebotenen Ruhe, mögen durch Thrazien nach den Mündungen der Donau, in die eigentlichen Wohnsitze ihres Volks zurückgezogen seyn. Eben da, wo wir in beglaubigter Geschichte die Bastarnen zuerst als König Philipp, dann als Mithridats Bundesgenossen gegen die Römer finden, läßt auch die Hunibaldsche in den Zeitbüchern aufbewahrte Sage die von Troja ausgewanderten Franken ihre Wohnsitze nehmen. Das Abenteuer einer einzelnen Kriegsschaar scheint auf die ganze Völkerschaft ausgedehnt worden zu seyn. Aber weit befriedigender als die trojanische Sage wird durch die Geschichte der Bastarnen die andere in den fränkischen Zeitbüchern befindliche Nachricht aufgeklärt, daß die Franken vor Zeiten mit Königen Mazedoniens in Verbindung gestanden. Diese Nachricht gründet sich auf eine geschichtliche, bereits angeführte Thatfache, die nur in Betreff der Personen der Könige entstellt ist. Die an den Donaumündungen wohnenden Bastarnen, wurden nehmlich zur Zeit des mazedonischen Königs Philipp III. (ums Jahr 200 v. Chr.,) durch Geschenke und Ver-

\*) Strabo XIII. 27.

sprechungen dieses Fürsten bewogen, über die Donau zu kommen, um die den Macedoniern feindlichen Dardanier zu bekriegen <sup>9)</sup>. Indes starb Philipp grade zur Zeit ihrer Ankunft; dies und ein schweres Ungewitter, welches sie in den Gebürgen Thraziens überfiel und ihnen viele Leute tödtete, bewog den größten Theil derselben, wieder über die Donau zurückzukehren; aber dreißig tausend von ihnen zogen nach Dardanien unter Anführung ihres Fürsten Clondico. Sie waren in der Folge bereitwillig, dem Könige Perseus in seinem Kriege gegen die Römer Dienste zu leisten, wurden aber nicht gebraucht, weil dieser den Sold, welchen sie verlangten, zu hoch fand, und lieber sein Königreich verlieren als seinen Schatz angreifen wollte. Plutarch, im Leben des Paulus Aemilius, schildert sie also: „Es kamen die Bastarnen zehntausend Reiter und eben so viel Weiläufer (*παπαρται*) stark, sämmtlich Kriegersleute, die weder Ackerbau noch Schiffahrt verstanden, noch sich von der Viehzucht nährten, sondern nur Eine Sache und nur Eine Kunst trieben, diese nehmlich, beständig Krieg zu führen und ihre Gegner zu überwinden. Da dieselben in Medien mit den Macedoniern in einem Lager gestanden hatten, waren die letztern auf den Gedanken gekommen, daß so hoch gewachsene wohlgeübte, und mit Drohungen gegen ihre Feinde so freigebige Männer den Römern großes Schrecken einjagen, und sie schon durch ihren trohigen und furchbaren Anblick schlagen würden.“ Man erkennt in diesen Geschichten ohne Mühe die in den fränkischen Jahrbüchern angedeutete Verbindung der Franken mit den mazedonischen Kö-

nigen wieder. Wenn aber Livius, Strabo und Plutarch die Bastarnen nach dem Vorgange des Polybius ein gallisches oder celtisches Volk nennen, die Franken hingegen Germanen sind, so darf dies nicht befremden, da Polybius nach den Ansichten seiner Zeit Germanen und Gallier noch für einen Völkerverstamm hielt, auf welchen der gemeinschaftliche Name der Celten anwendbar sey, die jüngern Schriftsteller aber seine Angabe nachschrieben. Polybius selbst <sup>\*</sup>), findet die Bastarnen von den übrigen Galliern durch die außerordentliche Größe ihrer Körper und ihre Kühnheit im Streite verschieden, und Strabo nimmt an einer andern Stelle seine frühere Behauptung, daß die Bastarnen keine Germanen wären, zurück, und meint <sup>10)</sup>, sie möchten doch wohl germanischen Stamms seyn. Tacitus, der sie unter den Sarmaten wohnen läßt, findet in ihrem Wesen vieles sehr undeutsch, besonders die Arbeitsscheu und den Schmutz (*torporem et sordem*) setzt aber doch hinzu, ihre Sprache und Lebensweise, auch ihre Art zu wohnen sey deutsch. Plinius rechnet sie bestimmt unter die Germanen, und macht sie zu Nachbarn der Dazier. Hierauf erscheinen sie unter den Völkerverstamm des markmannischen Kriegs <sup>11)</sup>. Bei Gelegenheit des letztern, der überhaupt für das innere Deutschland von sehr wichtigen Veränderungen begleitet gewesen zu seyn scheint, mögen zuerst Bastarnische Schaaren in nordwestlicher Richtung neue Wohnsitze aufgesucht haben. Marcus Aurelius erzählt Aurelius Victor im Leben dieses Kaisers, triumphirte über Völkerverstamm, die sich unter dem König Marcomar von der pannonischen

<sup>9)</sup> Livius XL. 57. <sup>\*</sup>) Excerpta de leg. LXII. <sup>10)</sup> Strabo VII. 3. 17. <sup>11)</sup> Capitolina, in Marco c. 22.

Stadt Carnutum bis in die Mitte Galliens ausgedehnt hatten. Daß dieser Marcomar ein König der Franken war, läßt sich freilich nicht beweisen; daß aber die ersten Franken, die an den Rhein kamen, gleich den Bastarnen des Tacitus mit Sarmaten verbündet wanderten, bezeugt das oben angeführte Soldatenlied, in welchem die rheinischen Besatzungen zugleich des Siegs über Franken und Sarmaten sich rühmten.

Der Name Franken, unter welchem das Volk in Germanien auftritt, wird von den Griechen durch Geharnischte (*φραγτορ*), von den Neuern gewöhnlich durch Freie gebolmetzt<sup>12)</sup>; er scheint aber weit richtiger von der oben geschilderten, den Franken eigenthümlichen Angriffswaffe entlehnt zu seyn, die von den meisten Schriftstellern Franziska genannt, und von Agathias wohl nur durch halbes Verstehen mit dem Namen Angon oder Anken bezeichnet wird. Mehrere deutsche Völker vertauschten ihren frühern Namen mit dem ihrer Waffe; so ist der Name der Saren späteren Ursprungs, und die Longobarden hießen nach des Paulus Diakonus Zeugniß in alten Zeiten Vinilen. Daß aber die Bastarnen und andre ihnen verwandte wandalische Völker mit den Franken in Verbindung gesetzt wurden, ergiebt sich aus dem, was vom Kaiser Probus erzählt wird. Dieser Fürst verpflanzte hunderttausend Bastarnen, Gepiden,

Gruthungen und andre Wandalen nach Thrazien auf römischen Boden; alle diese aber brachen die angelobte Treue, verließen ihre Wohnsitze, und durchstreiften als See- und Landräuber die Meere und Küsten<sup>13)</sup>. Das kühne Unternehmen einiger dieser Abentheurer, durch das ganze Mittelmeer zu schiffen und große Städte wie Syrakus und Karthago zu plündern, wird von andern Schriftstellern<sup>14)</sup> den Franken zugeschrieben, denen der Kaiser auf ihr Bitten Wohnsitze in Thrazien eingeräumt hatte. Die große Schwierigkeit aber, in diesen Widerspruch Zusammenhang, und die Franken vom Niederrhein plötzlich nach dem schwarzen Meere zu bringen, hebt sich von selbst, wenn Franken nur ein andrer Name war für Bastarnen. Zuletzt finden wir die Bastarnen unter den rheinischen Frankenvölkern sogar namentlich aufgeführt, so daß es bei der großen Mühe, welche die gelehrtesten Geschichtskenner auf Erforschung der fränkischen Alterthümer verwendet, fast befremdend scheint, durch Hinweisung auf dieses Volk die alten Zeitbücher nicht eher gerechtfertigt zu sehen. Als nehmlich Stiliko nach des Theodosius Tode die Rheinlande bereifte, um die mit den dasigen Völkerschaften bestehenden Verträge zu erneuern, schloß er nach Claudians Zeugniß auch ein Bündniß mit den Bastarnen. Diese waren also unter den Bewohnern des Rheinlands<sup>15)</sup>.

12) Jul. Capitol. in Marco 22. 13) Trebellius Pollio in vita Probi c. 18. 14) Zosimus I. c. 42. Eumenius in Panegyri. in Constantium IV. c. 18. 15) Claudian de IV. consulatu Honorii 448.

Ante ducem nostrum flavam sparsere Sicambri  
Caesariem, pavidoque orantes murmure Franci  
Procubuere solo: juratur Honorius absens.  
Basternae venerere truces, venit accola sylvae  
Bructerus Hercyniae, latisque paludibus exit  
Cimbrus et ingentem Albim liquere Cherusci.

Für das nördliche Deutschland mag der durch die Ankunft der Franken bewirkte Abzug der Longobarden eine Zeit der wiedergewonnenen Freiheit gewesen seyn, denn die unterdrückten Chatten, Cherusker, Sigambrier, Bructer, Chamaver, Tubanten, Ansibarier, Usipeter und Tenchter erscheinen in den Lobrednern der Kaiser nun wieder unter ihrem eigenthümlichen Namen. Einige derselben hielten sich zu den Franken, die andern zu den weiter unten an der Meeresküste wohnenden Sachsen; daher wurden die Namen Franken und Sachsen allmählig Hauptnamen für alle Völkerschaften zwischen dem Rhein und der Elbe. Die Sachsen thaten wie ihre Vorgänger, die Rauchen, und befehdeten die römischen Provinzen als Seeräuber; viele Schaaren der Franken aber, von Arbeitsfurcht und Raubsucht getrieben, und unfähig, der Norddeutschen geregeltes Landleben zu theilen, drangen, verstärkt durch die kriegerische Jugend ihrer Bundesgenossen, über den Rhein in das Maas- und Scheldeland vor, und bemächtigten sich zur Zeit des Posthumus der batavischen Insel. Was aus den alten Batavern ward, wissen wir nicht; wenn sie sich nicht, was sehr wahrscheinlich ist, mit den Franken verbanden und gleich den Rheinvölkern selbst Franken wurden, müssen sie, unbeschützt von den Römern, und der eignen wehrhaften Mannschaft durch stete Aushebungen beraubt, gleich den alten Helveziern vergangen seyn; denn zulezt ist nur noch die Rede von einer batavischen Kriegsschaar in römischen Diensten,

Soviel ist sicher, daß die Franken seitdem von den Ufern der Maas und der Waal sich nicht mehr entfernten, und in dem alten Vaterlande der Belgen ganz einheimisch wurden. Unter Zuthun einiger römischen Kaiser, besonders einiger Anmaßer in Gallien, welche mit ihnen in friedliche Verhältnisse zu treten und ihre Waffen zu nutzen suchten, lernten sie allgemach Ackerbau und stätige Wohnsitz; ihre Jugend ward, wie einst die Bataver, in römische Kriegsschaaren geformt<sup>16)</sup>; das ganze Volk gewöhnte sich, wie alle aus dem Osten eingewanderten Barbaren schnell an römische Sprache und Weise. Einen großen Theil dieser belgischen Franken führte in der Folge Kaiser Constanzius, man weiß nicht recht ob mit Gewalt oder freiwillig, in die Landschaften des nördlichen Galliens, die einst den Ambianern, Bellovaken, Tricassinern, und Lingonen gehört hätten (den heutigen Gebieten von Amiens, Beauvais, Troyes und Langres); denn wie die übrigen Provinzen war auch das einst reich bevölkerte Gallien unter dem Drucke der römischen Statthalter und den beständigen Einfällen barbarischer Feinde allmählig öde geworden. Also ward ein großer Theil Galliens von den Römern selbst an Franken vertheilt, lang zuvor, ehe man an die Möglichkeit dachte, daß andere Franken dies Land einst als Gebieter bewohnen würden. Aus der Mitte dieser Kolonisten gingen die Franken hervor, die seit Constantins Zeiten sehr zahlreich in römischen Staats- und Kriegsdiensten des ersten Ranges erscheinen; in diesen romanisirten

<sup>16)</sup> In der Notitia Imperii werden unter den römischen Legionen und Cohorten in Gallien *Salii seniores*, in Spanien *Salii juniores gallicani*, angeführt.

Franken fand aber auch Chlodowich bei Eroberung Galliens bereitwillige Helfer. Sie bildeten den eigentlichen Stamm der neuen Bevölkerung Galliens, und schmolzen mit den alten Einwohnern in Kurzem zu einem romanischen Volke zusammen, welches in der Folge, auch nach der Ankunft der wenig zahlreichen salsischen Eroberer, in Hinsicht auf Sprache und Sitte das entschiedene Uebergewicht behauptete. Bei den vielen übereinstimmenden Urtheilen über den Character der alten Gallier und der Franken, darf uns daher die große Ähnlichkeit nicht Wunder nehmen, welche zwischen dem altgallischen und dem neufränkischen Volksthum bemerkt wird; das letztere ist aus zwei sehr verwandten Elementen zusammengelassen, und Frechheit, Leichtsinn, Wankelmuth, Grausamkeit und Treulosigkeit, werden in beiden als hervorstechende Züge angegeben \*).

Also die wandalischen Franken in Batavien und Belgien. Die Deutschen Rheinländer aber, welche seit der Ankunft dieser ihrer Bundesge-

nossen ebenfalls Franken (in diesem Sinne die Freien,) genannt, nachmals aber von denselben durch die Benennung Ripuarier (Uferbewohner) unterschieden werden, wohnten in ihren alten Sizen zwischen dem Rhein und der Weser, nördlich den Sachsen, südlich am Neckar den Alemannen benachbart <sup>17)</sup>. Die Lebensweise der Hausväter blieb die altgermanische; die Kriegsschaaren aber, welche auch von diesen Uferfranken gegen die römischen Provinzen ausgingen, kennen wir im Vorbilde aus der schon von Tacitus geschilderten chattischen Helbengesellschaft, die ohne andre Arbeit und Lust als Krieg oder Jagd, ohne Haus und Heerd und eignen Erwerb im Kriege voranzog. Wie diese Ripuarier aus andern Völkerschaften als die eigentlichen Franken bestanden, so lebten sie auch nach andern Gesetzen in altgermanischer Weise; in der auf uns gekommenen Sammlung derselben, werden die Uferfranken von den fremden Franken (Francis advenis) sorgfältig unterschieden <sup>18)</sup>.

\*) Das Räthsel, wie aus Germaniern Franzosen werden konnten, wäre noch vollständiger gelöst, wenn sich die Ansicht der alten Schriftsteller, nach welcher die Bastarden gallische Wanderungsvölker waren, rechtfertigen ließe: in diesem Falle behielten die französischen Geschichtsforscher, die den germanischen Stamm für ihr Volk zu unedel achten, Recht, und die Deutschen würden der beneideten Ahnherrnschaft, gewiß ohne Bedauerniß, ledig.

17) *Ulvosa quem Nicer abluat unda,  
Prorumpit Francus. Sidon Apoll.  
Francia mixta Svevis. Auson.*

18) *Leg. Ripuar. tit. XXXI. c. 3. XXXVI. c. 1.*

## Sechstes Kapitel.

## Allemanische und Fränkische Wanderungen.

Kaiser Gallienus, welchem vorgeworfen wird, in den Künsten der Dichter und Redner, wie in denen der Köche und Gärtner ein Meister, nur in der Kunst zu regieren ein Neuling gewesen zu seyn, zeigte sich in der Staatskunst seiner Vorfahren wohl unterrichtet. Zur Zeit, als die Reichsgrenzen mehr als je von wandernden Völkern bedrängt wurden, schloß er Frieden und Bündniß mit Attalus, dem König der Markmannen, räumte ihm Landgebiet in Ober-Pannonien ein, und erhielt nebst dem Versprechen der Bundeshilfe den Besitz seiner Tochter, der schönen Pipa oder Pipara. Ihre Reize fesselten die Neigung des unbeständigen Fürsten, der schon eine Gemahlin hatte oder gehabt hatte; aber auch nach Saloninens Tode hätten Roms Gesetze die Verbindung mit einer Barbarin den Namen Ehe verweigert, und die deutsche Fürstentochter wird in den römischen Geschichtsbüchern mit dem Namen einer Weischläferin des Kaisers gebrandmarkt.

Indeß ward auch der Zweck dieser Verbindung, die Sicherheit des Reichs, nicht erreicht. Während Gallienus zu Trier prächtigen Hof hielt \*), zog ein Haufe Allemannen unter dem Könige Kroch oder Chrochus nach Gallien und führte Krieg gegen die Städte. Er soll den Rath bekommen haben, wer berühmt werden wolle, ohne Großes bauen zu können, müsse vieles zerstören. Vor Arles aber ward König

Kroch von einem Römer, Namens Marius, gefangen genommen, mit Hohn durch die beschädigten Städte geführt und grausam hingerichtet.

Dies geschah in Gallien. Unterdeß aber erschrock Italien und Rom selbst über die Nachricht, daß ein anderer großer Haufe Allemannen über die rhätischen Alpen gestiegen und durch die Ebenen Oberitaliens bis Ravenna vorgebrungen sey. In dieser Gefahr erwachten im römischen Senat einige Funken der alten Tugend; er übernahm die Vertheidigung des Staats, und ließ die zur Besatzung zurückgebliebene und durch die herzhaftesten Einwohner verstärkte Leibwache ausrücken. Die Allemannen scheuten die Ueberlegenheit dieses unerwarteten Heers, und zogen sich durch das verheerte und ausgeplünderte Italien nach ihren Grenzen zurück. Es giebt eine anschauliche Vorstellung von der Lage der Welt und des Reichs, daß der Kaiser auf die Nachricht von der Befreiung seiner Hauptstadt nicht Freude sondern Unruhe über den Muth des Senats äußerte, und dem Volke seinen Argwohn durch ein Edikt verkündigte, welches den Senatoren verbot, eine Kriegsstelle anzunehmen oder nur den Lagern der Legionen sich zu nähern. Aber diese Furcht war ungegründet. Die reichen und schwelgerischen Großen in Rom nahmen diese schimpfliche Ausschließung vom Kriegsdienst als Gunst auf, und so lange man sie im ruhigen Genuß

\*) 259.

der Bäder, Schauspiele und Landhäuser nicht störte, überließen sie gern die gefährliche Beschützung des Reichs den rohen Händen der Bauern und Soldaten.

Als nun der Kaiser von Trier hinweg erst nach Illyrien, und dann nach Italien zog, blieb Gallien dem Posthumus vertraut, den schon Kaiser Valerian zum Statthalter gesetzt hatte. Zu dieser Zeit ward das Elend und die Verwirrung der Welt größer als sie je gewesen. Des Kaisers Schlassheit, die sich oft plötzlich zu grausamer Wuth gestaltete, der Wille der Heere und die Gefahr der Provinzen bewog nach und nach neunzehn Heerführer und Statthalter, (die man unschicklich genug mit Athens dreißig Tyrannen verglichen hat,) den Purpur und Augustustitel anzunehmen. Nur Italien, Rom und der Senat blieben dem Gallienus immer getreu; alle übrigen Provinzen sahen vorübergehende Herrscher, deren keiner eines ruhigen Lebens genoss oder eines natürlichen Todes starb. Die Wahl, die Macht und der Tod dieser unsichern Kaiser wurde ihren Unterthanen und Anhängern auf gleiche Weise verderblich. Ihre Erhöhung wurde den Soldaten durch Geschenke abgekauft oder bezahlt, die den Unterthanen abgepreßt werden mußten, und ihr Fall riß ihre Heere und Länder mit ins Verderben. Wehrlos standen die Provinzen während dieser Privatstreitigkeiten ihrer Beschützer auswärtigen Angreifern offen. Selbst die tapfersten der so genannten Tyrannen sahen sich zuweilen durch den Drang ihrer Lage gezwungen, mit dem gemeinschaftlichen Feinde schimpfliche Bündnisse

zu schließen, durch lästige Tribute der Barbaren Partheilofsigkeit oder Hülfe zu erkaufen, und sie selbst in das Herz des Reichs einzuführen.

In Gallien ward Posthumus vom Kriegsheer als Kaiser ausgerufen \*), und als Preis dieser Erhebung des Gallienus Sohn Saloninus zu Cöln ums Leben gebracht. Das ganze Land war von Franken überschwemmt, die sich indeß mit der Plünderung Galliens nicht begnügten, sondern über die Pyrenäen nach Spanien zogen, Tarragona zerstörten, und sogar nach Afrika übersetzten, um diese reiche und bisher allen Plünderern zu weit entlegene Provinz zu berauben. Posthumus aber verband sich mit den Franken, und widerstand mit ihrer Hülfe der Rache des Kaisers. Darauf soll er Gallien von den Deutschen befreit und die alten Grenzfesten über dem Rhein wieder aufgerichtet haben. Spanien und Britannien scheinen ihm beigetreten zu seyn, so daß unter ihm ein gallisches Kaiserthum bestanden.

Nach fünfjähriger Herrschaft ward Posthumus nebst seinem Sohne zu Mainz von den Soldaten, denen er die Plünderung der Stadt nicht verstaten wollte, erschlagen \*\*); seine Nachfolger in Gallien erlitten gleiches Schicksal. Endlich ward auch der weibische Gallienus getödtet, und an seiner Statt der tüchtige Claudius, in Italien, mit dem Purpur des Gesamtreichs bekleidet \*\*\*).

Claudius stritt mit den Allemannen am See Benacus (Iago di Gardia,) ohnweit Mailand, und mit den Gothen und ihren Bundesgenossen bei Naissus oder Nissa in Dardanien, beidemal

\*) 260. \*\*) 265. \*\*\*) 268.

siereich; aber schon die Orte dieser Schlachten bezeichnen die Lage des Reichs, und bekunden das Vordrängen der barbarischen Völker. Als nach zwei Jahren Claudius an der Pest gestorben, ward auf seine Empfehlung Aurelianus erhoben, der schon unter Gordian III. bei Mainz die Franken geschlagen hatte. Dieser wandte seine Macht zuerst gegen die Gothen an der Niederdonau, kämpfte unentscheidend in einer harten Schlacht, und endigte den zwanzigjährigen Krieg mit diesem Volke durch einen Frieden, worin die Gothen dem römischen Heere eine Hülfe von zweitausend Reitern bewilligten, der Kaiser aber den Besitz der großen Provinz Dazien jenseits der Donau, die Eroberung Trajans, stillschweigend aufgab. Er hatte sich überzeugt, daß er die scheinbare Unehre, des Reichs Grenzen zu verengern, gegen den Vortheil, verdödete und wehrlose Länder nicht länger beschützen zu dürfen, verachten müsse; daher ließ er die römischen Legionen ein Gebiet räumen, das sie weder anzubauen noch zu vertheidigen im Stande waren, und zog dieselben auf die Südseite der Donau zurück, wo der den alten Ländern gegebne Name Dazien das Andenken der Eroberungen Trajans fortpflanzen sollte. Dennoch behielt die alte Provinz dieses Namens eine beträchtliche Anzahl römischer Einwohner, die sich weniger vor den Gothen als vor Auswanderung gescheut hatten. Noch jetzt enthält die Wallachische oder Blachische Sprache die Spuren, und das Volk, welches sie redet, den Stolz römischer Herkunft. Die Gothen und Wandalen, die unter diesen Römern sich ansiedelten, lernten von ihnen man-

cherlei Künste und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens; aber statt zu entarten wurden sie furchtbar im Besitz römischer Kriegskunst. Diese Macht wandten sie indeß nicht gegen die Römer, sondern gegen die Völker im Rücken. Dazien als gothischer Staat ward eine sicherere Schutzwehr der Grenze, als die römische Provinz gewesen war.

Während sich Aurelian mit Herstellung der illyrischen Grenze beschäftigte, brach ein ungeheurer Schwarm Allemannen, Markmannen, Suthungen und Wandalen in Italien ein \*). Vierzigtausend zu Pferde und achtzigtausend zu Fuß erschienen im Felde, und verheerten das Land zwischen der Donau und dem Po. Auf diese Nachricht setzte sich der Kaiser längst der Donau hinauf in Bewegung; er mochte hoffen, daß die großen mit Beute beladenen Schaaren, welche er bereits auf dem Rückzuge antraf, das ganze Heer der Reichsfeinde ausmachten, und daß nach Einschließung derselben alle Gefahr von Italien abgewendet sey. Aber die Barbaren, welche den Weg über die Donau gesperret fanden, und mit ihrer Bitte um Frieden abgewiesen wurden, weil sie denselben nur zu brechen verstanden, wandten sich auf einer andern Straße nach den italienischen Gebürgen zurück, und der Kaiser, der den Krieg schon für geendigt gehalten hatte und nach Pannonien zurückgekehrt war, wurde durch die angstvollen Briefe des Senats sehr bald eines andern und schlimmern belehrt. In Gilmärschen zog er an der Spitze eines auserlesenen Heers von gothischen und wandalischen Bundesgenossen und aller Prätorianer, die in den Kriegen an der Donau

\*) 270.

gebient hatten, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe, und schalt in einem Briefe die Saumfeeligkeit des Senats, der zu spät die heiligen Bücher der Sibille um die Mittel der Rettung befragt habe: er spricht sogar von Menschenopfern, welche er zur Versöhnung der Götter darzubringen erbittig sey. Drei Schlachten wurden geschlagen: in der ersten, ohnweit Plazenz, erlitten die Römer eine Niederlage, daß die unmittelbare Auflösung des Reichs besorgt ward. Auf dem flaminischen Wege, auf dem so viele Legionen zur Unterjochung der Welt ausgezogen waren, rückten die Germanier vorwärts, um an der wehrlosen Weltgebieterin die Rache der Plünderung zu nehmen; aber bei Fano in Umbrien, an demselben Orte, wo Hannibals Bruder in ähnlichem Unternehmen gescheitert war, fanden sie zum zweitenmal den Kaiser. Das Unglück von Plazenz ward hier in einer Verzweiflungsschlacht gerächt, und der fliehende Ueberrest des allemannischen Heers in einer dritten Schlacht bei Pavia aufgerieben. Aber die gleich nach diesem Siege begonnene Erbauung einer Mauer, die den weiten Umkreis Roms decken sollte, verkündigte die Ue-

berzeugung des Kaisers, von der Abnahme des Reichs. Die Römer, welche seit Ausdehnung ihrer Macht über Italiens Grenzen die alte Mauer, welche Roms sieben Hügel umschloß, hatten verfallen lassen, waren weit von dem Gedanken entfernt gewesen, daß es je nöthig seyn würde, dieselbe zum Schutz gegen damals noch ungekannnte Barbaren wieder aufzubauen.

Nachdem nun Aurelian das seit Posthumus mit Hülfe fränkischer und batavischer Bundesvölker unter besondern Kaisern unabhängige Gallien bezwungen, Bindelicien den Barbaren entrißen und durch Zenobias Besiegung auch den Orient wieder an das Reich geknüpft hatte, ward er zwar Wiederhersteller der Welt begrüßt, aber durch seinen Ruhm und den Glanz seines Triumphs nicht gegen Mörder geschützt. Er fiel ohnweit Byzanz durch die Hand eines seiner Obersten \*). Darauf ward Tacitus, aus dem Hause des Geschichtschreibers, und nach dessen frühem Tode Probus, von Geburt ein pannonischer Bauer, erhoben: bei der allgemeinen Verderbniß der höhern Stände gingen die letzten würdigen Kaiser aus dem Schooße des Landlebens hervor.

\*) 275.

## Siebentes Kapitel.

## Große Gefahr Deutschlands unter Probus. Wanderung der Burgunder \*).

**K**aum war Aurelians Tod bekannt geworden, als die Deutschen zu hunderttausenden gegen den Rhein zogen; daher fand der wackre Probus die Grenzvertheidigung Galliens überschritten und siebenzig Städte in den Händen der Feinde, unter denen Lygier, Franken, Burgunder und Wandalen namentlich unterschieden werden <sup>1)</sup>.

Wir haben die Burgunder (die Plinius Burgundionen nennt, und Tacitus wahrscheinlich unter den Burieren meint,) zuerst an den Ufern der Weichsel hinter den Lygiern gefunden. In diesem Lande saßen sie ruhig, bis sie im Krieg mit Fastida, dem König der Gepiden, von diesem eine große Niederlage erlitten, und zum Auswandern gezwungen wurden <sup>2)</sup>. Sie zogen gegen Westen. Als sie nun den Römern bekannt wurden, verbreitete sich unter den letztern durch falsche Deutung des Namens Burgunder der Glaube, dies Volk stamme von römischen Besatzungen her, welche vor Zeiten Drusus und nach ihm Tiberius in Burgen an und über der Elbe zurückgelassen hätten <sup>3)</sup>. Ihrem Könige oder Hendenin gehorchten die Burgunder, so lange er den Göttern gefiel; zeigten ihm die letztern ihren Unwillen durch unglücklichen Ausgang einer Schlacht oder durch ein unfruchtbares Jahr, so verließ ihn das Volk. Hingegen der Oberpriester oder Siniß verwaltete unbekümmert sein heiliges Amt; seine

Stelle war lebenslänglich, und seine Person unverleglich.

Es stritten aber die Lygier und die Franken für sich, und nur die Burgunder mit den Wandalen vereinigt. Probus nun, der sich die Befreiung Galliens zum ersten Geschäft machte, schlug zuerst die Lygier, und nahm deren Anführer Semno nebst seinem Sohne gefangen <sup>\*\*)</sup>. Der edelmüthige oder besorgte Sieger bewilligte indeß den Ueberwundenen, die seine Gnade ersuchten, anständige Bedingungen, nahm ihnen die Gefangenen und die Beute, und ließ sie nach ihrer Heimath an die Grenzen Schlesiens und Polens zurückziehen. Aber schon ihre Auswanderung mochte durch Anfälle und Bedrängnisse hervorgebracht worden seyn, und der Name Lygier wird nicht weiter in der Geschichte gehört. Die Feldherrn des Probus trieben die Franken in ihre Moräste zurück; der Kaiser selbst aber stritt mit den Wandalen und Burgundern an den Ufern des Rheins, durch dessen Gewässer ihre Schaaren getrennt waren, und überwand die eine, ehe die andre zu Hülfe kommen konnte. Die übrigen ergaben sich und erhielten Friede gegen die Bedingung, ihre Beute und Gefangenen herauszugeben; als sie dies nicht hielten, setzten die Römer ihnen nach, tödteten viele und nahmen ihren Anführer Igitus gefangen. Wenn man den Geschichtschreibern trauen dürfte, welche diese Begebenheiten

\* ) 276—282. 1) Zosimus I. c. 67. 2) Jornandes c. 17. 3) Ammian. XVIII. c. 5. \*\*) 277.

ziemlich sorglos beschrieben, so hätte die Zahl der in diesen Kriegen erschlagenen Deutschen, die den Boden Galliens schon als ihr Eigenthum angesehen hatten, viermalhunderttausend betragen. Der Ueberrest der Burgunder zog an die Saale zurück.

Seit dem Heereszuge Maximins hatten die Römer sich auf Vertheidigungskrieg gegen die deutschen Völker beschränkt, welche unaufhörlich die Reichsgrenze beunruhigten. Probus aber, durch seine Siege ermuthigt, griff den alten Gedanken wieder auf, durch Bezwingung des überrheinischen Landes und durch Aufrihtung römischer Schutzwehren die aus dem Norden drohende Gefahr für immer abzuwenden. In dieser Absicht ging er über den Rhein und den Neckar; aber die Geschichten dieses Kriegs sind nicht umständlich bekannt, weil die Sachen des gemeinen Wesens den Schriftstellern immer mehr fremd und gleichgültig wurden. Von Seiten der Römer wurden Preise auf die Einbringung feindlicher Köpfe gesetzt, und große jenseits des Rheins in Besitz genommene Landstriche durch Soldaten und bewaffnete Grenzbauern gesichert. Unvermögend, das Ungemach des Verwüstungskriegs länger auszuhalten, kamen neun Oberhäupter der Deutschen in das römische Lager und baten um Frieden. Der Kaiser forderte strenge Rückgabe der Güter und Gefangenen, die sie den Provinzen entführt hatten, und Bestrafung der Räuber, welche die Plünderungen erneuern würden. Ein beträchtlicher Tribut an Getreide, Schaafen und Ochsen mußte für die Grenzbesatzungen geliefert werden, und sechzehntausend deutsche Jünglinge wurden ausgehoben, die römischen Heere zu verstärken.

Der Kaiser zerstreute sie unter die Legionen der Provinzen als Ergänzung in kleinen Haufen zu fünfzig oder sechzig Mann, mit der Bemerkung, daß man die Hülfe, welche der Staat von Barbaren zöge, fühlen aber nicht sehen müsse. Anfangs hatte er den Gedanken, das ganze Volk zu entwaffnen, aber bald mochte er sich von der Unmöglichkeit der Ausführung überzeugen. Selber ihr Beistand war jetzt nöthig geworden. Die verweichlichten Bewohner Italiens konnten das Gewicht der Waffen nicht mehr tragen; die Volksmenge der Rhein- und Donauländer, wo noch die tüchtigsten Menschen gebohren wurden, war durch die beständigen Kriege vermindert. Die Seltenheit oder Unfruchtbarkeit der Ehen griff die Grundlage der Bevölkerung an; dieses Uebel, der sicherste Beweis für das Greisenalter der damaligen Welt, zerstörte die Kraft des gegenwärtigen und die Hoffnung eines künftigen Geschlechts. Probus beschloß, die erschöpften Grenzländer durch Kolonien gefangener oder flüchtiger Barbaren wieder zu füllen, und aus ihnen ein neues und kräftiges Kriegergeschlecht zu erziehen. Nach Britannien verpflanzte er einen beträchtlichen Haufen Wandalen, an die Ufer des schwarzen Meers zog er Bastarnen, Gepiden, Gruthungen und Franken. Allein seine Erwartungen wurden meist getäuscht. Die Wanderungslust dieser gezwungenen Anbauer bewog sie zu Empörungen und Versuchen zur Flucht, die den Provinzen, durch welche sie zogen, sehr verderblich wurden. Ein solcher Haufe, den einige Franken, andere Bastarnen nennen, schiffte von der Küste von Colchis, wo er sich einer Flotte bemächtigt hatte, durch das schwarze Meer, den Hellespont und

das Mittelmeer, plünderte in Griechenland und Sizilien, besonders in der reichen Stadt Syrakus, die einst der Macht Athens und Karthagos zu widerstehen im Stande gewesen war, und kehrte Schätze beladen nach Hause.

Wie groß indeß die Vorschritte des Probus zur Bezwingung Deutschlands gewesen seyn mögen, kann man am sichersten aus seinem Schreiben an den Senat abnehmen, welches uns Vopiscus aufbewahrt hatte. „Ich danke den unsterblichen Göttern, schreibt er, daß sie Eure Urtheile über mich bestätigt haben. So weit sich Deutschland in die Breite erstreckt, ist es bezwungen. Neun Könige verschiedener Völker liegen demüthig zu meinen, oder vielmehr zu Euren Füßen. Alle Barbaren pflügen und säen für uns, sie kämpfen für uns wider die innern Völker. Darum beschließet Dankgebete nach Eurer Weise: denn viermalhunderttausend Feinde sind erschlagen, sechzehntausend derselben dienen unter unsern Fahnen, siebenzig Städte sind der Knechtschaft erledigt und ganz Gallien ist frei. Alle Beute ist wieder gewonnen, und deren mehr gemacht worden als vorher verloren gewesen. Von deutschem Zugvieh werden Galliens Fluren gepflügt, und Germaniens Boden streckt seinen besiegten Nacken unter das Joch unserer Bauern; seine Heerden werden für uns gemästet, seine Rosse wachsen für unsere Reiter heran, seine Saaten reifen für unsere Scheuern. Nur den Boden lassen wir ihnen, das übrige alles, was das ihre war, ist das unsere geworden. Darum sind wir auch Willens gewesen, einen neuen Statthalter über Deutschland zu setzen, haben dies indeß noch auf weiteres verschoben, bis die göttliche Vor-

sehung unsere Waffen ferner gesegnet haben wird.“

Viele nun haben geglaubt, daß der auf Steinen ruhende Wall, der in seinen Ueberresten sich noch heut von Pföring an der Donau durch Franken und Schwaben bis an die Ufer des Rheins in einer Länge von fünfzig deutschen Meilen erstreckt, und dessen Erbauung von der Volksfage dem Teufel, von den meisten Geschichtschreibern dem Hadrian beigelegt wird, dem Probus zuzuschreiben sey; und dies nicht ohne Wahrscheinlichkeit, da Münzen mit dem Gepräge desselben darin ausgegraben worden, und den vorhandenen Angaben nach die Herrschaft der Römer über Deutschland niemals ausgedehnter als unter diesem Kaiser gewesen zu seyn scheint. Ueberdieß ist bekannt, daß Probus die Hände der Legionen mit großen Landbauten beschäftigte, und daß die Strenge, womit er den Uebermuth des Kriegsvolks durch diese Arbeiten zu brechen bemüht war, die unmittelbare Ursache seines Todes wurde.

Sicherer und wohlthätiger als durch die Erbauung der Teufelsmauer, hat Probus durch die Einführung des Weinbaus am Rhein und in Ungarn sein Andenken geheiligt. Auf seinen Befehl wurden die sonnigen Hügel Galliens, Pannoniens und Mösiens, ebenfalls durch kriegerische Hände, mit Reben bepflanzt, und das dem Ackerbau günstige Verbot Domizians, Wein in den Provinzen zu bauen, erreichte damals seine Endschafft. Vielleicht aber zeugt eben dieser Anfang des Weinbaus für die Abnahme der Bevölkerung und des Ackerbaus.

Nachdem Probus die Reichsgrenze hergestellt und erweitert, zwei Nebenbuhler in Gallien

überwunden, auch im Morgenlande gesiegt und in Rom feierlich triumphirt hatte, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, nach Begründung des allgemeinen Friedens die stehende Kriegsmacht aufzulösen, und sich wie die Menschheit dadurch von einem gefährlichen Feinde zu befreien. Aber die zu hitzige Verfolgung seines Plans ließ ihn die nöthige Vorsicht vergessen, und seine unbedachtsame Rede, daß er bald die Soldaten nicht mehr nöthig haben werde, erbitterte diejenigen,

denen sie nie hätte zu Ohren kommen sollen. An einem heißen Sommertage, als er die Austrocknung der firmischen Sümpfe mit Härte betrieb, warfen die Soldaten, der Beschwerlichkeiten müde, plötzlich ihr Handwerksgeräth weg, griffen zu den Waffen, und brachen in wüthende Meuterei aus. Der Kaiser flüchtete sich nach einem thurm hohen Gerüste, welches er zur Uebersicht der Arbeiten hatte bauen lassen, und ward darin von den Empörern erschlagen \*).

## Achtes Kapitel.

### Anfang einer neuen Ordnung der Dinge.

Als darauf Kaiser Carus, wie vielleicht seine Mörder vorgaben, vom Blitz getödtet, und seine Söhne Numerianus und Carinus nach kurzem Regiment erschlagen worden waren, wurde Dioclezianus, als illyrischer Bauer geboren, Alleinherr des römischen Reichs \*\*).

Von mehr als dreißig Kaisern, die seit dem Tode des Marcus Aurelius bis auf Dioclezians Erhebung in dem kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts der Purpur geschmückt hatte, waren nur drei eines natürlichen Todes gestorben, die übrigen meist durch die eignen Soldaten gefallen. Die Weltgeschichte kennt keine ähnliche Reihenfolge von Glückswechsellern; der bluttriefende Purpur gleich einem Gewande, das verurtheilten Verbrechern angelegt wird, der Thron der Weltmonarchie war mitten in einer

scheuslichen Mördergrube aufgerichtet über den Leichnamen der Kaiser. Dennoch wurde der Ehrgeiz nicht müde, diese gefährvolle Höhe zu erstreben; so süß ist es zu herrschen. Die zahllosen Schlachtopfer, welche für Emporkömmlinge fielen, die schrecklichen Soldatenkriege, die über alle Länder hinführen, das unnennbare Elend der Völker, die Verödung der vormals blühendsten Reiche, die Verminderung des Menschengeschlechts, kurz die gesammten Greuel des Kaiserthums, liefern die anschaulichen Belege für den in spätern Zeiten trotz allen Lehren der Geschichte aufgestellten und von Neuem gepriesenen Satz, das Verdienst solle herrschen und sich Bahn brechen dürfen zum Thron! Was ein Staat sey nach zertrümmerter Religion und nach verlornen Bürgertugend, hatten die letzten

\*) 282. \*\*) 282.

Zeiten der Republik dargethan; was ein Reich sey ohne Erbfolge und ohne Majestät der Fürsten, ohne Stände und Standesehre, ohne andern Adel als den, welchen Verdienst, Reichthum oder Gunst giebt, ein Reich, wo der Sklave, der Fechter, der Hirt seines Gleichen im Purpur erblickte, und hoffen durfte zu werden wie sie, das lehrte das kaiserliche Rom.

Dioclezianus, den Glück und Klugheit von der niedrigsten Stufe auf die höchste erhoben, war der erste, der in der Festsetzung regelmäßiger Thronfolge durch Beigefellung eines Nebenkaisers (Augustus) und mehrerer Unterkaiser (Cäsaren,) mehr noch durch Einführung fürstlicher Hofsitte ein Bindungsmittel für das zerfallende Reich, ein Gegenmittel gegen die verbrecherische Tollheit der Kriegsheere suchte und fand. Kindische Eitelkeit kann schwerlich Bewegungsgrund bei einem Manne gewesen seyn, der die Herrschaft zu theilen und zuletzt mit dem Gemüsebau zu vertauschen vermochte; es war eben der Dioclezian, den wir nach zwanzigjähriger ruhmvoller Regierung vom Kaiserthron in ein Gärtnerhaus zurücktreten sehen, der die bürgerlichen Bezeichnungen Consul, Censor, Tribun, von denen die Kaiser bisher immer noch Gebrauch gemacht hatten, als unschicklich bei Seite legte, und dem Imperator- und Herrentitel die Benennungen Gottheit und geheiligte Majestät beifügte. Bis auf seine Zeit waren die Kaiser in vertrauten Unterhaltungen mit ihren Mitbürgern bloß mit derjenigen Ehrfurcht begrüßt worden, die man auch andern Vornehmen und Mächtigen bezeigte; ihr Hauptvorzug bestand im kaiserlichen oder kriegerischen ganz mit Purpur gefärbten Mantel, während

die Senatorenkleidung schon durch ein breites und das Rittergewand durch ein schmales Band von dieser ehrenden Farbe ausgezeichnet war; ihre Palläste waren von Leibwachen umringt und wie die der übrigen Reichen von Sklaven und Freigelassenen angefüllt, aber ohne eigentlichen Hofstaat. Dioclezian führte in Folge der Betrachtungen, die sein richtiger Blick und die vor ihm liegende Erfahrung der Jahrhunderte in ihm veranlaßten, das Staatsgepränge des persischen Hofes ein; er legte das Diadem an, eine weiße mit Perlen besetzte Hauptbinde, die bisher den Römern als Merkmal des Königthums verhaßt gewesen war; thöricht genug hatten sie bei aller Willkühr der Herrscher die Zeichen der Herrschaft verabscheut, und dem Caligula seine grausame Rasereien minder als den Gebrauch des Diadems zum Verbrechen gerechnet. Die übrige Staatskleidung der Kaiser wurde nach Dioclezians Einrichtung von Golde und Seide gefertigt, und selbst ihre Schuhe mit Edelsteinen geschmückt. Der Zutritt zu ihrer geheiligten Person wurde täglich durch Einführung neuer Förmlichkeiten und Hofgebräuche erschwert, alle Zugänge des Pallastes durch verschiedene Schulen der Hofbedienten bewacht, und die innern Gemächer der Obhut Verschnittener anvertraut. Wurde endlich der Bittende vorgelassen, so sahe er sich ohne Rücksicht auf seinen Rang genöthigt, sich zur Erde zu werfen, und nach morgenländischer Sitte die Gottheit seines Herrn und Kaisers anzubeten. Es ist leicht und auf einem gewissen Standpunkte gewöhnlich, dies alles sehr lächerlich zu finden; aber Dioclezian durchschaute seine Lage und wußte, was dem Reiche noth war. Er wollte

die Einbildungskraft der Menge unterjochen, den Kaiser der rohen Frechheit des Soldaten und des Volks entziehen, und durch gewohnte Unterwürfigkeit allmählig das Gefühl der Ehrfurcht hervorbringen, welches auch schwache oder mittelmäßige Fürsten in Schutz nimmt; er wollte einem Staate ohne Religion und Tugend die Religion des Throns und der Gewohnheit einpflanzen. Wenn Gibbon die prunkvolle Theatervorstellung Dioclezians gegen Augusts gleich theatralische Heuchelei mit Prunklosigkeit und Einfachheit in Schatten stellt, und der letztern einen weit edlern und männlichen Character zuschreibt, weil ihr Zweck gewesen sey, die unbeschränkte Macht des Kaisers über die Welt zu verbergen, der Zweck der erstern aber, sie zur Schau zu stellen, so können wir in dieser furchtsamen Verhehlung nichts Männliches, und in dieser heuchlerischen Verstellung nichts Edles bemerken: August hatte das Bewußtseyn eines Unmaßers, Dioclezian das Gefühl eines Fürsten.

Also geschah es siebenhundert und vier und neunzig Jahre nach Abschaffung des uralten Königthums, nachdem seit Vertreibung der Tarquinier die Bürger und die von ihnen gewählte Obrigkeit Roms vierhundert und fünf und sechzig Jahre, seit Julius Cäsar soldatische Kaiser und die Legionen dreihundert neun und zwanzig Jahre geherrscht hatten, daß ein Thron uralter Gestalt und von asiatischem Glanze umstrahlt, auf europäischem Boden aufgerichtet ward.

Aber diese neuen Formen der Herrschaft wollten dem in seiner Schwäche noch trotzigen römischen Pöbel nicht einleuchten. Erinnerungen, die einst zu Großthaten begeistert hatten,

wirkten bei den Bewohnern Roms zur Hervorbringung einer Art von Bettelstolz, der den Maasregeln der Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit widerstrebt, weil dieselben seine bisherige Gewohnheit aufheben: die Römer der Hauptstadt behielten eine geheime Vorliebe für das halb republikanische halb soldatische Kaiserwesen, und verspotteten eine Ordnung der Dinge, von der sie dunkel ahnten, daß sie bereits einem andern Weltalter als dem ihrigen angehöre. Diese Stimme der Hauptstadt machte den Fürsten, deren Gegenwart ohnehin an andern Orten nöthiger war, den Aufenthalt in Rom verhaßt, und allmählig erhoben sich als Wohnsitze der Kaiser andere Städte, unter Dioclezian Nicomedien und Mailand, zu einem Glanze und zu einer Größe, von welchen die alte Herrlichkeit der verlassnen Königin Roma wenigstens an Lebendigkeit überstrahlt wurde. Aber in eben dem Grade, als die Kaiser Rom mit seinem Senate vergaßen oder vernachlässigten, lehrte in die Brust seiner Bewohner das Gefühl des Alterthums, die Vorliebe für die Vergangenheit, die Religion der Vaterstadt zurück, welche einst die Vorfahren zu Helden gemacht hatte. Tugend und Freiheit waren entwichen, das Marsfeld mit Gras bewachsen, das Forum und die Triumphstätten verwaist; alles fing an, still und öde zu werden; aber in dieser Stille sprach die Vorzeit desto vernehmlicher, und in der thatenlosen Gegenwart wandten die Gemüther sich desto ungeförter einer Vergangenheit zu, deren Ruhm und Glück von so vielen Denkmählern verkündigt, und von der Einbildungskraft so lebhaft ausgemalt wurde.

## Neuntes Kapitel.

## Zwischengeschichten bis auf Constantin. Erscheinung der Sachsen \*).

Maximian, der erste Reichsgenosse, welchen Dioclezian sich beigelegt hatte, ward nach Gallien gesendet, wo das Landvolk durch den Druck des einheimischen Adels und der kaiserlichen Amtleute zur Empörung gereizt worden war. Jene schon von Cäsar angetroffene Knechtschaft der niedern Volksklasse in Gallien bestand noch, und war durch den Hinzutritt der kaiserlichen Auflagen und Geldeinnehmer, durch die Einbrüche der Barbaren und die Mißhandlungen, welche die Kriegskleute sich erlaubten, endlich unerträglich geworden. Da versuchten es die Bauern, in einem furchtbaren Aufstande ihre Menschenrechte zurück zu fordern. Unter dem Namen Bagauden durchzogen ihre bewaffneten Haufen das Land, und übergaben die verlassenen Dörfer und offenen Städte den Flammen. Der Adel floh vor ihrer Rache in die römischen Festen, und zwei Anführer der Bauern, Aelianus und Amandus, legten sogar kaiserliche Ehrenzeichen an. Aber ihre Macht erstarb bei Annäherung der Legionen; die ausgelassne und schlechtbewaffnete Menge wurde durch regelmäßige Kriegsschaaren überwunden und aufgerieben, die Ueberbliebenen kehrten bestürzt zu ihrem Heerde zurück, und die für die Freiheit gemachte Anstrengung hatte bloß die Bande der Knechtschaft enger zusammen gezogen.

Kaum hatte Maximian Gallien den Händen der Bauern entzogen, als die Völkerzüge

in neuer wilder Bewegung an die Grenzen stürzten. Wie die überrheinischen Eroberungen des Probus mit dem Grenzwall und allen Schlössern in ihre Gewalt gekommen, hat kein Geschichtschreiber aufbewahrt oder erfahren; aber während die alten Namen der Völkerschaften in den großen Völkerbüden der Allemannen im Süden, und der Franken im Norden verschwinden, treten zwischen beiden die schon zur Zeit des Probus gehörten Burgunder von Neuem an den Mittelrhein, und wandern neben den Allemannen in Gallien ein. Indes ward Pest und Hungersnoth ihrer ungeheuren Anzahl verderblich, und das gallische Gebiet ohne Schlacht von diesen Bedrängern befreit. Zu den Franken aber gesellten sich Horden der Heruler und der Chaibonen oder Avionen, welche die Küsten der Ostsee und das sandige und morastige Land der nachmals Brandenburgischen Mark verlassen hatten. Wider diese zog Maximian mit seinen Herulianern und schlug sie, nach Erzählung seines Lobredners Mamertinus, daß keiner übrig blieb, die Niederlage zu verkündigen.

Um dieselbe Zeit erschienen an der belgischen Küste neben den Franken als furchtbare Seeräuber die Sachsen, ein Name, welcher wie der Name der Franken mehrere norddeutsche Völker vereinigte. Zuerst gehörte derselbe einem einzelnen Volke, (wahrscheinlich den Cimbern,)

\*) 287 — 306.

welches sich mit kurzen Schwertbtern oder Sa-  
ren gewaffnet hatte; dann ging er auf die be-  
nachbarten Angeln und Kauchen, welche zu ge-  
meinschaftlichen Seeunternehmungen zuerst sich  
anschlossen, endlich auf die gesammte im nörd-  
lichen Deutschland zurückbleibende Bevölkerung  
über, so daß der Name Sachsen ward, was  
einst der Name Cherusker gewesen. Um den  
Streifereien dieser Seeräuber Einhalt zu thun,  
ward Boulogne (Bononia oder Gessoriakum) am  
brittischen Kanal zum Standort einer römischen  
Flotte gewählt, und der Oberbefehl über die-  
selbe dem Carausius, einem Menapier, von  
niedriger Geburt aber großer Kenntniß des  
Seewesens, übertragen. Dieser aber gerieth  
in Verdacht, daß er die kühnen Räuber unge-  
hindert durch den Kanal segeln lasse und erst  
bei der Heimkehr sie angreife, um sich ihrer  
Bente zu bemächtigen. Da gab der Kaiser Be-  
fehl, ihn zu tödten. Carausius aber kam sol-  
cher Strenge zuvor, segelte mit der Flotte nach  
Brittannien über, gewann die Legion und die  
Hilfsvölker, welche diese Insel bewachten, und  
ließ sich als Kaiser Brittaniens ausrufen. Das  
Glück begünstigte seine Kühnheit, und sieben  
Jahre hindurch bis zu seinem Tode behauptete  
sich der Anmaßer im Besitz eines Landes, wel-  
ches damals zuerst die Herrschaft der Meere vor-  
übergehend in Anspruch nahm, zu deren Be-  
hauptung es in der Zukunft bestimmt war. Ca-  
rausius ward zugleich Herr der gegenüber liegen-  
den Küste; er schloß Bündnisse mit den Franken,  
Sachsen und Friesen, nahm viele derselben un-  
ter seine Land- und Seetruppen auf, und er-

leichterter es den Franken, sich vollends des Lan-  
des Batavien zu bemächtigen.

Als nun Maximian große Anstalten traf,  
den Empörer zu züchtigen, fielen ihm deutsche  
Haufen von dessen Bundesgenossen ins Land,  
und kamen über den mit Eis bedeckten Rhein in  
die Nähe von Trier, wo er Hof hielt \*). Er  
schlug sie und ging selbst über den Rhein.  
„Was konnte uns größers wiederfahren, ruft  
sein Lobredner aus \*\*), als dieser dein Ueber-  
gang nach Germanien! Durch ihn hast du zu-  
erst unter allen Kaisern bewiesen, daß das rö-  
mische Reich keine andere Grenze hat als die  
deiner Waffen. Vormalß schien es, daß die  
Natur selbst den Rhein also geleitet habe, durch  
seine Linie die römischen Provinzen gegen die  
Scheußlichkeit der Barbarei zu beschützen. Wer  
wünschte sich vor Eurer Herrschaft nicht Glück,  
daß Gallien durch diese Flußgrenze gedeckt wird?  
wer fürchtete sich nicht, wenn bei zu langer  
Heiterkeit des Himmels das Strombett seicht  
ward, wer fühlte sich bei hohem Wasserstande  
nicht sicher? Du aber, unüberwindlicher Kai-  
ser, hast jene wilden und unbezwungenen Völ-  
ker durch Verheerung, Schlachten und Niederla-  
gen, durch Schwert und Feuer bezwungen.  
Seitdem dürfen wir freien und unbesorgten Ge-  
müths seyn. Mag der Rhein vertrocknen, und  
mit leisem Fall kaum die glatten Steinchen  
seines durchsichtigen Bettes bewegen, wir fürch-  
ten uns doch nicht: denn was ich jenseits des  
Rheins erblicke ist römisch!“ Der Kaiser  
setzte einen König der Franken, Genobaudes,  
in seine Würde wieder ein, und räumte einer

\*) 288. \*\*) Mamertianus l. c. 7.

Anzahl Franken Gebiete im menschenleeren Lande der Nervier und Trevirer. Denn immer mehr verödeten die einst blühenden Länder, und die Bevölkerung der Provinzen schmolz unter dem Druck der Auflagen, den Quälereien der kaiserlichen Bedienten, der Last des Kriegsheers und den beständigen Verheerungen der Feinde dahin. Auf der andern Seite drang Dioclezian in das Land der Allemannen, und stellte die römische Mark bis an den Ursprung der Donau, ebenfalls ohne dauernde Folgen, wieder her. Bei dieser Gelegenheit mögen beide Kaiser die prächtigen Beinamen angenommen haben, welche sie auf ihren Münzen führen \*).

Um diese Zeit, als der Strom der Auswanderung durch die Waffen der beiden Kaiser gehemmt war, sind unter den deutschen Völkern, die zwischen der Elbe, der Ostsee und der Donau bis an das schwarze Meer hin wohnten, viele blutige Kriege geführt worden \*\*). Wo vormals die Chatten mit den Hermunduren gekämpft, stritten jetzt die Burgunder mit den Allemannen um ihre Grenzflüsse und Salzquellen: aber auf das alles fällt durch die flüchtigen Erwähnungen der kaiserlichen Lobredner nur ein dürftiger Schimmer.

Einige Jahre nach diesen Begebenheiten nahmen die beiden Kaiser noch zwei neue Reichsgenossen an, so daß das römische Reich nun unter vier Herren getheilt war, deren jeder zu großer Beschwerde der Provinzen seinen eignen Hof hielt \*\*\*). Indesß wurde trotz dieser Theilung der Name und Gedanke eines einzigen Kaiserthums aufrecht erhalten, und die Befehle

des einen Kaisers auch mit dem Namen des andern geschmückt. Die beiden jüngern Reichsgenossen, Galerius und Constanzius, hießen Cäsaren und verehrten die Majestät der beiden Auguste; alle drei aber erkannten unveränderlich durch ihre Dankbarkeit und ihren Gehorsam den Dioclezian als den Schöpfer ihres gemeinschaftlichen Glücks. Dioclezian war bei der Theilung von der Betrachtung des Nachtheils der Unübersehbarkeit geleitet worden, welchen die Größe des Reichs dem Regiment eines Einzelnen gab, und es gelang ihm, durch sein persönliches Ansehen die andern Nachtheile der Zwietracht zu vermeiden, welche die Theilung nothwendig hervorbringen zu müssen schien.

Constanzius, von seiner blassen Gesichtsfarbe Chlorus genannt, wurde mit der Vertheidigung Spaniens und Galliens und der Wiedereroberung Brittanniens beauftragt. Während Maximian den Rhein beschützte, eroberte er nach hartnäckigem Widerstande Boulogne, und nahm daselbst einen beträchtlichen Theil der Flotte des brittischen Kaisers. In der Zeit von drei Jahren, die es bedurfte, um diese Flotte auszurüsten und zur Unternehmung gegen Britannien selbst vollständig zu machen, griff er die Bundesgenossen des Carausius, die Franken in Batavien an, überwand sie und führte viele derselben nach Maximians Beispiel in die Länder der Trevirer und Nervier, um aus dem tüchtigen Menschenschlage dem Reiche eine frische Heldenzucht zu erziehen. Ehe indesß seine Rüstungen vollendet waren, erhielt er die Nachricht von des Anmaßers Tode und von der Thronbesteigung

\*) Francici, Alemannici, Germanici. \*\*) Mamertinus II. c. 17. \*\*\*) 292

des Alektus, seines Mörders. Diese Begebenheit begünstigte sein Vorhaben: die römische Flotte entging unter dem Schutze eines Nebels der brittischen, das Heer landete ohne Widerstand, und das Schicksal Brittanniens ward durch den Ausgang einer einzigen Schlacht zu Gunsten der Römer entschieden \*). Eine Abtheilung Franken in Diensten des Alektus, welche London besetzt hielt, wollte auf diese Nachricht die Stadt ausplündern, wurde aber von den Römern überrascht, und theils niedergeschnitten, theils gefangen nach dem festen Lande übergeführt. So groß war die Verheerung, welche das letztere in diesen Zeiten erfahren hatte, so groß das Glück Brittanniens während der zehnjährigen Trennung vom Reich, daß es Constanzius unter die Früchte seines Sieges rechnete, in Brittannien Baumeister und Arbeitsleute zum Aufbau der zerstörten Städte Galliens und des Rheinlandes zu finden. Diese Wiederherstellung der Rheingrenze war es, welche den Cäsar sehr bald aus Brittannien zurückrief. Aber selbst die Festungen wehrten den Einbrüchen der Feinde nicht mehr: indem er bei Gelegenheit dieser Arbeiten mit schwacher Bedeckung durchs Land zog, wurde er plötzlich von einem Haufen Allemannen umringt. Mit Mühe entkam er nach der Hauptstadt der Lingonen, dem heutigen Langres, aber in der allgemeinen Bestürzung verweigerten die Bürger die Oeffnung der Thore, und der verwundete Fürst wurde an einem Seile die Mauer hinaufgezogen. Indes erhielt er bald Verstärkung, und rächte durch ein Blutbad von sechstausend Allemannen die erlittene Schmach. Ferner hat

Constanzius wider die Allemannen siegreich bei Vindonissa oder Windisch gestritten, und vermuthlich am Bodensee dieselbe Stadt besetzt, welche noch jetzt seinen Namen trägt.

Damals sind, im allgemeinen Elende der Welt, alte Hauptstädte namenlos verbrannt worden, und vormals berühmte Völker untergegangen, ohne daß ein Geschichtschreiber ihres letzten Tages erwähnt hätte. So die helvetische Hauptstadt Aventikum, deren noch heut sichtbarer Trümmer die Geschichtschreiber zu gedenken anfangen, so das Volk der Helvetier selber, dessen Land um diese Zeit eine Wüste genannt ward, so die Bataver, die unter den Franken verschwinden. Dagegen füllten sich die fruchtbaren Striche des belgischen Galliens, die Landschaften der alten Atrebatan, Ambianer, Tricassiner und Lingonen immer mehr mit aufgenommenen Franken, welche die römischen Lobredner Gefangene nennen, während die Sümpfe und Moräste Bataviens längst schon das meist unzugängliche Eigenthum freier Franken geworden waren. Auch an der Niederdonau waren Kolonien barbarischer Völker auf dem römischen Gebiete aufgenommen worden: die Gothen aber auf der Nordseite des Flusses, waren Freunde der Römer, und der beste Theil des Heers, mit welchem der Cäsar Galerius nach dem Morgenlande zog, bestand aus Hülfsvölkern, welche sie stellten.

Als das schwere Werk der Befreiung des Reichs von Anmaßern und Barbaren durch die Thronfolge illyrischer Bauern vollbracht schien, feierte Dioclezian in Gesellschaft seines

\*) 296.

Reichsgenossen Maximian das Glück seiner zwanzigjährigen Regierung durch den Pomp eines Triumphs, einen der letzten, welchen Rom gesehen hat. Aber wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, verließ der Kaiser plötzlich mitten im Winter die Hauptstadt, die er, seitdem er herrschte, nicht betreten hatte, und eilte nach Asien, um sie niemals wieder zu sehen. Wenige Monate nachher \*) entsagte er, durch Kränklichkeit und Geschäftsüberdruß bewogen,

in freiwilliger Abankung auf der Ebene von Nikomedien dem Throne, entkleidete sich vor den Augen einer staunenden Menge selber des Purpurs, und zog sich in die Einsamkeit eines ländlichen Aufenthalts zurück, den er sich in seinem Vaterlande Dalmazien lang zuvor ausersehen hatte. Seinem Beispiele folgte auf sein Geheiß an demselben Tage Maximian zu Mailand; Galerius und Constanzius wurden Auguste mit neu ernannten Cäsaren.

## Zehntes Kapitel.

### Große Weltveränderung unter Constantin.

Die von Dioclezian eingeführte Verfassung hatte den doppelten Zweck, die Personen der Kaiser durch die Besorgniß vor ihren Reichsgenossen gegen die Frechheit der Kriegsheere zu schützen, und die unförmliche Masse des Reichs in Staaten zu scheiden, deren jeder möglicher Weise von einem Fürsten regiert und vertheidigt werden könnte. So lange nun des Oberkaisers Ansehen die Eifersucht und den Ehrgeiß der untergeordneten Fürsten zügelte, bestand ein glückliches Staatenverhältniß, welches in vieler Hinsicht dem wahrhaftigen Kaiserthum entsprach, auf dessen Verwirklichung so viele große Männer der Folgezeit hingearbeitet haben. In einem solchen Kaiserthum sollen die Staaten frei neben einander bestehen, nach den Grenzen, welche die Natur selbst ihnen gezogen

hat, mit Gesetzen, welche die besondere Lage der Länder und Völker gebent. Nicht nach demselben Gebot mag der Morgen und der Abend, das Küsten- und das Binnenland sich richten, und die Alleinherrscher, die dies gewollt oder wollen gemußt, sind die Betrogenen ihrer Statthalter und die Knechte ihrer Kriegsknechte geworden. Aber über alle diese einzelnen Staaten soll wachen ein einziger Kaiser, damit das wohlthätige Zusammenwirken nicht zu feindseligem Entgegenwirken, das Streben verschiedener Kräfte nicht zu verderblicher Zwietracht entarte. Ein solcher Kaiser aber könnte nur gedacht werden als das sichtbare Bild, als der Vertreter eines großen Gedankens, in welchem die verschiedenen Völker als in einem gemeinsamen Vereinigungspunkte zusammenträfen. Dieser

\*) 304.

Gedanke, den für das mittlere römische Kaiserthum die christliche Kirche gegeben, für das zu erwartende Kaiserthum der Deutschen die Ehre und das Wohl des Gesamtvolks aufstellen soll, fehlte dem Reiche Dioclezians, welches beider geistigen Grundlagen, der Religion und des Volksthums, entbehrte. Das persönliche Ansehen des Oberkaisers, von dem allein der ganze Erfolg ausgegangen war, hörte mit des Stiflers Zurücktritt auf, und die den regierenden Fürsten überlassene Anordnung der Thronfolge, weit entfernt, die feste Gestaltung der begonnenen Einrichtungen zu befördern, trug dazu bei, sie immer von Neuem zu zerstören. Das Reich, unter vier bis sechs Kaiser vertheilt, die meist von den untersten Stufen durch Glück und Gunst erhoben worden waren, wurde nothwendig der Kampfplatz und die Beute vieler niedrigen Leidenschaften. Durch einseitige oder partheiische Wahl des einen oder des andern Kaisers gelangten Cäsare und Auguste auf den Thron, die ihren Reichsgenossen mit Recht oder Unrecht verhaßt waren, und Unfähigkeit oder Anmaßung der einen reizte die größern Talente oder die Herrschsucht der andern zu neuen Bürgerkriegen auf.

Bei dieser bald erprobten Unhaltbarkeit der Vielherrschaft machte Constantinus, dem die Wiederherstellung der Alleinherrschaft gelang, einen neuen Versuch, dem wankenden Reich einen andern und dauerhaftern Grund unterzulegen. Dieser Fürst, der in den Jahrbüchern der Menschheit nicht mit Unrecht der Große ge-

nannt wird, weil er die großen Dinge, zu denen ihn die Vorsehung berufen hatte, zum Theil wenigstens begriffen und ausgeführt hat, ward nach seines Vaters Constanzius Tode in Britannien durch die Stimme der Legionen und der Alemannischen Bundesvölker, die mit ihrem Könige Krochus den Römern nach dieser Insel gefolgt waren, zum Kaiser ausgerufen \*). Seitdem beherrschte er mehrere Jahre hindurch die Provinzen Britannien, Spanien und Gallien; der Gesamtbefiz dieser Länder würde heut einen Fürsten zum mächtigsten der Erde machen, aber Constantin führte nur den bescheidenen Titel eines Cäsars. Er hielt seinen Hof zu Trier, und verschönerte diese Stadt mit Prachtgebäuden, durch die sie der Ehre des Kaiserstuhls würdig ward \*\*). Ein Circus, eine Basilike, ein Forum, ein Justizpallast, dessen Höhe sich zu den Sternen erhob, machten die Hauptstadt Galliens der Hauptstadt Italiens ähnlich. „Ueberhaupt, sagt ein Schriftsteller, der einige Jahre nach Constantin diese Gegenden sah \*\*\*), gewähren die Rheinstädte den Anblick von Wohlstand, Cultur, Kunst und Wissenschaft. Ueberall hat der Römer ein Ebenbild Roms gewollt. Und diese Liebe zur Mutterstadt hat Pantheone, Marsfelder, Minervenplätze, Amphitheater, Bäder und öffentliche Anstalten in den Tochterstädten eben so, wie man sie in Rom zu sehen gewohnt ist, erzeugt.“ Es war im Amphitheater zu Trier, wo Constantin zwei gefangene Fürsten der Franken, Ascarius und Magaisus, nebst vielen andern Gefangenen,

\*) 306. \*\*) Auson. Mosella v. 22. Dignata imperio moenia. \*Zosimus III. Τριβερων πολυς μεγαλη των υπερ τας Αλλεις εδρων. \*\*\*) Ammian. XV. c. 2.

nach grausamer Römersitte im Kampfspiele den wilden Thieren vorwerfen ließ. Nach Versicherung des Lobredners Eumenius hatten sie den Frieden gebrochen, und Constantin hielt sich für groß genug, den ewigen Haß und unersöhnlichen Zorn des beleidigten Volkes nie fürchten zu dürfen \*). Als sich darauf mehrere zum Frankenbunde gehörige Völker, die Bructer, die Chamaver und die Tubanten mit den Allemannen und Chabionen vereinigt zur Rache rüsteten, ging Constantin über den Rhein, zerstreute sie in einer blutigen Schlacht, und verheerte ihr Land. Wiederum wurden viele der Gefangenen, unter ihnen auch Allemannische Könige, den Thieren Preis gegeben, ohne Rücksicht auf den Dienst, welchen einst der Allemanne Krochus in Britannien erwiesen. Darauf versah Constantin die Rheinfesten mit Mannschaft, begann bei Köln eine steinerne Brücke zu bauen, zu deren Vertheidigung am deutschen Ufer das Schloß Duits gedient haben soll, und stiftete zum Andenken seiner Siege die fränkischen Spiele.

Aber Constantins Glück in Vertheidigung der Grenze wird von dem Ruhme beschattet, welchen die Verfassung der alten Götter des Reichs und die Gründung einer neuen Hauptstadt über seinen Namen gebracht hat. Als er nach dem Siege über den Tyrannen Maxentius seinen Einzug in Rom hielt \*\*), erblickte der Senat und das Volk über seinen Feldzeichen ein

Qualwerkzeug, mit dem der Begriff von Verbrechen, Schmerz und Schande verbunden war, als Sinnbild des Sieges; bald ward die Bildsäule des Kaisers mit dem Kreuze in der Hand aufgerichtet, und durch eine Inschrift verkündet, daß Constantin durch dieses Zeichen überwunden und Roms Freiheit wieder hergestellt habe. Von dem an zeigte sich Constantin öffentlich als den Freund und Beschützer des christlichen Glaubens, wie schon sein Vater Constanzius gethan hatte, endlich als den Befehrten und Anhänger desselben; von dem an entwickelt sich die schon längst geahnte Umwandlung der Welt mit unaufhaltsamer Schnelle; denn die Zeit ist herbeigekommen, wo die Abendröthe des ersten Tages der Menschheit vor dem Aufgange eines neuen Lichtes aus Morgen vollends erbleichen soll.

Weil aber die Erscheinung des Christenthums unter den Völkern die größte aller Begebenheiten ist, und ohne deren Verständniß weder die Geschichte überhaupt, noch die der Christenheit, am wenigsten aber die Geschichte desjenigen Volks begriffen werden kann, welches mit Recht der Mittelpunkt der Christenheit genannt worden ist, wird es dem Geschichtschreiber unerlässliche Pflicht, die Erleichterung dieses Verständnisses zu seiner vorzüglichsten Aufgabe zu machen, und darum über diesen Gegenstand ausführlicher zu handeln, als von andern in Geschichtsbüchern der Deutschen gethan worden ist.

\*) Eumenius Panegy. VI. 20. Adfecisti poena temeritatis reges ipsos Franciae, qui per absentiam patris tui pacem violaverant; non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras. Cur enim ullam reputet justae severitatis offensam Imperator, qui quod fecit tueri potest? \*\*\*) 312.

## Fünftes Kapitel.

## Von der Aufnahme des Christenthums im römischen Reiche.

Als im allgemeinen Verfall der zwischen Unglauben und Aberglauben hin- und herschwankenden Welt alle sittlichen Sprungfedern erschlafft, alle bewegenden Kräfte verbraucht schienen, trat das Christenthum unter die Völker, und begann die Wiedergeburt der Menschheit durch die Erneuerung des uralten, in den heidnischen Volksreligionen verdüsterten Glaubens an eine himmlische Bestimmung zu werksstelligen. Wenn die Heidenvölker von den Reigen der Sinnenwelt geblendet das Irdische vergöttert und das wahrhafte Ziel der menschlichen Sehnsucht aus den Augen verlohren hatten, so verkündigte das Evangelium, daß das Leben nur der Weg zu einem höhern und ewigen Vaterlande, das Daseyn nur der Schatten des wahrhaftigen Seyns, die scheinbare Nacht des Todes aber der Anfang eines unvergänglichen Tages sey. Der Gott aber, dessen Verehrung unter den Juden wie unter den Weisesten und Besten der Heiden aufbewahrt worden war, sey nicht bloß des Weltalls allmächtiger Schöpfer, sondern auch aller Liebe und Sehnsucht ewiger Urquell; die Schuld der sündigen Menschheit zu sühnen habe die allwaltende Liebe selbst übernommen; Mensch geworden sey sie als göttlicher Sohn, dessen freiwilliges und unendliches Opfer der ewigen Gerechtigkeit Genüge geleistet, das Bündniß des Friedens zwischen Gott und der Menschheit besiegelt, und alle Opfer außer Glauben und Rechtthun aufgehoben habe.

In einem Winkel Asiens unter armen Fischern und ungelehrten Handwerkern ward zuerst das geheimnißvolle Wort vernommen, dessen unbegriffner Klang die Weisheit aller Zeiten übertönen sollte; verachtet und verhöhnt wurde zuerst von einem selber verachteten Volke der Name, vor welchem bald sich beugen sollten die Knie der Völker. Binnen den drei Jahrhunderten des römischen Verfalls verbreitete sich die Religion des Kreuzes über alle Theile der südlichen Welt; in Zeiten des Unglaubens, des Aberglaubens und der Verderbniß suchten sich edle Gemüther, und die Zahl der Gläubigen nahm zu im Gebete und unter Verfolgung: denn der Glaubenseifer vieler Christen begnügte sich nicht mit dem stillen Bekenntniß und der besonnenen Verbreitung der Wahrheit, sondern zog durch öffentliche Verhöhnung des Götterdienstes die Aufmerksamkeit und den Haß der Obrigkeiten auf die Gemeinden, so daß mehrere Kaiser und Statthalter, trotz der herrschenden Gleichgültigkeit gegen das Heidenthum, sich berufen glaubten, der äußern Ordnung wegen dem Fortschritt des Christenthums zu wehren und die Fortdauer dessen zu beschützen, was freilich nicht mehr bestehen konnte, über dessen nothwendigen Umsturz aber diejenigen, in deren Händen die Macht war, den Willen Gottes lang nicht verstehen konnten und wollten.

Indeß wurde das Wachsthum der Gemeinde durch das Blut der Märtyrer befördert, und die

einzelnen Maaßregeln der Gewalt, welche das Heidenthum ergriffen hatte, schienen ärmlich oder zweckwidrig, da ihnen zum Troß das Saatkorn des Evangeliums gedieh. Als nun die Zeit des Heidenthums schon erfüllt schien, geschah es, daß dasselbe sich noch einmal aufrastete in voller Kraft, und daß eben die Weisheit, von der die Volksreligionen entweder als Thorheit angegriffen oder als gleichgültig beseitigt worden waren, den verspotteten Inhalt derselben durch übersinnliche und bildliche Deutung auch für ein aufgeklärtes Geschlecht genießbar zu machen versuchte. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts wurde die neuplatonische Schule der Philosophie, welcher dieses Bestreben gehörte, die herrschende im römischen Reich, und die alte fast schon ausgegebene Götterlehre der erneuerte Gegenstand eines erkünstelten Glaubens: die Götter des Olymps erschienen in der neuen Deutung als Theile des ewigen Grundwesens, und ihre Geschichte als die bildliche Darstellung des Kampfes zwischen der Vernunft und den Sinnen, dem Guten und dem Bösen; alles oft Verachte ward nun eine Reihe von Bildern, unter welchen die wichtigsten Erkenntnisse von Gott und Natur versteckt liegen sollten. Die Großen in Rom, denen an der Erhaltung der angesehenen und einträglichen Ämter, welche die alte Religion ihnen gab, viel gelegen war, auch viele aufrichtige Freunde des Vaterlands und der alten Verfassung, welche immer noch an die Möglichkeit einer Verbesserung dachten und den Gedanken eines gänzlichen Umsturzes nicht zu tragen vermochten, be-

günstigten eine Philosophie, welche der gesunkenen Religion der Väter, deren Größe und Tugend zugleich mit ihr verfallen war, neue Stützen verhieß. So gestaltete sich gegen das Christenthum ein furchtbarer Bund von angeblichen Weisen, von altrömischen Vaterlandsfreunden, von Priestern und weltlichen Gewaltthabern, die von den verschiedensten Standpunkten ausgehend alle in der Ueberzeugung zusammen trafen, daß das Christenthum ihrem Vortheil Gefahr drohe und daher vernichtet werden müsse, ehe es vollends erstärke. Daß der Kern aller Weisheit den Einfältigen in kunstlosen Worten gepredigt ward, daß der göttliche Stifter aus dem ungelehrten Haufen hervorgegangen war, und den Stolz wie die Anmaßung der Wissenschaft beschämt und gestraft hatte, war vielen Gelehrten ein Greuel; die Religion, welche das Göttliche über das Menschliche erhob und Gott mehr als den Menschen zu gehorchen befahl, war die nothwendige Feindin der Knechtschaft, unter deren Joch die Welt erlag; die Predigt von der Armuth, der Demuth und der Entfagung mußte grade den Gewalthabern am meisten mißfallen, welche sich so eben mit morgenländischem Schmucke umgeben und dem Throne göttliche Majestät beigelegt hatten. Daher die furchtbare Verfolgung, die im vorletzten Jahre der Regierung Dioclezians \*) wider das Christenthum ausbrach. Der Partheieifer angeblicher Weisen vereinigte sich mit der blinden Wuth der rohen und ungebildeten Kaiser Maximian und Galerius, die man überredet hatte, daß das Evangelium des Friedens

\*) 303.

den Dienst der Waffen verbiete, und daß die Anhänger desselben, sobald sie zu gehöriger Macht gelangt seyn würden, dem Gehorsam abgöttischer Fürsten entsagen müßten, um ihrem ewigen Könige zu dienen. Dioclezian selbst gab in der Abnahme seiner Kraft mehr fremden als eignen Ansichten nach, aber die Wirkung war dieselbe, und drei von ihm und seinen Reichsgenossen erlassne Edikte befahlen die Niederreißung aller christlichen Kirchen und verhängen die Todesstrafe über diejenigen, die sich heimlich versammeln würden, um christliche Gebräuche zu üben. Vermuthlich auf Veranlassung der Philosophen, welche Natur und Geist der christlichen Religion studirt hatten, und wohl wußten, daß die Glaubenslehren in den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel enthalten waren, wurde den Bischöfen und Aeltesten befohlen, alle ihre heiligen Bücher den Obrigkeit zu überliefern, und die letztern unter strenger Strafe angewiesen, dieselben auf eine öffentliche und feierliche Weise zu verbrennen. Alles Eigenthum der Kirche ward eingezogen, und die verschiedenen Bestandtheile desselben entweder an den Meistbietenden verkauft, oder mit den kaiserlichen Besitzungen vereinigt, oder Städten und Zünften verliehen, oder dem Ansuchen raubsüchtiger Höflinge bewilligt. Personen von edler Geburt wurden, wenn sie dem Christenthum anhängen, aller Ehrenstellen und Aemter für unfähig erklärt, Sklaven auf immer der Hoffnung der Freiheit beraubt; die Richter wurden beauftragt, jede wider einen Christen angebrachte Klage zu hören und zu entscheiden, dem Christen aber wurde nicht verstatet, sich über erlittenes Unrecht zu beschweren,

und die ganze Religionsparthei war demnach der Strenge der Gerechtigkeit Preis gegeben, von ihren Wohlthaten aber ausgeschlossen.

Während die Vollziehung dieser Edikte, welche Dioclezian durch seinen bald nach deren Erlassung erfolgten Zurücktritt meist seinem Nachfolger überließ, das ganze Reich mit Verwirrung und Blutvergießen erfüllte, wurden allein in den abendländischen Provinzen unter der milden Herrschaft des Constanzius die Christen gegen die Wuth des Pöbels und die Strenge der Gesetze beschützt. So lange dieser Fürst nur den untergeordneten Rang eines Cäsars gehabt, hatte es nicht in seiner Macht gestanden, Dioclezians Edikte öffentlich zu verwerfen oder Maximians Befehlen Gehorsam zu versagen, und auch der Freund der Christen hatte seine Beistimmung zur Zerstörung ihrer Kirchen ertheilen müssen. Sobald er aber zur höchsten und unabhängigen Augustuswürde gelangt war, machte er sich die Wiedereinführung der Duldung zum ersten Geschäft, dessen durch seinen Tod unterbrochene Vollenbung er noch sterbend seinem Sohne und Nachfolger Constantinus empfahl.

Indeß blieb die christliche Gesinnung dieses Sohns in den Jahren seiner Herrschaft über die gallischen Länder auf bloße Duldung der Christen und Freistellung ihres Gottesdienstes beschränkt. Erst als Constantine zur Bekämpfung des Tyrannen Maxenzius nach Italien zog, ward er, nach des Eusebius Erzählung, durch die Gefahren der bevorstehenden Unternehmung zu reiflichem Nachdenken über die verschiedenen Götter und endlich zu einem Gebet an den Gott seines Vaters bewogen, daß er sich ihm als den

wahren Gott zu erkennen geben möge; denn er bedachte, daß die meisten derjenigen Fürsten, welche den alten Göttern vertraut hätten, sammt ihrem Geschlechte untergegangen wären, sein Vater aber große Beweise von der Macht des Gottes der Christen, den er verehrt, erhalten hätte. Dieses Gebet, welches allerdings darthut, daß Constantinus, damals im acht und dreißigsten Jahre seines Alters, noch völlig als Heide gesinnt war, ward auf eine Weise erhört, welche von jeher denen große Zweifel an die Wahrhaftigkeit der Erzählung des Bischofs Eusebius erregt hat, die entweder alles Außerordentliche für unglaublich halten, oder der Meinung sind, daß die Allmacht nur den vollendeten Gerechten der Belehrung durch ein Wunder würdigen möge. Indes sind beide Gründe nicht genügend, eine geschichtliche Thatsache über den Haufen zu werfen, von deren Wahrheit die Hauptperson, der Kaiser Constantinus selbst, der weder ein Schwärmer noch ein Schwachkopf war, und zur Heuchelei keine Ursache hatte, sich durch Wort und That hinlänglich überzeugt erklärt hat.

„Es ward nehmlich auf dieses sein Gebet, erzählt Eusebius weiter, von Gott durch ein wunderbares Zeichen geantwortet, welches man bezweifeln würde, wenn ein anderer es gemeldet hätte, aber nicht bezweifeln kann, da der Kaiser selbst mir, dem Geschichtschreiber, lange Zeit nachdem ich in seine vertraute Bekanntschaft gekommen, solches erzählt und mit einem Eide bekräftigt, auch die Folgezeit die Wahrheit der Sache bezeugt hat. Eines Nachmittags, als ich an der Spitze meines Heeres zog und die Sonne sich schon gegen Abend neigte,

sah ich, sprach Constantin, über denselben ein helles und feuriges Zeichen wie das eines Kreuzes, mit einer Schrift die ich las: Hiedurch wirst du siegen! Dieses sah ich und mit mir das ganze Heer. Als ich nun darüber sehr verwundert war, aber doch über die Bedeutung zweifelte, erschien mir in derselbigen Nacht Christus im Traum mit demselben Zeichen, welches ich am Tage über der Sonne gesehen hatte, und befahl mir, ein Kreuz nach diesem Muster verfertigen zu lassen, um unter seinem Schutze meine Feinde zu besiegen. Mit Anbruch des Tages nun, fährt Eusebius fort, stand der Kaiser auf, erzählte seinen Freunden dieses Gesicht und gab Befehl, die Fahne des Kreuzes zu verfertigen. Da er aber entschlossen war, keinen andern Gott als den, der ihm erschienen war, zu verehren, so fragte er die Ausleger der Geheimnisse desselben, was dieses für ein Gott sey und was jene Erscheinung bedeute? Sie antworteten ihm, es wäre der eingebohrne Sohn des einzigen und allein wahren Gottes; das gesehene Zeichen aber sey das Sinnbild der Unsterblichkeit und das Denkzeichen des Sieges, den derselbe, als er sich auf der Welt befunden, über den Tod erhalten hätte. Zugleich belehrten sie ihn über die Ursachen, warum derselbe auf die Welt gekommen sey, und erklärten ihm dasjenige genau, was derselbe unter den Menschen verrichtet. Constantinus hörte ihre Reden begierig an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die er gesehen. Als er beides mit einander verglich, wurde er in seinem Gemüthe gestärkt, und glaubte gewiß, daß ihm diese Erkenntniß von Gott selbst mitgetheilt worden sey. Darauf fing er an, die heiligen

Schriften zu lesen, und indem er die Priester Gottes in seine Gesellschaft aufnahm, hielt er den Gott, den er gesehen hatte, für den hochheiligen, und zog in diesem Vertrauen gegen den Tyrannen.“

So weit Eusebius. Wiewohl nun auch ein heidnischer Schriftsteller \*) des durch ganz Gallien herrschenden Gerüchtes erwähnt, eine wunderbare Lusterscheinung, wie die eines himmlischen Heers, habe Constantins Krieger zum Siege begeistert, und die noch vorhandenen Denkmünzen des Flavischen Hauses jenes von Eusebius geschilderte Zeichen des Kreuzes führen, so sind doch die Gründe für und wider die Glaubwürdigkeit der Erzählung vielfältig gewogen worden; aber ganz unbestritten ist die Thatsache, daß der Kaiser fünf Monate nach Italiens Eroberung durch das Edikt von Mailand im Verein mit seinem Reichsgenossen Licinius der allgemeinen Kirche den Frieden gab, und sich bald darauf durch die unzweideutigsten Merkmale für einen Christen erklärte. Denn ohngeachtet zu Rom selbst das Heidenthum als Staatsreligion vor der Hand noch beibehalten ward, und die Nothwendigkeit, in welcher sich der Kaiser befand, gewisse heidnische Gebräuche mit zu machen, ihn wahrscheinlich hinderte, die Taufe eher als kurz vor seinem Tode zu empfangen, weil die Sünde der Abgötterei, wenn ein getaufter Christ dieselbe beging, für uner-

läßlich gehalten ward, so wurde doch trotz dieser scheinbaren Unentschiedenheit das Christenthum die Religion, wie das Kreuz das Siegeszeichen des Reichs, der Namenszug Christi in die Mitte des römischen Wappens gesetzt, und die christliche Kirche mit ihren geistlichen Regierern der vorzügliche Gegenstand der Aufmerksamkeit des Kaisers: er betete mit den Gläubigen, disputirte mit den Bischöfen, predigte über Gegenstände der Gotteslehre und erklärte sich öffentlich für den Theilnehmer und Ausleger der christlichen Geheimnisse. Die Erziehung, die er seinen Söhnen und Neffen gab, sicherte dem Christenthume die Herrschaft über die Grenzen seines Lebens hinaus; das Beispiel des Kaisers entschied natürlich über die Religion des Hofes und der höhern Klassen der Gesellschaft, und diesen folgte bald die Einwohnerschaft vieler Städte, welche mit Freiheiten und Vorrechten belohnt werden wollten: denn man kann, ohne der Würde des Christenthums im mindesten zu nahe zu treten, getrost zugeben, daß sehr viele der neuen Befenner desselben von zeitlichen Rücksichten geleitet wurden, weil die Vorsehung oft die Unwürdigkeit einzelner Werkzeuge nicht achtet, um ihre großen und wohlthätigen Plane zu verfolgen.

Constantin selbst ist bei den unleugbaren Flecken seines Characters und der großen Blutschuld, mit welcher ihn die Wiederherstellung

\*) Nazarius in Panegyrico Constantino dicto: In ore denique est omnium Galliarum, exercitus visos, qui se divinitus missos esse prae se ferebant. Flagrabant verendum nescio quid umbones corusci et coelestium armorum lux terribilis ardebat: tales enim venerant, ut tui crederentur. (Ganz Gallien erzählt, daß Heerschaaren gesehen wurden, welche ihre göttliche Sendung hinlänglich bekundeten. Ihre funkelnden Schilde strahlten etwas Heiliges, was ich nicht zu nennen weiß, von sich, und furchtbar glühte das Licht der himmlischen Waffen: denn sie waren gekommen, damit sie für die delinigen gehalten würden.)

der Alleinherrschaft belassete, von einigen für solch ein unwürdiges Werkzeug geachtet, von andern, ohne den Schein eines Grundes, gradehin der List, der Heuchelei und des Eigennuzes beschuldigt worden: er habe die christlichen Altäre als Stufen zum Kaiserthron angesehen, und nur das Gold wie die Schwerdter der Christen durch seine angebliche Befeuerung erkaufte. Aber es war nicht eine mächtige, sondern eine unterdrückte und entwaffnete Parthei, für die sich Constantin erklärte, und die Soldaten, mit denen er seine ersten und entscheidenden Siege erfocht, waren selber noch Heiden. Wenn es uns indeß ungerecht scheint, die Aufrichtigkeit der Gesinnungen dieses Fürsten zu bezweifeln und seine merkwürdige Glaubensveränderung mit kecker Zuversicht einen Act der gemeinsten Staatsklugheit zu nennen, welche ohne Bedenken das Heilige als Mittel für ihre Zwecke gebraucht, so möchten wir darum nicht behaupten, daß bei seinem großen und verhängnißvollen Schritte, mit seiner innern Ueberzeugung nicht jene höhere und göttliche Staatskunst zusammen getroffen sey, welche ausgezeichneten Menschen, wie deren einer Constantin war, gebietet, ihre Einsichten und Kräfte zur Begründung oder Herbeiführung eines neuen Zeitalters, zur Verwirklichung großer weltherrschender Gedanken zu verwenden. Constantin erkannte, daß die monarchische Verfassung schwankend und erkünstelt blieb, so lange ihr nicht der Stempel der Göttlichkeit aufgedrückt, so lange das Kaiserthum nicht als kirchliche Anstalt geheiligt würde, wie es einst das alte Königthum gewesen war. Dieser Zweck mußte erreicht und der Staat wiederum in wahrhafte Verbindung mit der Reli-

gion gesetzt werden, wenn jemals ein wahrhafter Staat wieder hergestellt werden sollte. Daß die Einführung des Christenthums die Unschuld und Glückseligkeit des ersten Weltalters erneuern, alle heftigen und eigennützigen Leidenschaften hemmen und der Obrigkeit den Gebrauch des weltlichen Schwerdtes sparen würde, hat der Kaiser dem Lactanz gewiß nicht geglaubt; aber das erkannte er mit gesünderm Blicke als viele seiner spätern Schmäher, daß dem Staate nur durch eine Staatsreligion geholfen werden könne, und daß dazu nicht etwa ein erneuertes oder verbessertes Heidenthum, sondern nur das Christenthum taugte.

Das Christenthum verkündigt der Herrscher göttliches Recht; aber der Herr der Herren, vor dem die Könige hinwiederum nur Knechte sind, erscheint im Gewande der Demuth und feiert seinen Triumph durch den Tod. Nirgends ist das Geheimniß der menschlichen Tugend wie der Gegenstand aller unserer Ahnungen und Hoffnungen anschaulicher enthüllt, nirgends die sittliche Seite der menschlichen Natur, vor der irdischer Glanz und Reiz zum Nichts zusammen sinken, mehr befriedigt; aber auch zur Begründung und Veredelung der bürgerlichen Staatsverhältnisse scheint keine Religion mehr geeignet, als diejenige, welche durch die Gleichsetzung der Gewaltigen mit den Geringssten vor Gott die unedle Leidenschaft der Herrschsucht in der Brust der Befehlenden, wie die des Neides in der Brust der Gehorchenden beschwichtigt, und Empörungssucht und Tyranni auf gleiche Weise in ihrem Keime vernichten würde, wenn die menschliche Verderbniß nicht unausrottbare Wurzeln geschlagen hätte. Mindestens schien,

wenn es dem Staate gelang, die neue Religion vollständig in sich aufzunehmen, seine äußere Erscheinung mit ihrer göttlichen Idee zu verschmelzen und sich selbst als den Träger derselben geltend zu machen, der alte Gemeingeist wieder aufleben zu müssen, der eben durch die Erschlaffung der religiösen Triebfedern untergegangen war. Aber ein anderes ist ein aufblühendes, ein anderes ein verfallendes Volk; dem römischen, das in einer Weltansicht erstarrt war, die sich überlebt hatte, fehlte die Jugend des Geistes; dem byzantinischen, der neuen Schöpfung des Kaisers, Vaterlandsliebe und Seelenadel; beide konnte das Christenthum veredeln und erhöhen, nicht erschaffen. Hierzu kam die schiefe Richtung, welche dasselbe sehr frühzeitig auf die Untersuchung der dunklen Fragen über geheimnißvolle Glaubenslehren, besonders über die heilige Drei in der Einheit des göttlichen Wesens und über die Person des Erlösers nahm, so daß der Einfluß desselben auf die sittliche Besserung der alterthümlichen Welt nur sehr geringfügig blieb. Aber das Christenthum selbst scheint auch weniger für die in langer Verderbniß erstarrten Völker als für das neue Geschlecht bestimmt gewesen zu seyn, welches aus der Vermischung der jugendlichen Völker des Nordens mit denen des Südens hervorgehen sollte; es scheint weniger darauf abgesehen gewesen zu seyn, daß die alte Welt sich durch die Religion innerlich umbilden, als daß in ihr die äußern Formen der Kirche sich gestalten und befestigen sollten, in welche dereinst ein neues Zeitalter einzutreten bestimmt war.

Wie vielfach daher auch der Kirche des Constantinischen Zeitalters Verderbniß und Ausar-

tung vorgeworfen worden ist, so hat doch diese Kirche den Grundsatz festgestellt, auf welchem das Gebäude der neuen Weltordnung aufgeführt und die sicherste Schutzwehr gegen das Unglück einer unumschränkten Alleinherrschaft errichtet werden sollte, und sie hat sich selbst durch die Dankbarkeit gegen ihren Beschützer nicht verleiten lassen, von demselben zu weichen. Dieser Grundsatz war kein anderer, als daß weltliche und geistliche Macht gesondert sey, und die Kirche sich als selbständiger Körper durch ihre Bischöfe regiere. Die Aufstellung und Behauptung dieses Grundsatzes hat über die Gestalt der neuern Staaten und die Schicksale der europäischen Menschheit, wie dessen Aufgebung über das der letzten Jahrhunderte entschieden. Im römischen Heidenthum waren kirchliche und bürgerliche Macht vereinigt, und das Oberpriesteramt, welches seit Vertreibung der Könige immer von einem angesehenen Senator verwaltet worden war, ward von August mit der Kaiserwürde verbunden. Die erste Obrigkeit des Staats verrichtete mit eigener Hand die priesterlichen Geschäfte, und es gab weder zu Rom noch in den Provinzen einen von den übrigen Geschäften und Lebensverhältnissen abgesonderten, mit dem Siegel höherer Weihe bezeichneten Priesterstand, es gab daher auch seit dem Umsturz der volksmäßigen Verfassungen keinen Damm gegen die Willkühr, kein Maaß der Unterdrückung, keine Schranke der Allgewalt mehr. Dagegen war in der christlichen Kirche die ursprüngliche Vorstellung, daß die Kirche aus allen Gläubigen bestehe, zwar nicht aufgegeben, aber frühzeitig dahin abgeändert worden, daß diese Gemeinschaft aller nur eine geistige sey, und äußerlich

durch die Vorſeher und Lehrer der Gläubigen dargeſtellt werde. Dergeltalt ſonderte ſich der Stand der Laien \*) von dem der Geiſtlichen förmlich ab, und ohngeachtet die Chriſtlichkeit ſie beide mit gemeinſamem Bande umſchlang, galten doch nur die letztern als Inhaber und Ausleger der Lehre, als Vertreter des Göttlichen und Heiligen. Um dieſe Vertretung zu bezeichnen, wurden Name, Schmuck und Vorrechte der jüdiſchen Prieſter des alten Bundes allmählig auf kirchliche Beamte übergetragen, deren Vorgänger die Hoheit der Kirche nur durch Standhaftigkeit in Martern und Verfolgung, und durch die Reinheit ihres Wandels dargethan hatten. Dieſer Uebergang liegt in der menſchlichen Natur begründet, und es würde ganz vergeblich ſeyn, darüber mit der Kirche zu rechten. Die Flamme der religiöſen Begeiſterung, die durch äußere Verfolgung angeſacht, das ſtille Heiligthum einer beſchränkten Sekte erwärmt und erleuchtet hatte, reichte natürlich für die Volksreligion der Menſchheit nicht aus, und auf die Maſſe derjenigen, denen der Vorrang des Göttlichen vor dem Irdiſchen und die hohe Würde der Religion dargethan werden ſollte, konnte nur durch ein ihren Vorſtellungen angemessnes Mittel gewirkt werden. Ohne Prieſterthum und ohne Glanz des Prieſterthums hätte die chriſtliche Religion nimmer die Völker bezwungen und geſittet gemacht; aber dieſer Glanz war der Schleier der Demuth, und das weltüberwindende Kreuz überſtrahlte ſtill und ernſt allen Schimmer, von dem es umgeben war.

Im Verhältniß zu dieſem chriſtlichen Prieſterſtande wurde der Kaiſer ſelbſt nur als Laie betrachtet, und mit der übrigen Menge außerhalb der Schranke des Heiligthums geſtellt. Man konnte ihn als den Vater ſeines Volkes begrüßen, aber als Chriſt war er ſelbſt den Vätern der Kirche Gehorſam und Ehrerbietung ſchuldig. Zwar ward Conſtantin, nach des Eusebius Ausdruck, als der gemeinſchaftliche von Gott eingesezte Aufſeher der Chriſten angeſehen, und gab ſich ſelbſt einſt dieſen Namen, aber er ſetzte die Einſchränkung hinzu \*\*), daß er es in den äußerlichen Dingen der Kirche ſey, und daß deren Inneres den geiſtlichen Aufſehern zuſtehe; zwar ward die erſte allgemeine Verſammlung aller chriſtlichen Biſchöfe des Erdkreiſes auf ſeinen Befehl zuſammen gerufen, aber er ſetzte ſich in der Verſammlung nur nach dem Wink der Biſchöfe nieder auf ſeinen goldnen Stuhl, und überließ die Entſcheidung über die ſtreitigen Glaubensſachen den Vorſigern derſelben; zwar wurden die Biſchöfe, wie von den Gemeinden gewählt ſo von dem Kaiſer beſtätigt, und gleich den übrigen Staatsbeamten mit Beſtallung, Gehalt und Rang theilhaft, die allgemeine Leitung der Kirchensachen aber von dem kaiſerlichen Staatsrath (Conſiſtorium) geführt, allein ſchon die Kirchenverſammlungen beweifen, daß dieſe Leitung bloß äußerlich war und das innere Weſen nicht berührte, daß keine Macht des weltlichen Regiments in Glaubensſachen anerkannt, und Kirchengeseze allein von den im Namen Gottes verſammelten Biſchöfen abgefaßt

\*) *Λαϊκοί*, populares, die Gemeinen.

\*\**)* De vit. Const. IV. 24.

werden sollten. Ob dies immer der Fall gewesen und ob nicht wie bei allem, wo Menschen handeln, die Wirklichkeit der Idee widersprochen, und der Einfluß des Hofes sehr oft die Beschlüsse der Bischöfe bestimmt habe, ist eine ganz andere Frage, welche die Geschichte sehr oft zum Nachtheil der Bischöfe, darum aber noch nicht zum Nachtheil der Kirche beantwortet. Constantin selbst hatte von solchen Zusammenkünften die hohe Meinung, daß alles was auf denselben geschehe, nach dem göttlichen Willen vollzogen werde, und daß ihr Urtheil eben so angesehen werden müsse, als wenn der Herr selbst es gegenwärtig gefällt habe, weil sie nicht anders denken oder urtheilen könnten, als wie sie durch den Unterricht Christi belehrt worden wären \*).

Diese selbständige Regierung der allgemeinen Kirche wurde durch achtzehnhundert Bischöfe verwaltet, deren tausend in den griechischen, achthundert in den lateinischen Reichsprovinzen ihren Sitz hatten. Umfang und Grenzen ihrer Sprengel waren abwechselnd und zufällig durch Eifer und Glück der Bischöfe, Wünsche des Volks und Fortpflanzung des Evangeliums bestimmt worden; aber eine neue Eintheilung des Reichs, welche Constantin vornahm, um die alte soldatische Staatsverfassung vollends in Vergessenheit zu bringen, und die bisher vereinigte bürgerliche und kriegerische Gewalt der Statthalter zu trennen, hatte auch eine neue Eintheilung der christlichen Gemeinden und die Vergrößerung der Gerichtsbarkeit mancher Bischöfe zur Folge. Das ganze

Reich ward nemlich in vier prätorische Präfecturen, Italien, Gallien, Syriken und Morgenland, diese Präfecturen aber zusammen in vierzehn Bezirke oder Diocesen, und die Bezirke wieder zusammen in hundertzwanzig Provinzen getheilt. Die Präfecturen wurden von vier prätorischen Präfecten, die Bezirke von Statthaltern (Vikarien), die Provinzen von Vorstehern (Präsidenten oder Proconsuln), verwaltet. Jede Provinz hatte ihre Hauptstadt (Metropolis) und zuweilen deren mehrere; wenigstens galt der Name erste, zweite, dritte Hauptstadt als Ehrenbenennung. Nach dieser Staatseinrichtung des römischen Reichs bildete sich bald eine ähnliche Verfassung der christlichen Kirche und ihre folgende ganze Regierung. Drei Bischöfe ragten schon längst vor allen andern hervor: die von Rom, Alexandrien und Antiochien; der vierte kam bald mit der neuen Hauptstadt des Reichs hinzu, und so erhielt die Kirche vier oberste Bischöfe, wie das Reich vier oberste Statthalter. Jedem derselben waren die Gemeinden mehrerer Bezirke unterworfen, aber in jedem Bezirke wie in jeder Provinz war wieder ein Bischof der Aufsicht der übrigen; zuweilen war diese Aufsicht auch unter mehrere vertheilt. Dadurch wurde die Verbindung aller Gemeinden des Reichs mit einander vervollkommen; aber freilich waren auch oft Eifersucht und Streitigkeit über Rang, Sprengel und Macht die Folgen dieser Nachahmung weltlicher Ehren und Würden, so daß diejenigen, welche die Idee der Kirche nicht von ihren zeitigen und menschlichen

\*) Harduini Acta Concil. Tom. I. p. 268.

Inhabern zu trennen vermocht haben, zu großem Kergerniß veranlaßt worden sind.

In dieser neuen Eintheilung des Reichs ward das römische Gebiet an der Donau zur Präfektur und Diözese Italien, das am Rhein zur Präfektur und Diözese Gallien gerechnet \*), und nach derselben haben sich bereits unter Constantin in den Rheinländern auch Bisthümer gebildet, indem bereits auf der Kirchenversammlung zu Sardica \*\*) die Bischöfe Martinus von Mainz, Victor von Worms, Jesse von Speier, Amandus von Straßburg, Euphrates von Cöln und Servatius von Tongern, erschienen sind. In den Donauländern Rházien und Norikum sind ebenfalls noch zu römischen Zeiten die Bisthümer Augsburg, Sabiona oder Seben (nachmals ein Kloster in der Nähe von Brixen,) Trident, Chur, Vindonissa oder Windisch, welches nachher nach Costniz verlegt worden ist, Laureacum oder Lorch, Tiburnia (wahrscheinlich Villach in Kärnthen,) und Celeia oder Gilley entstanden, aber die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und der Entstehung der Gemeinden

in diesen Gegenden kann selbst der Kirchengeschichtschreiber nicht geben, da bei dem Untergange dieser ersten deutschen Bisthümer, als zur Zeit der Völkerwanderung ihre Städte zerstört wurden, alle umständlichen und bestimmtern Nachrichten verloren gegangen sind. Indes sieht man aus dem mitgetheilten Verzeichnisse, wie weit sich in diesem Zeitalter das Gebiet der christlichen Religion über Deutschland erstreckte. Die fromme Sage, an welcher im Mittelalter mehrere deutsche Kirchen, ins besondere Trier und Lorch, sich erfreuten, daß Jünger der Apostel selbst sie gestiftet, hat vor der ersten Prüfung nicht Stand gehalten.

Während sich das Christenthum dergestalt bis an die entferntesten Grenzen des Reichs verbreitete, und selbst jenseits derselben unter mehreren barbarischen Völkern Freunde und Anhänger fand, widerstand ihm grade in Rom theils der persönliche Vortheil der Großen und eines hungrigen und schaulustigen Pöbels, theils bei den Bessern jenes nie ganz untergegangene

\*) Die Provinzialabtheilung des Rheins und Niederlandes in der Notitia Imperii, einem auf uns gelangten Staatsbuch, ist folgende:

- a) Provincia Belgica prima:
  - Metropolis Civitas Trevirorum (Trier.)
  - Civitas Mediomatricorum (Metz.)
  - — Leucorum (Toul.)
  - — Verodunensium (Verdun.)
- b) Provincia Germania prima:
  - Metropolis Civitas Moguntiacensium (Mainz.)
  - Civitas Argentoracensium (Straßburg.)
  - — Nemetum (Speier.)
  - — Vangionum (Worms.)
- c) Provincia Germania secunda:
  - Metropolis Civitas Agrippinensium (Cöln.)
  - Civitas Tungrorum (Tongern.)

\*\*) 344.

Gefühl für das Alterthum und die Vaterstadt, welches mitten in der allgemeinen Verödung zwischen den stillen Hallen und auf den einsamen Marktplätzen mit neuer Stärke erwacht war. Die Pracht und beinahe das Daseyn der heiligen Stadt war mit dem Heidenthum viel zu wesentlich verwebt, als daß die Einwohner einer Neuerung hätten hold seyn sollen, welche der gesammten von den Vorfahren vererbten, wenn auch freilich zur todten Gruppe erstarrten Herrlichkeit ein gänzlichendes Ende zu machen, und statt der Bildsäule des kapitolinischen Jupiters das Kreuz des jüdischen Messias aufzustellen drohte. Daß ahnten die Römer nicht, daß dereinst dieses Kreuz zum zweitenmal die Welt Herrschaft an ihre Mauern fesseln würde, eine größere und edlere, als die das Schwerdt Scipios und Cäsars erfochten. So beträchtlich daher auch schon zur Zeit der Apostel die christliche Gemeinde in Rom gewesen war, und so sehr dieselbe nach dem Uebertritt des Kaisers durch neue Bekenner vermehrt ward, (an einem einzigen Tage ließen sich außer einer verhältnismäßigen Menge von Weibern und Kindern zwölftausend Männer taufen,) so zahlreich war doch auf der andern Seite die heidnische und alterthümliche Parthei, welche den Feind des römischen Ruhmes und Glaubens, und den Zerstörer der Denkmähler römischer Größe verwünschte. Schon Dioclezian hatte eine ähnliche Stimmung der Hauptstadt sehr übel empfunden, und darum den Gründen der Staatskunst gern Gehör gegeben, welche ihm während seiner ganzen Regierung andere Aufenthaltsörter als Rom anempfahlen: Constantin, an den Ufern der Donau geböhren, in der Mitte asiatischer Höfe und Kriegslager erzogen und von

Britanniens Legionen mit dem Purpur bekleidet, blickte mit eben der Gleichgültigkeit auf die Mutterstadt des Reiches herab, und beehrte dieselbe nur selten mit seiner Gegenwart. Aber der Widerwille der Römer gegen die neue Religion und Staatsform, die er der Welt hinterlassen wollte, bestimmten ihn endlich gar zu dem Entschluß, seinen großen Plan durch die Gründung einer neuen ganz christlichen Hauptstadt zu sichern, die von heidnischen wie von alterthümlichen Erinnerungen ganz rein wäre. Bestärken mochte ihn in diesem Entschlusse die Lage des Reichs, welches grade an dem Plage, welchen er wählte, einer von dem Herrscher selbst vertheidigten Hauptstadt gegen die zwischen dem Don und der Donau wohnenden Barbaren, wie gegen die aus Osten drohende Macht des Perserkönigs bedurfte. Die Völker am Rhein und der Oberdonau waren zu seiner Zeit erschreckt oder befreundet, und er rechnete vielleicht zu viel auf die Fortdauer der Ruhe, die nur sein Ansehen bewirkt hatte. Nach mehrjährigen Vorbereitungen ward daher der große Vorsatz ausgeführt, und nicht bloß des Kaisers, sondern des Reiches Wohnsitz von der Wiege und Heimath aller alterthümlichen Größe nach Thrazien an die Ufer des Bosphorus verlegt. Der geheiligte Boden Roms wurde von dem Kaiser, von einem Theile des Senats und der Vornehmen und von allen denen verlassen, welche dem Befehle oder der Einladung des Gebieters folgen mußten, oder der Hoffnung und dem Gewinne nachzogen, und an der Grenze Europas und Asiens erhob sich das alte verfallne Byzanz zu einem zweiten und

prächtigen, mit dem Namen des Erbauers geschmückten Rom, dem zum Glanze des mütterlichen und ersten Roms nichts als dessen Geschichte und dessen Jahrhunderte fehlten. Unter den prächtigen Thoren und Säulengängen hatten keine Vorfahren gewandelt: Constantinopel ward von einem Geschlecht ohne Ahnen bevölkert, von einem Menschenhaufen, vor dessen Blicken keine Vergangenheit stand, daher auch die Geschichte von constantinopolitanischer Bürgertugend nichts weiß. Die Religion aber, die der Kaiser bei Stiftung dieses christlichen

Roms vorzüglich im Auge gehabt hatte, entartete unter diesem aus allen Provinzen des Reichs zusammen gefloßnen Menschenhaufen, als Spiel der Partheien und als Werkzeug des Hofes, zu einer ganz eigenthümlichen Verderbniß, durch welche der erhabene und welthistorische Charakter des Christenthums ganz verloren zu gehen schien, desto mehr aber die entgegen gesetzte vom Hofe und vom Staate unabhängig fortschreitende Gestaltung der abendländischen Kirche in ihrer Freiheit und Selbständigkeit hervorgehoben ward.

## Zwölftes Kapitel.

### Constantins und seiner Söhne Kriege mit den Deutschen.

Wie Constantin in den ersten Jahren seiner Herrschaft siegreich am Rhein gekämpft hatte, so tritt er noch am Abend seines Lebens an der Donau gegen die Gothen, und verherrlichte das Andenken eines über ihren König Ariarich erfochtenen Siegs \*) durch die Stiftung gothischer Spiele. Innere Unruhen im gothischen Staatenbunde, von dem die Sarmatischen und Wandalischen Völkerschaften sich mit Hülfe der Römer zu trennen versuchten, waren die Veranlassung, daß das gute Vernehmen, welches seit Aurelian zwischen den Gothen und Römern bestanden hatte, gestört wurde. Indes erhielten die Gothen trotz der auf Münzen und in Lobreden gepriesenen Siege des Kaisers einen

so günstigen Frieden, daß sie seitdem dem Hause Constantins mit ganz besonderer Freundschaft und Dankbarkeit verpflichtet erschienen. Mehrere hunderttausend Sarmaten und Wandalen wurden in Folge dieser Handel als römische Schützlinge in Pannonien aufgenommen.

Aber einflußreicher auf das Schicksal der Welt und des Reichs als diese Kriege und als die Ansiedelung barbarischer Völker in verödeten Provinzen war die Veränderung, welche Constantin mit der römischen Kriegsmacht vornahm, und die allmähliche Erhöhung der Ausländer, das heißt der Deutschen, zu den bedeutendsten Stellen des Heers und des Staats. Weibes erscheint in gewisser Hinsicht als Werk

\*) 332.

der Nothwendigkeit, da das Hauptgebrechen des Reichs, die Herrschaft der Soldaten, nicht anders als durch Umformung des bisherigen Kriegswesens geheilt werden konnte, und der andere Theil des Constantinischen Plans, der einer innern Wiedergeburt, bei dem augenscheinlichen Verfall alles Volksgeistes und bei dem Mangel tüchtiger Männer ihn und seine Nachfolger nöthigte, zu Fremden Zuflucht zu nehmen. Demohngeachtet ist Constantin dem Vorwurfe nicht entgangen, daß er aus zu großer Sorge für den Thron die äußere Sicherheit des Reichs gefährdet, und die letzte Schutzwehr des Südens, die immer noch furchtbare Kriegsmacht, durch ängstliche Maasregeln untergraben habe.

Die römischen Legionen scheinen zu beweisen, daß durch eine folgerechte Kriegszucht in den verderbtesten und weichlichsten Zeitaltern tüchtige Heere gebildet werden können: wie viele Siege sind nicht von ihnen lang nach dem Absterben aller Bürgertugend, von August bis auf Constantin, erfochten worden! Allein der Beweis ist nur scheinbar. Allerdings war unter den Bürgern die öffentliche Tugend erloschen, und das Vaterland zu einem gleichgültigen Namen herabgesunken: aber der Soldat hatte einen Staat und ein Vaterland behalten, sein Heer und sein Lager, und die ehemals an Rom's Mauern gefesselte Bürgertugend war als Kriegerstolz und soldatische Zuversicht übergegangen auf die bewaffneten Gemeinden, die jeden beliebigen Ort zum Marsfelde erhoben, und ohne großen Aufwand von rednerischen Künsten und richterlichen Kosten, mit Geschrei und Waffengeklirr ihren Obergkeiten entweder den Tod

gaben oder den Purpur verliehen. Schon Dioclezian hatte mit Glück an Verminderung der Gefahren gearbeitet, welche dem Thron und der öffentlichen Ruhe von dieser Verfassung und von den Kriegsbefehlshabern oder den Vätern der Soldaten droheten. Constantin aber ergriff in der Trennung der bürgerlichen und der kriegerischen Gewalt das richtige Mittel, mit der Selbständigkeit des Heers auch dessen Furchtbarkeit gegen den Staat, dem es diente, zu vernichten. Darin hat er allen Staaten neuuropäischer Verfassung vorgearbeitet, und zuerst das untergeordnete und abhängige Verhältniß der stehenden Kriegsmacht zum Staate auf eine Weise bestimmt, daß in Staaten christlicher und europäischer Bildung, selbst wenn sie dieses Verhältniß zu verkennen, und zu soldatischen Formen zu entarten strebten, doch die Wiederkehr des eigentlichen Soldatenherrschaft stets verhütet worden ist: die Heere und ihre Anführer sind unwiderruflich aus der herrschenden Stellung in die dienende getreten, seitdem die Völker gesetzlich nicht mehr von ihnen sondern von bürgerlichen Obergkeiten Befehle empfangen. Constantin nahm, wie schon oben gemeldet, den ehemaligen prätorischen Präsekten, die dadurch zu bürgerlichen Obergkeiten wurden, die Kriegsgewalt, und übertrug dieselbe zwei Oberanführern (*magistris militum*), einem der Reiterei und dem andern des Fußvolks, welche in die bürgerliche Verwaltung der Präsekturen und Diözesen so wenig einzureden hatten, als ihre fünf und dreißig untergeordnete Kriegsbefehlshaber (*comites et duces*) in die Verwaltung der Provinzen. Durch diese Trennung des Kriegsbefehls von

der Verwaltung ward die Ruhe des Reichs und die Sicherheit des Throns begründet; aber freilich hörte nun mit den Bürgerkriegen auch die Schule auf, in welcher sich der Arm der Legionen gegen den auswärtigen Feind gestählt hatte, freilich ging mit der Selbständigkeit jener Lagerstaaten auch ein großer Theil des Kriegsmuths und der Tapferkeit verloren, welche die Legionen bisher immer noch furchtbar gemacht hatten. Hierzu kam, daß Bürger und Krieger sich von nun an in zwei unabhängige und zuletzt feindselige Stände schieden, und daß die Eifersucht der Kriegsbefehlshaber und der bürgerlichen Statthalter oft die Einheit der Vertheidigungsmaßregeln schwächte. Während der eine den Beistand anzubieten zauderte, um welchen anzuhalten der andere verschmähte, blieben die Truppen oft ohne Befehl und Verpflegung und die wehrlosen Einwohner den Einfällen der Feinde Preis gegeben.

Indeß genügte die Trennung der Gewalten dem Kaiser noch nicht. Um diese Staatsveränderung selbst gegen die mögliche und sogar sehr wahrscheinliche Unzufriedenheit des Kriegsheers zu sichern, setzte er den alten Fuß der Legionen von sechstausend auf ein oder anderthalb tausend Mann herunter; den bessern Gehorsam erwartete er von einzelnen und kleinen Massen

als von einem durch gemeinsamen Dienst und Namen vereinigten Riesenkörper, wie die alte Legion war. Außerdem mochte die Eitelkeit des Hofes sich darin gefallen, daß jetzt an hundert zwei und dreißig Legionen Befehle ertheilt wurden, während Augustus selbst deren nicht mehr als fünf und vierzig gezählt hatte. Mehrere hundert Fußcohorten und Reitergeschwader begriffen die nicht in die Legionen vertheilte Mannschaft; die Anzahl der an den Reichsgrenzen stehenden Posten und Besatzungen belief sich auf fünfhundert und drei und achtzig, und die ganze Kriegsmacht ward auf sechshundert und fünf und vierzig tausend Mann geschätzt.

Dieses ungeheure Heer sollte durch Nationen ergänzt und erhalten werden, in denen kriegerische Tugenden immer mehr zu verschwinden begannen. Längst erloschen war der alte republikanische Heldengeist, der die Welt durch Volkshere bezwungen hatte; jetzt, nachdem auch die Selbständigkeit der Kriegsmacht, vermöge welcher in den verderbtesten Zeiten Wunder der Tapferkeit geschehen waren, in ihrem Kerne zerstört worden, waren Hoffnung des Gewinns oder Furcht vor der Strafe fernerhin die einzigen Mittel, welche die feigen und schwelgerischen Bewohner des Reichs unter die Fahnen zwangen.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

## Constantin's und seiner Söhne Kriege mit den Deutschen.

(Fortsetzung des zwölften Kapitels.)

Der Verfall des römischen Reichs war durch keins dieser Mittel zu hemmen. Die Hilfsquellen der Schatzkammer erschöpften sich durch Vermehrung des Soldes, durch wiederholte Geschenke und durch Erfindung neuer Begünstigungen, welche der Jugend der Provinzen die Beschwerden und Gefahren des Kriegsdienstes aufwägen sollten. Ob schon das alte Statutmaass heruntergesetzt, und Sklaven der Eintritt in die Legionen nicht mehr gewehrt wurde, sahe sich doch die Regierung aus Mangel der Freiwilligen zu Zwangsmitteln genöthigt. Die Söhne der mit Ländereien belohnten Veteranen wurden mit Verlust der Ehre, des Vermögens und des Lebens bestraft, wenn sie sich dem Dienst zu entziehen suchten. Nur mit großen Geldsummen konnten sich bei den allgemeinen Aushebungen diejenigen loskaufen, welche ihre Tüchtigkeit und die Wahl oder Laune des Befehlshabers unter die Fahnen rief. Der Abscheu gegen den Kriegstand, der die entarteten Römer befallen hatte, ging so weit, daß in Italien und in den Provinzen viele junge Leute sich die Finger der rechten Hand abhieben, um dem Dienstzwange zu entgehn. Unter diesen Umständen ward die schon früher eingeführte Sitte, Barbaren in die römischen Heere aufzunehmen, immer nothwendiger und allgemeiner. Ganze Schaaren von Gothen, Franken und andern Deutschen, die hohen Sold einer ungewissen Plünderung vorzogen, fochten nicht bloß unter den Hilfsvölkern ihrer Nationen, sondern selbst unter den Legionen und Hausstruppen für das

römische Reich und den Kaiser. Vermischt mit Reichsunterthanen lernten sie deren Sitten verachten und deren Künste nachahmen, und indem sie der Ehrfurcht entsagten, welche Rom's entfernter Glanz ihnen abgepreßt hatte, setzten sie sich selbst in Besitz der Vortheile, auf welche seine sinkende Größe sich stützte. Barbarische Krieger, welche Talente zeigten, wurden ohne Unterschied zu den wichtigsten Stellen befördert, und die Namen der Tribunen, der Comites, der Duces, selbst einiger Consuln, bezeichnen immer deutlicher die barbarische Abkunft ihrer Besitzer. Oft vertraute man diesen Fremden die Führung eines Kriegs gegen ihre Landsleute, und obwohl die meisten die Bande der Pflicht den zerrissnen Banden der Vaterlandsliebe vorzogen, so entgingen sie doch nicht immer der Schuld, wenigstens nicht dem Argwohn, mit dem Feinde in verrätherischen Verbindungen zu stehen, ihn zum Einbruche einzuladen, oder auf dem Rückzuge seiner zu schonen. Der bei weitem größere Nachtheil aber war der, daß durch die augenblickliche Hülfe, welche die Aufnahme der Fremdlinge gewährte, dem Kaiser die Nothwendigkeit ganz aus den Augen gerückt wurde, die Kirche, wenn sie den Staat wirklich retten sollte, auf den Grund und Boden eines tüchtigen Volksthum's zu gründen. Ein Versuch, die vorhandenen Ueberreste desselben zu ergänzen oder zu erneuern, den Provinzen, wo die meiste Kraft sich erhalten hatte, volksmäßige und eigenthümliche Verfassungen zu geben, statt des Heers, dem man nicht traute, die Arme der

Landleute und Städtebewohner zu waffnen, und so allmählig die Kriegssoldner, welche die Welt in Knechtschaft gestürzt hatten, durch wiedererweckte Völker zu verdrängen, ein solcher Versuch ist von Constantin nicht gemacht worden. In der Staatschöpfung dieses Kaisers wiederfuhr dem Bedürfnis der Wechselwirkung zwischen Regierung und Volk kein Recht; es blieb bei der hergebrachten Ansicht, daß der Staat aus dem Kaiser, den Staatsbeamten und dem Heere bestehe, und daß Volk nur der Abgaben und Rekruten wegen in Betracht komme. Bei unsrer mangelhaften Kenntniß von dem innern Zustande der römischen Provinzen ist es allerdings unmbglich, von dem Erfolg einer solchen Staatsverbesserung zu reden; indes hat schon vorher der einsichtige Probus den Entwurf gehegt, an die Stelle des todten Maschinenwesens einen lebendigen Volksstaat zu setzen; nachmals rieth Synesius dem Kaiser Arkadius \*), statt des fremden und gemietheten Kriegsheers die wahren Vertheidiger des Vaterlands in die Waffen zu rufen, und auf den Dörfern und in den Städten des Reichsgebiets die natürlichen Beschützer des Staats und seiner Gesetze zu suchen. Die Landleute selbst, sagt er, würden den Ackerbau vertheidigen, die Philosophen ihre Studierzimmer, die Handwerker ihre Werkstätte, die Kaufleute ihre Marktplätze verlassen, und das müßige Volk, welches jetzt nur in den Theatern herumzieht, die eignen Kräfte gebrauchen lernen, wenn man sich nur die Mühe geben wollte, ihnen den nah bevorstehenden

Uebergang vom Lachen zum Weinen vor Augen zu stellen. Wenn solche Vorschläge von den stolzen Ministern eines Schattenkaisers als ungereimt und träumerisch verlacht werden mochten, so bezeugen sie wenigstens, daß unbefangene Gemüther noch lange nach Constantin an die Möglichkeit glaubten, die Verbindung zwischen Staat und Volk wieder herzustellen. Unter Honorius wurde der Versuch, den gallischen Provinzen eine volksmäßige und freie Verfassung zu geben, wirklich gemacht, ohne die gehofften Wirkungen hervorzubringen; aber damals waren die Sachen des Reichs schon in vollständiger Verwirrung, und die verfehlte Anwendung des verspäteten Heilmittels beweist nicht, daß dasselbe funfzig Jahre vorher eben so unwirksam gewesen seyn würde.

Weit bestimmter und gerechter noch als über diese außer den Grenzen unserer Kenntniß liegende Vernachlässigung des Volksthum trift den Kaiser der Tadel der Nachwelt über die knechtische Art, auf welche er an einem asiatischen Hofe seine drei Söhne erziehen ließ. Constantin hatte die von seinem Vorgänger Diocletian angelegte Staats- und Hofordnung noch weiter ausgebildet, war aber, was man von seiner kriegerischen Erziehung und Laufbahn nicht erwarten sollte, durch Eitelkeit und Prunksucht über die gewöhnlichen Grenzen weit hinausgeführt worden. Leeres Spiel mit Abzeichen und Titeln, gedankenloses Schaugepränge mit Ehrenämtern und fast theatralischen Gebräuchen, geschmacklose Pracht des Pallastes, Ränke der

\*) In der merkwürdigen Rede *περι βασιλειας*.  
rene nach Constantinopel.

Synesius kam ums Jahr 397 als Gesandter von Cy-

höfischen Bischöfe und Kämmerlinge, waren die Umgebungen, unter welchen die Erben des Reichs erwachsen, und wenigstens derjenige der Brüder, welcher am längsten und bedeutendsten auf der Bühne verweilte, der Kaiser Constanzius, zeigte hinlänglich, daß in dieser Schule keine Größe der Gesinnung und keine Schnelkraft des Geistes gefördert worden war. In so unfähigen Händen wäre auch eine glücklichere Schöpfung mißlungen; derjenige aber des constantinischen Geschlechts, der die Fähigkeit, sie auszubilden und die Mißgriffe zu verbessern, gehabt hätte, zog es vor, die Umschaffung des Reichs nach einem neuen und ganz verkehrten Plane von vorn zu beginnen.

Constantinus, Constanzius und Constans hießen diese Brüder, denen der große Constantin sterbend das Reich hinterließ \*), dessen Religion, Verfassung und Hauptstadt er verändert hatte. Die Theilung welche sie vornahmen, war nur von kurzem Bestande, indem der älteste, welcher als Beherrscher des europäischen Westlandes in Trier Hof gehalten, schon drei Jahre nachher im Kriege mit dem jüngern getödtet ward \*\*), dieser aber, der nun den ganzen Occident unter seinem Scepter vereinigte, zehn Jahre nachher \*\*\*)) durch die Empörung eines Kriegsbefehlshabers deutscher Herkunft, Namens Magnenzius, Herrschaft und Leben verlor. Dieser nun, der sich nach vormaliger Sitte zum Kaiser in Gallien aufgeworfen, und Franken und Sachsen zu Hülfe gerufen, ward von dem mittlern der Söhne Constantins, dem

Kaiser Constanzius, oder vielmehr von desselben Feldherrn mit Beistand des Allemannischen Königs Chnodemar, der zur selbigen Zeit in Gallien eingefallen und von den Römern gewonnen war, dergestalt in die Enge getrieben, daß er sich selbst entleiben, und das ganze Reich dem Constanzius überlassen mußte \*\*\*\*).

Bald aber empfanden die schwachen Schultern dieses an Kriegs- und Friedentugenden gleich armen Fürsten die schwere Bürde der Verteidigung des Reichs, dessen Grenzen durch zu große Begünstigung der Hausstruppen und Zurücksetzung der Grenzvölker entblößt zu haben unter die Vorwürfe gehört, welche dem großen Constantin gemacht wurden. Zwar hatte er selbst durch das Gewicht seines Namens die jenseitigen Völker in Ehrfurcht gehalten; aber die Bürgerkriege seiner Söhne unter einander und mit Magnenzius offenbarten die Schwäche des Staats von Neuem, und König Chnodemar, der mit seinen Allemannen in Gallien eine entscheidende Rolle gespielt hatte, ward nicht bloß mit Geld abgefunden, sondern behielt ein Recht zu bleiben. Als nun Kaiser Constanzius in Arles sich mit Winterschauspielen ergötzte, ward ihm Botschaft gebracht, daß zwei andre Allemannische Häupter, die Brüder Gundemar und Badomar, mit neuen Horden ins südliche Gallien heraufgezogen wären †). Er hatte ein muthloses und unzufriedenes Heer, gewann es aber durch Geld und Zufuhr, so daß es ihm von Chalons an der Saone mit großer Beschwerlichkeit, zum Theil durch tiefen Schnee über das

\*) 337. \*\*) 340. \*\*\*) 350. \*\*\*\*) 353. †) 354.

Gebürge bis an den Rhein zu den Raurachen folgte, wo heut Basel liegt. Hier wollte er eine Schiffbrücke schlagen lassen, als die Allemannen einen Hagel von Geschossen und Wurfspeeren warfen, daß die Römer von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Indes wurde Constanzius an einem andern Orte, wo man ihm eine Fuhrt gezeigt hatte, den Uebergang unternommen haben; aber die deutschen Söldner im römischen Heer gaben ihren Stammverwandten heimlichen Bericht, und da auch ihre Vorbedeutungen nicht günstig waren, thaten die Allemannen um Frieden, welchen der Kaiser bewilligte, um ungestört gen Mailand ziehen zu können. Es ward ihnen Land auf dem linken Ufer zum wohnen verstattet, und schriftlich aufgesetzte Verträge darüber in ihre Hände gegeben.

Nicht fern von diesen Begebenheiten, am südlichen Ufer des Bregenzer Sees, an der Aare hinauf, in finstern Waldungen, war der Gau der Lenzler Allemannen, von denen Lenzburg seinen Namen erhalten. Diese kühnen Stämme, die vielleicht noch nicht lange eingewandert waren, hatten nun einen Theil von Helvezien in ihrer Gewalt, und brachen mit verheerernder Macht oft über die römischen Grenzen. Ein solcher Einfall bewog den Constanzius, schon im folgenden Jahr wieder über die Alpen zu ziehen. Er machte aber Halt in den Caninischen Thälern im Lande Rhätien, welche von einigen bei Belizone, von andern bei Chiavenna gesucht werden, und schickte seinen Feldherrn Arbezio mit genugsamer Macht an den See. Da dieser aber der wilden Gegend wenig kundig

war, fielen die Lenzler unversehens aus ihren Schluchten, und erschlugen einen großen Theil seines Heers. Stolz auf ihren Sieg kamen sie am andern Morgen im Nebel, und drohten mit den Schwerdtern und mit schrecklichen Geberden, das Lager zu stürmen. Jetzt lernten die Römer von den Barbaren Kriegeskunst; sie stürzten aus ihren Verschanzungen, nicht in geordneter Schlacht, sondern in einzelnen wilden Ausfällen, und verwirrten die Reihen der Allemannen; diese, halbnaakt gegen die wohlverwahrten Schildträger, konnten ihren Stößen nicht widerstehen und ergriffen die Flucht; viele, die sammt ihren Pferden erschlagen waren, wurden noch festgeklammert auf diesen gefunden. Auf diese Nachricht kehrte Constanzius freudig nach Mailand zurück.

Desto traurigere Nachrichten kamen vom Niederrhein und von Belgiens Grenzen. Die Vertheidigung dieser Länder gegen die Franken hatte der Kaiser dem Sylvanus vertraut, selbst einem Franken von Geburt, der in einem entscheidenden Augenblicke von der Parthei des Anmaßers Magnenzius zu seinen Fahnen übertreten war. Indes machten heimliche Anschuldigungen die Treue des mächtigen Fremdlings verdächtig, und er erhielt plötzlich Befehl, zu seiner Vertheidigung bei Hofe zu erscheinen. In der Gewißheit, schuldig befunden zu werden, machte er aus Noth und Verzweiflung die falsche Anklage wahr und nahm zu Cöln den kaiserlichen Purpur, verlor aber nach Monatsfrist durch Meuchelmörder sein Leben. Nach dem Untergange dieses tapfern Mannes stand ganz Gallien den Einfällen der deutschen Völker ge-

öffnet. Mehr als vierzig rheinische Städte, unter ihnen namentlich Mainz, Speier, Worms, Straßburg, Singen, Andernach und Bonn, fielen in ihre Hände; Cöln, welches Widerstand leistete, wurde nach einer langwierigen Belagerung erobert und sehr verwüftet. Der seit Dioclezian und Constantin ungeheuer vermehrte Druck der Auflagen hatte vielen zur Verzweiflung getriebenen Galliern die Ankunft der Barbaren wünschenswerth gemacht, und diesen die regelmäßige Besignahme mancher Landstriche erleichtert. Von den Quellen bis zur Mündung des Rheins erstreckten sich die Eroberungen der Deutschen viele Meilen westwärts dieses Flusses über ein Land, das schon vorher zum Theil von Kolonien ihres Namens und ihres Volks bevölkert worden war; als ein Sitz der Franken erscheint fortwährend die schon früher von ihnen besetzte Insel der Bataver, deren alte Einwohner wahrscheinlich selbst Franken geworden waren, und ein großer Bezirk im heutigen Brabant, zwischen Maastricht und Antwerpen, der mit dem Namen Torandria bezeichnet und von einigen als das Mutterland der fränkischen Monarchie angesehen wird.

Die Verlegenheit des Kaisers über diese Unfälle ward durch die gleichzeitigen Nachrichten vermehrt, daß die Quaden und Sarmaten die Donau überschritten hätten, die Isaurier Kleinasien beunruhigten, und Persiens König dem Reich mit bedenklichen Rüstungen drohe. Er gestand sich, daß seine Kraft so viel umfassender Sorge und Herrschaft nicht genüge, und ohngeachtet seine Höflinge ihn vom Gegentheil

zu überzeugen suchten, entschloß er sich endlich, seinen Vetter Julian aus Athen nach Mailand zu bescheiden, und ihm mit dem Cäsartitel die Verwaltung der gallischen Provinzen zu übertragen. Als er sich durch Ausführung dieses Entschlusses der unmittelbaren Sorge über das Abendland entledigt hätte, konnte er ungestört den Zug nach Illyrien gegen die Quaden und Sarmaten, dann nach Asien gegen die Perser antreten. Ehe er aber das Abendland für immer verließ, wollte er seinen Stolz und seine Neugier durch einen Besuch in der alten Hauptstadt des Reichs befriedigen, welche er noch niemals gesehen hatte. Im eilfhundert und eilften Jahre seiner Erbauung ward Rom\*), auf der einst alle Macht beruht hatte, von einem Fürsten, der sich einen römischen Kaiser nannte, als ein schönes Denkmal der Vorzeit in Augenschein genommen. Noch stand die ganze Herrlichkeit des Alterthums, alle die Tempel, Säulengänge, Bäder, Triumphbögen und Amphitheater, deren Trümmer noch jetzt, nach anderthalbtausend Jahren, den Reisenden in wehmüthiges Erstaunen versetzen; noch stand das Kapitol; die Obriheiten Roms kamen dem Kaiser mit den bürgerlichen Ehrenzeichen der Republik entgegen, und eine zahllose Volksmenge begrüßte den Einzug des Herrschers mit Jubelgeschrei. Aber die Volksmenge war aus fremden Städten zusammengelassen, und der Herrscher, dem der Jubelruf galt, saß von asiatischen Leibwachen umringt auf einem hohen von Gold und Edelsteinen leuchtenden Wagen in so unbeweglicher Stellung, daß er

\*) 357 nach Christo.

während des langen und erstickenen Zugs keine Hand bewegte, sich das Gesicht zu trocken, und eben so wenig ein Auge auf die Herrlichkeiten rechts oder links verwandte, sondern einer Bildsäule gleich starr vor sich hin blickte, und nur an

den Thoren durch eine kleine Neigung des Hauptes einiges Leben verrieth. Solche Ehre machte er der Pallasterziehung, die er genossen, und so empfing Europa seinen Kaiser aus Asiens Schule zurück.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Julian wider die Deutschen. Schlacht bei Straßburg.

Der Cäsar Julianus, welcher jetzt zum Fürsten über das Abendland gesetzt wurde, war außer dem Kaiser der einzige vom Hause des Constanzius Chlorus noch übrige Sprößling; sein Vater und seine Brüder waren das Opfer der Familieneifersucht des Constanzius geworden, ihm selbst hatte nur die Vorsprache der Kaiserin Eusebia das Leben gerettet, und die Strafe für das Verbrechen, einem unglücklichen Nebenzweige des regierenden Hauses anzugehören, war auf anständige Verbannung nach Athen beschränkt worden. Julianus hatte frühzeitig für die am Constantinischen Hofe herrschende Entartung und Verderbniß sehr offene Augen gehabt. Besprützt von dem Blute seiner Anverwandten, mitten unter den Mördern seines Hauses waren ihm die ersten Jahre seines Lebens durch eine strenge und kirchliche Erziehung auf Befehl desselben Constanzius verbittert worden, den seine Frömmigkeit nicht gehindert hatte, gleich bei seinem Regierungsantritt die Ermordung der Brüder seines Vaters zu befehlen. So verschmotzen sich allmählig die Namen Christus und Constanzius, Christenthum und Verbrechen in seiner Einbildungskraft, und das

Schauspiel der wüthenden arianischen Streitigkeit, durch welche damals die Kirche zerrüttet ward, die unaufhörlichen Veränderungen der Glaubensbekenntnisse und die unheiligen Bewegungsgründe, durch welche viele Bischöfe sich bestimmen ließen, waren nicht geeignet, seine Abneigung in Ehrfurcht zu verwandeln. Da er in den Schriften der Alten von andern Zeiten und von andern Menschen las, als unter denen er lebte, andere Tugenden fand, als diejenigen waren, die hier durch Wort und Beispiel gepredigt wurden, und gegen die üppige Schönheit der griechischen Dichtung die jüdische und christliche Gotteslehre ihm farbenlos, gegen die Spitzsündigkeit und Grübeleien der alten Weisheit die christliche Sittenlehre leer und oberflächlich erschien, ward er immer geneigter, den Verfall der Welt und die Erschlaffung der Menschheit dem Einfluß des Evangeliums zuzuschreiben, dessen Befenner die Tugenden der Heiden verdammt, ohne die der Apostel zu üben.

In dieser Stimmung gerieth er den von Constantin mehr verachteten als unterdrückten neuplatonischen Philosophen in die Hände,

welche in der alten Religion alle Geheimnisse der Vernunft und Gottheit bildlich dargestellt fanden. Heimlich abtrünnig von dem Glauben, in welchem er gefaßt und erzogen war, ward er jetzt Schwärmer für den veralteten Aberglauben der Griechen, und derselbe Denker, der an den angeblichen Ungereimtheiten des Christenthums so vielen Anstoß nahm, kniete bald vor den Altären der unsterblichen Götter, und spähte in den Eingeweiden der Thiere oder gar geschlachteter Menschen die Zukunft. Dies der Fürst, dessen aufgeklärte Vernunft die Weisen des achtzehnten Jahrhunderts darum so gewaltig erhoben, weil er ein Feind des Christenthums war!

Indeß mußte er, so lange er zu Constanzius in abhängigen Verhältnissen stand, seine Gesinnung verbergen; desto zuversichtlicher sahen in ihm bei der Kinderlosigkeit des Kaisers die Freunde des Heidenthums den künftigen Wiederhersteller ihrer zerbrochenen oder verlassenen Altäre. Während seines Aufenthalts zu Athen ward in seiner Seele das Bündniß zwischen Philosophie und Aberglauben durch die Einweihung in die Mysterien befestigt; aber in der lebhaftesten Racheiferung, zu welcher ihn die Helden und Weisen des Alterthums begeisterten, reiften auch die Tugenden und Talente, die es bald so sehr bedauern lassen sollten, daß ein so reicher Geist sich einer verhängnißvollen Thorheit in die Arme warf, und anstatt am Werke des großen Constantins fortzubauen, das schon Vollendete wieder einzureißen und auf dem modrigen Grunde des Alterthums an verfallenen Trümmern zu bessern beschloß.

\*) 350.

Als dieser junge in Schulweisheit aufgewachsene und halb verbildete Fürst zu Mailand den Purpur und das bedenkliche Geschäft übernahm, Gallien zu retten und zu regieren, verstand er noch nichts von Staats- und von Kriegskunst; und als er einige Kriegsübungen, die er nothwendig wissen mußte, ungeschickt wiederholte, rief er aus: O Plato, welch ein Geschäft! Noch gefährlicher ward seine Lage durch die Eifersucht, mit welcher Constanzius seine Schritte bewachte, und durch die Beschränkungen und Hemmnisse, mit denen er ihn in der Gestalt von Rathgebern und Staatsbedienten umgeben hatte, damit in ihm nie der Gedanke der Selbständigkeit reife: nicht einen Fürsten sende er nach Gallien, hatte Constanzius sich geäußert, sondern das Nachbild seiner eigenen Majestät. Dagegen belief sich die Zahl der Krieger, die ihm in die von Feinden überschwemmte Provinz folgten, auf nicht mehr als dreihundert und sechzig Mann. Zur Entschädigung für die noch unter Wegs zu Turin vernommene Nachricht von der Zerstörung Edlns erfuhr er zu Vienne, wo er den Winter mit Zurüstungen verbrachte, den Entschluß von Autun, welches von den Allemannen angegriffen, aber von einigen Veteranen tapfer vertheidigt worden war. Gegen Anfang des Sommers \*) brach er mit dem Heer auf, welches er im Winter gesammelt, um Gallien von den Deutschen zu befreien, und nahm seinen Weg über Autun, Auxerre und Troyes (Tricasses) nach Rheims. Wenn die Besitzungen der Feinde sich bis auf zehn Meilen westwärts vom Rheine erstreckten, so gingen ihre Verheerungen dreimal so weit

wie ihre Eroberungen. In noch größerer Weite fand er Galliens offne Städte verlassen, und die Bewohner der besetzten genöthigt, sich mit dem Getreidevorrath zu behelfen, den sie auf Aeckern innerhalb ihrer Ringmauern anbauen konnten. Die von Troyes lebten in solcher Furcht, daß sie den an ihre Thore klopfenden Cäsar nur mit vielen Umständen einließen, weil sie glaubten, es möchten zugleich mit ihm Feinde in die Stadt dringen. Die Deutschen selbst, den Grundsätzen ihrer Väter getreu, verabscheuten es noch immer, sich in Städten einzuschließen; sie hatten ihre Wohnungen längst dem Laufe der Flüsse genommen, und sich gegen die Gefahr eines Ueberfalls durch rohe und in Eil gefertigte Befestigungen von großen Bäumen gesichert, die von ihnen gefällt und über die Heerstraßen geworfen worden waren.

In beständiger Gefahr, von einem überlegenen Feinde aufgehoben zu werden, erreichte er das Lager bei Rheims, wo er das römische Heer unter den Kriegsbefehlshabern versammelt fand, welche bisher in der Vertheidigung Galliens so unglücklich oder so ungeschickt gewesen waren. An der Spitze dieser vereinigten Truppen zog er gegen die Allemannen, die nun schon in ganz Ober-Germanien wohnten. Auf diesem Zuge ward bei Decempagi, so heut Dieuze heißt, an einem dunklen und regnigen Tage sein Nachtrapp überfallen und mit großem Verlust über den Haufen geworfen; aber in einem zweiten und glücklichern Gefecht bei Brotomagus, dem heutigen Brumat zwischen Straßburg und Hagenau, trieb er die angreifenden Allemannen zurück. Ohne indeß den Anfang seines Glücks weiter zu verfolgen,

wandte er sich plötzlich nach Nieder-Germanien gegen die Franken, und zog durch einen Landstrich, auf dem er keine Städte und Schlösser mehr antraf, nach den Trümmern von Cöln, um dessen Wiederbefestigung oder Behauptung die Eroberer sich weiter nicht gekümmert hatten. In dieser Gegend machte er einen Frieden oder Waffenstillstand mit einigen fränkischen Königen, ließ die Stadt wieder besetzen und zog dann bei einbrechendem Winter über Trier nach Sens, durch die Last, die man auf seine Schultern gewälzt hatte, zu tiefem Kummer gebeugt. Zu der einen Erfahrung von den Schwierigkeiten des Kriegs gesellte sich bald noch die andere, daß er von des Kaisers Dienern verrathen werde: denn als er in seinem Hauptquartier zu Sens von einem zahlreichen Germanenheer umringt und dreißig Tage lang belagert ward, sahe Marcellus, Oberbefehlshaber der gallischen Reiterei, dieser Bedrängniß mit träger Gleichgültigkeit zu, und ließ zu seinem Entsatze nicht einen Mann marschiren. Julian wäre verloren gewesen, wenn nicht die Feinde zuletzt von selbst wieder davon gegangen wären.

Indeß gab eben dies Veranlassung, daß die Stelle des Marcellus durch den Severus ersetzt ward, einen Krieger von Erfahrung, Muth und Bescheidenheit, der sich ohne Widerwillen dem Oberbefehl fügte, welchen der Cäsar über die Truppen führen sollte. Da nun die Allemannen durch den letzten Feldzug nicht bewogen worden waren, das römische Gebiet zu verlassen, so ward für den bevorstehenden ein künstlicherer Plan entworfen. Während Julian von Sens aus mit dreizehn tausend Mann gegen den Rhein zog, rückte der kaiserliche Feldherr

Barbazio mit dreißig tausend Mann durch Rhazien gegen Basel. Die Allemannen aber brachen zwischen beiden Lagern durch, zogen längst der Rhone hinunter bis gen Lyon, welches sie zu überrumpeln dachten, und verheerten, als sie die Einwohner auf fanden, alles Land rings umher. Sobald Julian dies erfuhr, verlegte er ihnen die Pässe, schlug sie und nahm ihnen die Beute, Barbazio aber ließ auf seiner Seite alle entkommen.

Es hatten sich aber am linken Rheinufer viele Allemannen niedergelassen. Diese sperrten dem Julian alle Zugänge durch ungeheure Verhaue; andere flohen mit ihren Kähnen auf die Inseln im Rhein und heulten Schmähungen gegen die Römer. Da nun Barbazio, welcher den Julian verderben wollte, die Fahrzeuge, um welche dieser ihn gebeten hatte, lieber verbrennen ließ, schwammen die leichten Völker über den Strom, erstiegen die Insel und erschlugen Männer und Weiber. Hierauf ging Julian zurück und stellte die Verschanzungen von Zabern (Tres Tabernae) wieder her, welche die Deutschen eingerissen hatten, weil ihre gewöhnliche Straße nach Gallien dadurch behindert ward. Als bald schlug Barbazio, der mit Julian keinen Ruhm theilen mochte, eine Schiffbrücke über den Rhein, um den Allemannen selber ins Land zu fallen; diese aber, wie einst die Cimbern an der Etsch, warfen oberhalb der Brücke große Bäume in den Fluß, von welchen die Schiffe zertrümmert wurden. Darauf überfielen sie den Barbazio in seinen Schanzen, verfolgten ihn bis zu den Naurachen (gen Basel,) und nahmen große Beute. Barbazio

aber legte sein Heer in die Quartiere und ging nach Italien zurück.

Nach dieser That sammelten sieben Anführer der Allemannen ihre Schaaren und lagerten sich um Straßburg. Ihre Namen waren nach römischer Verderbung Bestralpus, Urius, Ursicinus, Serapio, Suomar, Hortar und Chnodomar, derselbe, welcher den Magenzius hatte überwinden helfen, und seitdem unter seinen Landsleuten der furchtbarste in Gallien geworden war. Auch die Gauen Gundomadus und Vadomars traten zu dem vereinigten Heer, nachdem der erstere, welcher den mit Constanzius beschwornen Frieden nicht brechen wollte, ermordet und der andere verlassen worden war. Drei Tage und drei Nächte währte der Zug über den Rhein. Ein römischer Ueberläufer erhob ihren Muth durch die Nachricht, daß Julian nach Barbazios Abzug kaum noch dreizehn tausend Mann stark sey. Darum schickten sie Abgesandte zu ihm nach Zabern und ließen ihm sagen: er solle dies Land räumen, das sie durch ihre Tapferkeit gewonnen; entweder müsse es bei den Verträgen bleiben, die Constanzius mit ihnen abgeschlossen, oder eine Schlacht entscheiden.

Julian aber kehrte sich an nichts, sondern behielt die Abgesandten, bis die Verschanzungen vollendet waren. Dann zog er mit anbrechendem Tage gegen den Feind, der nicht weiter als vierzehn gallische Meilen oder Leugas, so ohngefähr acht deutsche Meilen ausmachen, von ihm stand. Um die Mittagszeit ließ er Halt machen, und sprach nach Weise der alten Feldherrn, denen er in allen Stücken nacheiferte,

zu seinen Kriegern in einer zierlichen Rede, welche Ammianus Marcellinus, einer seiner Offiziere, der diese Geschichten als Augenzeuge beschrieben, aufbehalten hat. Der Sinn war, es sey besser, den Angriff auf den andern Morgen zu verschieben. Aber das Heer war anderer Meinung, und ein Fahnenträger rief dem Caesar mit lauter Stimme zu: er möchte nur alsbald voranziehen, wohin sein Glück ihn führe; sie würden folgen! Man zog also weiter, und gewahrte auf einem, mit reifem Getreide bedeckten Hügel in der Nähe des Rheins drei berittene Feldwachten, welche sogleich zu den übrigen eilten, die Ankunft der Römer zu verkünden. Diese aber sungen einen Fußgänger, welcher jenen nicht folgen konnte, und befragten ihn um die Stärke seines Volks. Bald jedoch wurden sie derselben ansichtig, denn hinter dem Hügel stand das ganze Heer der Deutschen in völliger Schlachtordnung. Auf die Nachricht des Kundschafters, daß die römische Reiterei den rechten Flügel ausmache, hatten sie die ihrige auf ihren linken Flügel gezogen; unter dieselbe waren, wie bei Heervests Schlacht, leichte Fußvölker gemischt, welche darauf ausgingen, den römischen schwer bewaffneten Reitern in die Bügel zu fallen, oder unter die Pferde zu kriechen und deren Bauch aufzureißen. Ein anderer Theil wurde in tiefe Gräben gestellt, um unversehens aus dem Hinterhalte hervorzubrechen.

Chnodomar und Serapio, an Macht vor den übrigen Fürsten, führten diese streitbaren und schrecklichen Schaaren. Jener, der Urheber des Kriegs, ausgezeichnet durch einen feuerfarbnen Busch auf dem Scheitel und durch

strahlende Rüstung, in der rechten Hand einen langen Speer, tummelte an der Spitze des linken Flügels ein schäumendes Ross von furchtbarer Größe; dieser, Chnodomars Nefte, der den linken Flügel führte, war zwar nur noch ein Jüngling mit der ersten Welle ums Kinn, ersetzte aber durch Tüchtigkeit den Mangel des Alters. Den griechischen Namen Serapio hatte ihm, der zuvor Agenarich hieß, sein Vater Mederich beigelegt, als derselbe während einer Geiselschaft in Gallien in geheime Gebräuche des griechischen Aberglaubens eingeweiht worden war. Diesen folgten die übrigen fünf Fürsten, dann zehn von fürstlichem Stamm mit großem Gefolge von Edlen und fünf und dreißig tausend Mann Bewaffneter, aus verschiedenen Völkerschaften theils durch Sold theils durch gegenseitige Bündnisse vereint. Es war nicht ein allemannischer Heerbann, sondern ein Gefolge, welches unter den Fahnen seines Kriegsfürsten Chnodomar focht.

Da nun schon die Kriegshörner ertönten, führte Severus zuerst die römische Reiterei zum Angriff, machte aber zeitig Halt, indem er die in den Gräben versteckten Feinde gewahr ward, und wagte weder vor- noch rückwärts zu gehen. Julian merkte nicht sobald diesen Stillstand, als er von zweihundert Reitern umgeben heransprengte, durch Bitten und Ermahnungen die Fortsetzung des Angriffs zu fördern. Unter den Allemannen aber entstand großes Murren des Fußvolks, daß die Edlen alle zu Pferde säßen, um, wenn die Sache unglücklich ginge, ihre Schaaren zu verlassen. Alsogleich sprang Chnodomar vom Ross und die übrigen thaten wie er; denn keiner zweifelte am Sieg.

Von neuem erscholl der Klang der Hörner, und im vollen Laufe stürzten die Allemannen, schneller als überlegter, auf die römische Reiterei, mit drohender Geberde die Speere in der Rechten schwingend. Grausig starrte ihr flatterndes Haar, wildes Feuer sprühte aus ihren Augen, und ihr War-Lied ertönte, einem dumpfen Brausen vergleichbar. Die Römer aber, ihre schützenden Schilde über den Scheiteln, wehrten sich mit Geschossen und Schwerdtern. Die Reiterei stand in dichter Schaar zusammen gedrängt, und das Fußvolk als ein von Schilddächern umpanzelter Haufe. So groß war der Angreifenden Kühnheit und Wuth, daß Einzelne heransprangen und mit den Knien sich stemmend in denselben zu brechen versuchten. Ein dicker Staub wallte gen Himmel und die Luft ward vom Geschrei der Siegenden und Fallenden erfüllt. Während dergestalt der linke Flügel der Römer langsam vorrückte, ergriff die schwere Reiterei auf dem rechten die Flucht. Zwar brachte sie Julians Gegenwart wider zum Stehen, aber unterdeß waren die Allemannen auf das Fußvolk gefallen. Der anfänglich dumpfe Schlachtgesang tönte jetzt stärker und heftiger, wie die Hitze des Kampfgewühls stieg, gleich den tobenden Wellen, die an einem Felsen sich brechen. Schon wurden die Schilddächer der Römer von den nervigen Armen der Deutschen durchhauen, als im entscheidenden Augenblick die batavischen Hülfsvölker, die im römischen Heere fochten, von einem erfahrenen Anführer geleitet herbei eilten und die Schlacht wieder herstellten. Noch einige mal schwankte sie, endlich schienen die Germanen völlig zu weichen, da drang plötzlich ein

dichter Haufe ihrer Edlen, in welchem man auch die Fürsten erkannte, mit ihren Gefolgen durch alle Reihen bis in den Mittelpunkt des römischen Heers. Als aber hier mit Festigkeit widerstanden und ein großer Theil der Angreifenden niedergestreckt ward, erstarb der Uebrigen Muth und alle ergriffen die Flucht nach dem Rhein, der viele zur Rettung, viele zum Verderben in seinen Fluthen aufnahm. Die Sieger mußten sich auf Befehl ihrer Feldherren begnügen, vom Ufer auf die Schwimmenden ihre Geschosse zu werfen.

König Chnodomar, der mit mehreren Begleitern aus dem Schlachtgetümmel entkommen war, eilte mit verhülltem Gesicht einem Orte zu, wo er früher auf den Fall eines Unglücks einige Schiffe hingestellt hatte, die ihn über den Rhein führen sollten. Schon nahe dem Ufer glitt sein Pferd in einer Pfütze und warf ihn herunter; da ihm nun römische Reiter auf den Leib kamen, flüchtete er in ein nahes Gebüsch, welches seine Verfolger so lange umstellten, bis er genöthiget war herauszukommen und sich zu ergeben. Zweihundert seiner Begleiter, und drei seiner vertrautesten Freunde, die es alle für eine Schande geachtet haben würden, nicht mit ihm zu sterben, ergaben sich jetzt nach seinem Beispiel.

Im Unglück ward der im Glück so trohige Held kleinmüthig nach Weise roher Gemüther: er beugte sich vor Julian, warf sich zur Erde und flammelte Bitten um Vergebung. Welch himmelweiter Abstand von dem Manne, sagt Ammian, der vorher Schrecken und Jammer überall verbreitete, frohlockend über Galliens Aschenhaufen wandelte und mit neuen Verheerungen

drohete! Man hieß ihn gutes Muths seyn und schickte ihn nach wenigen Tagen an den Kaiser, der eben von seinem an die Donau gemachten Zuge zurückkam. Dieser ließ ihm zu Rom auf dem Esquilischen Berge im Fremden-Lager Quartier anweisen, wo er nachmals an der Schlassucht gestorben ist.

Als am Abend der Schlacht die Erschlagenen gezählt und begraben wurden, waren von

den Römern zweihundert und drei und vierzig und vier Obersten gefallen, von den Allemannenen sechstausend, ohne die, so im Flusse ihren Tod gefunden.

Diese Schlacht bei Straßburg endigte in derselben Gegend, wo vierhundert Jahre vorher Heerführer vor dem ersten Cäsar über den Rhein entflohen war.

## Bierzehntes Kapitel.

### Julian im Lande der Allemannen.

Nach dieser Schlacht entließ Julian die Gesandten, die vor derselben mit stolzen Anträgen zu ihm gekommen waren, und ging nach Zabern zurück. Von hier aus schickte er die Gefangenen und alle Beute nach Metz, er selbst aber zog gen Mainz, um an diesem Orte eine Brücke über den Rhein zu schlagen und, nach Cäsars Beispiel, die Feinde in ihrem eignen Lande heimzusuchen. Anfänglich weigerten sich seine Krieger, bald aber siegte die Beredsamkeit eines Feldherrn, der an allen Gefahren Theil nahm und von sich selbst mehr als von den Seinen zu fordern gewohnt war. Als er nun in das feindliche Land eingerückt, kamen Gesandte der Allemannen, ihn mit friedlichen Worten zu beschwichtigen; während der Unterhandlung aber boten sie ihre Grenznachbarn zum Beistande auf, und die Römer würden einen schweren Stand bekommen haben, wenn sie

nicht bei Zeiten die Gefahr gemerkt und sich zurückgezogen hätten.

In derselben Nacht schiffte Julian achthundert Mann auf leichten Fahrzeugen ein, mit dem Befehl, den Strom auf- und abwärts ans Land zu gehen und alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Als nun mit Anbruch des Tages die Allemannen den Rauch ihrer Wohnungen aufsteigen sahen, verließen sie den Hinterhalt, den sie den Römern gelegt hatten, und stürzten in wilder Eil über den Main, um ihre Brüder zu retten; die Römer aber, die nun keinen Versteck mehr fürchteten, jagten ihnen nach, und machten große Beute an Vieh und Früchten, führten auch aus den Häusern viele Einwohner hinweg und steckten dann alles in Brand. Zehntausend Schritt weit war die Verfolgung gegangen, als man bei einem fürch-

terlich dunklen Walde ankam, der durch Eichen- Eschen- und Tannenstämme überall gut verwahrt schien; zugleich erfuhr man durch einen Ueberläufer, daß sich darin viele Feinde in Gräben und unterirdischen Höhlen verborgen hielten, um den günstigsten Zeitpunkt zu einem Ueberfall zu erlauern. Da nun schon dieser Schnee Berge und Kluren bedeckte, (es war um die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche,) beschloß Julian, die weitem Unternehmungen aufzugeben, und das Schrecken der Feinde zur eiligen Wiederherstellung eines von Trajan angelegten und seitdem zerstörten Kastells zu benutzen. Indem dies geschah, hielten die Deutschen in aller Eil eine Volksversammlung und ließen darauf durch Abgesandte um Frieden bitten. Julian bewilligte denselben auf zehn Monate, weil er erwog, daß das erneuerte Kastell noch mit Geschütz und vielem andern Nöthigen versehen werden müsse. Auf diese Zusage erschienen drei Fürsten, die den Besiegten Hülfsvolk zugeführt hatten, und schwuren nach Landesfittte einen Eid, der ihnen vorgespochen ward, daß sie keine Unruhen anfangen, vielmehr Bund und Treue bis auf den festgesetzten Tag halten, auch das Kastell nicht nur nicht beschädigen, sondern sogar mit Lebensmitteln versorgen wollten. Solches hielten sie redlich, aber wie die Römer meinten, mehr aus Furcht denn aus Treue.

Auf dem Rückwege nach den Winterquartieren vernahm Julian, daß während er mit den Allemannen gekochten, einzelne Haufen Franken den Niederrhein bis nach Rheims hin geplündert und sich jetzt auf die Nachricht von seiner Annäherung in Verschanzungen zurückgezogen hätten, die sie an der Maas besäßen. Sogleich ließ er diese Verschanzungen umzingeln; aber erst nach vier und fünfzig Tagen ergaben sich die Franken, durch Hunger, Noth und Nachtwachen entkräftet. Als sie schon abgeführt waren, um an des Constanzius Hofe Leibwächter zu werden, kamen ihnen zu spät ihre Brüder zu Hilfe.

In dem Winterlager zu Paris nun sann Julian darauf, die Franken eben so vom Niederrhein zu vertreiben, wie es ihm am Oberrhein mit den Allemannen gelungen. Obwohl eigentlich erst der Monat Julius für die Zeit gehalten ward, in welcher man des späten Sommers wegen von Gallien aus etwas unternehmen könne, setzte er sich doch über die Jahreszeit hinweg, hieß seine Soldaten sich auf zwanzig Tage mit Zwieback versorgen, und trat voll Zuversicht seinen Marsch an \*). Die ersten die er angriff, waren die Franken, und zwar die Salier, die sich in Torandria auf römischem Grund und Boden niedergelassen hatten \*\*). Bei seiner Ankunft in Tongern fand er eine Gesandtschaft derselben, welche bat, man möchte

\*) 358. \*\*) Der Name Salier, den man gewöhnlich von einem der beiden Flüsse Sale, oder auch von der Yffel oder Ysala herleitet, ist (nach Hr. Mannert's richtiger Bemerkung,) römischen Ursprungs und bezieht sich entweder auf ihre hüpfende und springende Art zu gehen (a saliendo Salii) oder auf irgend eine in der Kleidung bemerkte Aehnlichkeit mit den salischen Priestern, welche halbnackend und mit Schilfern besonderer Form die Straßen Roms durchirrten. Mehrere fremde Kriegsvölker hatten unter den Legionen dergleichen Beinamen, z. B. die Läti, welche auch Franken genannt werden.

sie in ihren rechtmäßig erworbenen Sizen ruhig wohnen lassen. Julian versprach dies und entließ sie, um sie ganz sicher zu machen, mit Geschenken, fiel aber darauf unversehens über das arglose Volk her, und zwang es durch Mord und Brand zur Unterwerfung. Gleiches wiederfuhr den Chamavern. Da aber die Feldfrüchte noch nicht reif waren, auf die er seine Soldaten vertröstet hatte, und von dem Zwieback noch überdies ein Theil abgegeben worden war, um einige an der Maas eingenommene Schanzen mit Lebensmitteln zu versorgen, murrte das Heer und schalt den Feldherrn einen Betrüger, der es über Schnee und Eis geführt, um dem Feinde den letzten Rest zu geben, und es jetzt selbst dem Hungertode überließe. Zwar gelang es ihm, den Geist des Aufruhrs durch Vorstellungen zu dämpfen und sein Kriegsvolk wider die Allemannen ins Feld zu führen, mit denen der Stillstand nun bald abgelaufen war; aber ein Glück für ihn war, daß der Allemannensfürst Suomar mit seinem Gefolge ganz demüthig entgegen kam, und um Erhaltung des Friedens als um eine Gnade bat. Er ward ihm unter der Bedingung gewährt, daß er alle Gefangenen zurückgäbe und das römische Heer, wenn es verlangt würde, gegen Lieferungsscheine mit Lebensmitteln versorgte.

Hierauf überzog Julian den Gau Hortars, und zwang diesen Fürsten durch Anzündung aller Dörfer, ebenfalls um Frieden zu bitten, und außer der Zurückgabe der Gefangenen noch die harte Bedingung einzugehen, Wagen und Baumaterialien zum Aufbau der verbrannten Rheinstädte herbeizuschaffen. Indes fand man

es unthunlich, ihm, wie dem vorigen, Getreidelieferungen zuzumuthen, weil sein gänzlich verwüstetes Land dergleichen aufzubringen nicht im Stande gewesen seyn würde.

Im folgenden Jahr \*) erhielt Julian zeitig Kunde, daß die übrigen Gauen der Allemannen noch immer feindselig gesinnt wären und auf neue Einfälle dächten. Da ihm die Jahreszeit noch nicht erlaubte, selbst gegen sie zu ziehen, und er die Unzufriedenheit seines Heers nicht zum zweitenmal reizen wollte, schickte er vorläufig einen überzähligen Obersten, Namens Hariobaudes (Heerbote,) einen Deutschen von bewährter Treue und Tapferkeit, unter dem Titel eines Gesandten zu dem jetzt verbündeten Hortar, um von da aus die Grenze derjenigen Allemannen, denen er einen Ueberfall zugebracht hatte, zu bereisen, und auszuforschen, was sie etwa im Sinne hätten. Dieser war muthig genug, einen so gefährlichen Auftrag zu übernehmen, und Julian selbst brach, sobald die Jahreszeit es zuließ, auf, um vorläufig einen Theil der zerstörten Städte wieder in Besitz zu nehmen. Sieben derselben, Castra Herculis, (die heut nicht mehr vorhanden,) Quadriburgium (Schenkenschanz,) Tricesima (Kellen,) Novesium (Nuys,) Bonna, Autunnacum (Andernach) und Bingen wurden vermittelt der von Hortar herbeigeschafften Materialien wieder in Vertheidigungsstand gesetzt.

Noch war man mit diesen Bauten beschäftigt, als Hariobaudes zurückkam und Nachricht brachte, daß die Allemannen auf wären, ungewiß ob zum Angriff oder zur Vertheidigung. Das römische Heer rückte hierauf nach Mainz,

\*) 359.

Julian aber widersetzte sich dem Rathe seiner Feldhern, die sogleich eine Brücke schlagen und in Feindes Land einbrechen wollten, weil er meinte, daß das Schlagen der Brücke den Feind herbeiziehen, und Fürst Suomar, dessen Gebiet gegen über von Mainz lag, durch die bei einem solchem Durchmarsch gewöhnlichen Plünderungen von der römischen Bundesgenossenschaft leicht abwendig gemacht werden könnte. Auch ward der offne Uebergang gar bald für unausführbar erkannt, als man ein starkes allemannisches Heer in derselben Gegend gewahrte, um die Vertheidigung, deren Fürst Suomar sich als römischer Bundesfreund weigerte, selber zu führen. Dagegen ließ Julian in der Nacht dreihundert Leichtbewaffnete einschiffen, in größter Stille den Fluß hinunter fahren, und während die Deutschen nur nach den römischen Wachtfeuern hinblickten, am jenseitigen Ufer ans Land gehen.

Grade in derselben Nacht hatte König Hortar, der zwar der Römer aber auch seiner Nachbarn Freund war, alle Fürsten und Edlen zu einem Schmause zusammen gebeten, der nach deutscher Sitte bis nach Mitternacht dauerte. Die Römer stießen unvermuthet auf diese Gesellschaft, als sie eben aus einander ging, konnten aber keinen davon erlegen oder gefangen nehmen, weil jeder mit Hülfe der Nacht und seines Pferdes entkam; doch wurde der Troß und die Knechte, die ihnen zu Fuß folgten, mit Ausnahme weniger, niedergemacht. Dieser Ueberfall verbreitete großes Schrecken, weil die Deutschen meinten, das ganze Heer der Römer sey, während sie die Brücke bewacht, an einem

andern Orte übergegangen. Darum verließen sie ihren Standort, und schafften eilig ihre Weiber und Kinder tiefer ins Land. Jetzt ward die Brücke ohne Gefahr vollendet, so daß die Römer hinüber ziehen konnten. Hortars Gebiet ward verschont, aber sobald sie die Länder noch feindseliger Könige betraten, breiteten sie sich, Brand und Raub vor sich her, furchtlos über alle Gegenden aus. Die Hütten wurden niedergebrannt, und eine Menge Menschen ermordet, bis man in eine Gegend kam, welche Capellatium oder Palas hieß, wo die Grenze zwischen den Allemannen und Burgundionen durch Steine bezeichnet war. Hier bezog Julian ein Lager, um die Ankunft zweier fürstlichen Brüder Makrian und Hariobaudes welche um Frieden bitten wollten, abzuwarten. Bald nach diesen kam auch Vadomar aus seinem Gau, der den Raurachen gegenüber lag, und hielt eine Schrift vom Kaiser Constanzius in der Hand, womit er bewies, daß er schon längst der Römer Bundesfreund sey. Da er aber nicht sowohl für sich als für die Könige Urius, Ursicin und Westralpus bat, ward ihm nicht gewährt, sondern deren Gebiet so lange verwüstet, bis sie selbst Gesandte schickten und um Frieden baten. Dies die Thaten, durch welche Julian die Einbrüche der Allemannen hemmte und den Untergang des abendländischen Römerreichs auf das folgende Jahrhundert hinausshob. Mit zwanzigtausend aus der Knechtschaft befreieten Gefangenen ging er über den Rhein zurück, und machte sich nun nach Beendigung eines Kriegs, dessen Wichtigkeit sein Geschichtschreiber etwas freigebig mit dem punischen und cimbrischen vergleicht, die Wiederher-

stellung der verwüsteten Städte und des zerstörten Wohlstandes in Gallien zum eifrigsten Geschäft. Er verwarf die räuberischen Pläne der kaiserlichen Finanzbedienten, die ausgeleerten Kassen durch Erfindung neuer und Verdoppelung der alten Auflagen zu füllen, und fand in der Wiederbelebung des Landbaus, der Gewerbe und des Handels das zweckmäßigere Mittel, die gallischen Provinzen zu einem einträglichen Besizthum zu machen. Mit besonderer Zufriedenheit und Freude betrachtete er die Stadt Paris, Sitz seines Winteraufenthalts und selbst Gegenstand seiner Vorliebe. Diese glänzende Hauptstadt, die jetzt ein weites Gebiet auf beiden Seiten der Seine umfaßt, war damals unter dem Namen Lutetia auf die kleine Insel in der Mitte des Flusses beschränkt, wo die Einwohner reines und gesundes Wasser fanden. Der Fluß bespülte den Fuß der Mauer, und nur zwei hölzerne Brücken machten die Zugänge zur Stadt. Ein Wald überschattete die Nordseite der Seine; im Süden aber bedeckte sich der Bezirk, der jetzt die Universität heißt,

allmählig mit Häusern, und schmückte sich mit einem Pallast und Amphitheater, mit Bädern, einer Wasserleitung und einem Marsfeld zur Uebung der römischen Truppen. Des Himmels Strenge milderte der nahe Ocean, und durch einige Vorsichtsmittel, welche die Erfahrung gelehrt hatte, wurden Wein und Feigen glücklich forgebracht. Allein in außerordentlichen Wintern froh die Seine tief, und der Asiat mochte die stromabwärts treibenden Eis massen mit den weißen Marmorblöcken vergleichen, die aus Phrygiens Brüchen gezogen wurden. Als Julian einige Jahre nachher über die Ausschweifungen und die Verderbniß der syrischen Hauptstadt Antiochien erzürnt ward, erneuerte sich ihm das Andenken der strengen und einfältigen Sitten seiner geliebten Lutetia, wo man Theaterergötzlichkeiten nicht kannte oder verachtete. Unwillig stellte er dem weibischen Syrer die ehrliche Einfalt der Pariser entgegen, und verzieh fast ihre Unmäßigkeit, den hervorstechendsten Flecken des gallischen Characters.

## Fünfzehntes Kapitel.

## Verfolg der Allemannischen Kriege \*).

Als Julians Glück und Ruhm am Hofe des Constanzius erscholl, erregte es solchen Neid, daß man dem Cäsar erst die Legionen, dann die Macht zu nehmen beschloß. Darüber ward er von seinem Kriegsvolk, welches ihn nicht verlassen wollte, zum Augustus oder selbständigen Kaiser ausgerufen. Umsonst bewog Constanzius während der langwierigen Unterhandlung, die sich jetzt zwischen Paris und Antiochien über die begehrte und verweigerte Anerkennung entspann, den allemannischen Fürsten Vadomar zur Fehde gegen den aufrührerischen Cäsar; Vadomar, der in Helvezien einfiel, schlug zwar die Gallier, welche Julian ihm entgegen schickte, bei Sanktio oder Sekingen, ward aber, da er im Vertrauen auf des Constanzius Freundschaft mit den römischen Grenzwachen in gutem Vernehmen blieb und sich von einem Anführer derselben zu Gaste laden ließ, gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Hierauf machte Julian bei Nacht noch einen Ueberfall über den Rhein, um auch an diesem Gau Rache zu nehmen, verließ aber bald nachher diese Gegenden gänzlich, um mit Constanzius, der ihm Absehung drohte, im Morgenlande um die Herrschaft zu kämpfen. In der Nähe von Basel versammelte er sein Heer, schickte einen Theil desselben durch Rházien, den andern durch Italien voraus, um mehrere Gegenden mit Soldaten zu schrecken, und stürzte sich selbst an

der Spitze von dreitausend Freiwilligen in die Schlüfte des Marcianischen oder Schwarzwaldes, der die Quellen der Donau verbirgt. Nach einem kühnen und mühseligen Marsche durch unwegsame Gegenden kam er zwischen Regensburg und Wien an dem Orte heraus, wo er sein Heer auf eine vorgefundene Flotte einschiffen und weiter hinunter bis Sirmium führen konnte.

Indeß ersparte des Constanzius rechtzeitiger Tod \*\*) der Welt einen Bürgerkrieg. Julian, der erste Kaiser, der Rom nie gesehen, zog nach Constantinopel, seiner Geburtsstadt, daselbst die Wiederherstellung des Heidenthums zu beginnen; denn gleich nach seinem Bruche mit Constanzius hatte er dem christlichen Glauben öffentlich entsagt. Wie er nun diesen Glauben erst durch Spott und durch Bücher, dann mit steigenden Maaßregeln der Gewalt verfolgt, viele der verfallenen Tempel wiederhergestellt, auch der Weissagung des Erlösers zum Hohn vergeblichen Befehl zum Aufbau des jüdischen Tempels in Jerusalem gegeben, wie er seine Soldaten durch Opferspenden, andere durch Ueberredung und Beispiel zum Götzendienste gelockt, wie er, den Heiden selbst zum Gelächter, in alle Gaukeleien und Greuel des Aberglaubens versunken, ehe er aber seine Plane vollenden können, in einer Schlacht gegen die Perser den Tod gefunden \*\*\*) , das alles kam hier nur

\*) 361 — 377. \*\*) 361. \*\*\*) 363.

erwähnt, und auch nur darum erwähnt werden, weil dieser verunglückte Versuch, in das Rad der Weltregierung einzugreifen, durch recht deutliche Zeichen kund thut, daß das Reich des alterthümlichen Weltgeistes verworfen war und nicht mehr gerettet werden konnte. Wie der in vieler Hinsicht nur mittelmäßige Constantinus dadurch groß und herrlich geworden, daß er das Bedürfniß der Zeit und den Willen Gottes erkannte, so ward der in vieler Hinsicht große Julian dadurch unglücklich und beklagenswerth, daß er das, was schon außer der Zeit lag, mit Gewalt wieder in sie hineinziehen und mit dem Beschluß der Vorsehung den ungleichen Kampf beginnen wollte. Zweierlei großes Unglück kann in Beurtheilung großer Dinge begegnen: entweder Menschengespinnst für Gotteswerk, Lügen für Wahrheit, Wolken für den Himmel zu halten, und den Beginn einer neuen Weltordnung zu sehen, weil Gaukler oder Bösewichter denselben vorspiegeln; oder umgekehrt, Gotteswerk für Menschengespinnst, Wahrheit für Trug, den Himmel selbst für einen Nebel zu halten, den man zerstreuen müsse. Das letztere ist dem Julian, das erstere in unsern Zeiten vielen wohlmeinenden Menschen begegnet: beides verdient mehr unser Mitleiden als unsern Haß.

Nach Julians unbeerbtem Tode stellte sein vom Heer gewählter Nachfolger Jovian die Ehre des Kreuzes wieder her, und bestätigte das Christenthum als Religion des Reichs \*). Als dieser frühzeitig verstorben, erhob das Heer den Valentinian \*\*), einen tüchtigen Kriegsmann aus Pannonien, welcher alsbald seinen Bruder Valens zum Mitregenten erklärte, und

ihm die Verwaltung des Morgenlands übertrug; denn sobald Julians Tod zu den Völkern des Ostens und Nordens erschollen war, hatte sich in allen die Hoffnung der Beute und Eroberung wieder geregt, und der neue Kaiser sich bald überzeugt, daß die Fähigkeiten des thätigsten Geistes die entlegenen Grenzen des Reichs zu vertheidigen außer Stande wären.

Ehe indeß Valentinian noch über die Alpen kommen konnte, waren die Allemannen schon wieder auf ihren alten Tummelplätzen in Gallien und Rhazien erschienen. Durch Abgeordnete hatten sie die Geschenke begehrt, die sie, sey es aus Herkommen oder Vergleich, beim Regierungsantritt eines neuen Kaisers rechtmäßig fordern zu können glaubten, und als ihnen dieselben von dem römischen Statthalter Ursacius verweigert oder verkürzt worden waren, die Beschimpfung durch Verheerung des Landes und Wegführung vieler Gefangenen gerächt. Nach diesem ersten und glücklichen Einfall brach ein großes Kriegsgefolge während der Strenge des Winters über den Rhein, erschlug zwei Comites und erbeutete die Fahne der tapfersten Bundesvölker, welche die Römer hatten, der Bataver und Heruler. Zwar wurde die Fahne wieder erobert, aber der Kaiser über den Schimpf so erzürnt, daß er in feierlicher Lagerversammlung die Bataver ihrer Waffen unfähig und des Verkaufs in die Sklaverei würdig erklärte; erst auf heftiges Bitten und Wehklagen erhielten sie ihre Waffen zurück, um ihren verlorenen Ruhm von den Allemannen wieder zu gewinnen. Diese sahen sich nach ihrem Siege als Herren Galliens an; aber Jo-

\*) 363. \*\*) 364.

vinus, Valentiniāns Feldherr, benutzte ihre Zuvorsicht und überfiel einen ihrer Haufen bei Scarponna, im Gebiet von Metz. Eine andere ihrer Abtheilungen hatte gleiches Schicksal an den schattigen Ufern der Mosel, an denen sie ausruhte. Jovinus nahte in der Stille durch ein tiefes und waldiges Thal, bis er die träge Sicherheit der Barbaren deutlich entdeckte. Einige badeten ihre starken Gliedmaßen im Flusse, andere kämmten ihr langes blondes Haar, andere verschluckten in großen Zügen den erbeuteten Wein. Plötzlich hörten sie den Schall der römischen Trompeten und sahen den Feind in ihrem Lager. Da ward die Niederlage der Allemannen sehr groß, und nur wenige retteten sich durch die Flucht auf engen Fußpfaden in das Gebürge. Der dritte und stärkste Haufen ward bei Chalons an der Marne in Schlachtordnung angetroffen, und in einem blutigen und hartnäckigen Treffen, welches einen ganzen Sommertag hindurch dauerte, überwunden. Die Allemannen ließen viertausend Verwundete und sechstausend Todte auf dem Platze, die Römer gaben ihren Verlust auf vierzehnhundert Mann an, besleckten aber ihren Sieg dadurch, daß sie einen gefangenen allemannischen Fürsten an einem Baume aufhingen, worüber Jovin, der es zu spät erfuhr, vergeblich den heftigsten Unwillen äußerte. Noch wurde hin und wieder in Gallien gegen kleinere Horden gestritten, bis das Land gänzlich gereinigt war.

Als aber einige Zeit darauf Valentinian wider die Pikten und Scoten in Britannien stritt, und die Räubereien der Sachsen und Franken den Niederrhein beunruhigten, vollführte Rando, ein Anführer der Allemannen,

einen Anschlag auf das unverteidigte Mainz, da eben die Christen einen feierlichen Tag begannen. Er überfiel das wehrlose Volk dieser Stadt, und führte Männer und Weiber und viele Beute mit sich fort.

Einen andern Anführer der Allemannen, Namens Bithifab, ließ Valentinian durch Menehelmörder aus dem Wege schaffen, und ging dann selbst über den Rhein. Die Allemannen wichen wie gewöhnlich zurück; er aber ließ ihre Saaten und Hütten in Brand stecken und zog vorwärts, bis er die Feinde auf einem steilen unzugänglichen Berge bei Solicinum gelagert fand, welches man für das heutige Sulz am Neckar hält. Bei Besichtigung dieser Stellung stieß der Kaiser selbst auf eine im Hinterhalte liegende Parthei, die so schnell auf ihn einstürzte, daß er nur mit Zurücklassung seines kostbaren Helmes entkam. Darauf ward der Berg mit großer Tapferkeit, wie mit großem Verluste von den Römern erstürmt, trotz dieses Erfolgs aber nach einigem Verweilen der Rückzug über den Rhein angetreten. Der Kaiser suchte jetzt die Flußgrenze von Rhazien aus bis zur Meerenge am Dzean durch starke Dämme zu sichern, und ließ überall Schloßer und Schanzen und Thürme in geringen Entfernungen von einander auf der gallischen Seite, so wie an einigen schicklichen Orten auch auf der germanischen anlegen. Um eine von diesen Schanzen gegen den daran hinströmenden Neckar zu schützen, führte er den kühnen Plan aus, den Neckar selbst in ein anderes mit Eichenholz ausgeschlagenes Bett zu leiten. Als er nun auch Anstalten traf, den Berg Pirus, (den man für den heiligen Berg bei Heidelberg hält,) zu befe-

stigen, kamen Gesandte von den Allemannen und bateten, den Frieden, den die Römer vor Kurzen mit ihnen gemacht, nicht auf solche Weise zu verlegen. Statt der Antwort hielt man ihnen ihre Söhne zurück, die sie kurz zuvor als Geiseln des Friedens gestellt. Traurig zogen sie ab; aber kaum mochten sie den Bescheid verkündigt haben, als ein Haufe mit Ungestüm hinter dem Berge hervordrang, und von den Römern alles niedermachte, was in der Arbeit begriffen war, so daß nur Einer entkam, es dem Kaiser anzufagen.

Damals gedachte Valentinian der Staatskunst seiner Vorfahren, die so oft Deutsche durch Deutsche bezwungen. Darum schickte er geheime Boten an die Burgunder, die Nachbarn der Allemannen, daß sie zugleich mit ihm die Allemannen bekriegen möchten, mit denen sie schon früher in Streit wegen Salzquellen gewesen waren. Auf diesen Anreiz erschienen achtzigtausend Burgunder an den Ufern des Rheins, und erschreckten durch diese große Anzahl den Kaiser fast eben so sehr als die Allemannen; daher suchte er Ausfluchte und hätte es gern gesehen, wenn die beiden Völker einander aufgerieben. Aber die Burgunder, der Zögerung überdrüssig, beschloßen die Heimkehr, und verlangten, die Römer möchten ihnen den Rücken decken. Als auch darüber keine Antwort erfolgte, ermordeten sie die römischen Gesandten und kehrten in ihr Vaterland zurück. Da um diese Zeit viele Allemannen vor den Burgundern gegen Rhazien geflüchtet waren, überfiel der römische Feldherr Theodosius dieselben und führte sie gefangen nach Italien, wo man ihnen fruchtbare Landstriche am Po anwies, die

sie als Zinspflichtige bauten. Von diesen Allemannen stammen vielleicht diejenigen her, die für Nachkommen der Cimbern gehalten werden.

Der mächtigste unter den Fürsten der Allemannen war Makrian; darum suchte ihn der Kaiser, wie einst Julian den Vadomar, mit Gewalt oder List zu fangen. In einer Nacht setzte er über den Rhein in der Gegend, wo die warmen Bäder der Mattiaker (Wissbaden) waren; aber die Leute Makrians gewahrten durch den Lärm der römischen Soldaten noch zur rechten Zeit die Nachstellung, und brachten ihren Anführer auf einem Wagen in den abgelegenen Wald. Wüthend über den verfehlten Streich ließ Valentinian das Land auf funfzigtausend Schritt in die Runde verheeren; dann bestellte er über die Allemannen, die Mainz gegenüber wohnten, den Fraomar zum Könige, um sie Makrians Führung zu entziehen. Aber bald darauf wollte Fraomar lieber Befehlshaber der Allemannen seyn, die in Britannien im römischen Solde standen. Desgleichen gab der Kaiser dem Bitherich und Hortar, allemannischen Häuptlingen, Stellen im römischen Heer, wodurch der letztere nachmals sehr unglücklich ward: denn als man ihn eines geheimen Briefwechsels mit dem Makrian und andern Großen seines Volks beschuldigte und die Folter ihn zum Geständniß zwang, ward er lebendig verbrannt.

Unterdeß machten die Quaden, durch die auf Befehl eines römischen Statthalters vollzogene Ermordung ihres König Gabinius zum Kriege gereicht, in Illyrien solche Fortschritte, daß der Kaiser nun doch den Rhein verlassen mußte. Er war eben wieder in der Gegend von Basel,

um daselbst die Festung Kobur (das heutige Hünningen) anlegen zu lassen, als er Briefe über die Gefahr der Donauländer empfang. Nun sah er sich zum Unterhandeln mit Makrian genöthigt, und ließ ihn zu sich nach Mainz einladen. Mit großem Stolz, daß die Entscheidung über Krieg und Frieden nun in seine Hand gelegt sey, erschien der Barbar am Ufer des Rheins, umgeben von den Kriegern seines Volks, die ihre Schilde fürchterlich an einander schüttelten. Aber nicht Makrian kam zum Kaiser, sondern dieser bestieg mit einer Schaar bewaffneter Begleiter einige Fahrzeuge, und ging, seine glänzenden Fahnen vor sich her, sicher ans Land, wo ein gegenseitiger Friede abgeschlossen und beschworen ward. Seitdem war Makrian treuer Freund der Römer, bis er im Frankenlande, wo er als Verwüster eingefallen, von dem kriegerischen Mellobaudes in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen ward.

Mit Anfang des folgenden Frühlings \*) brach Valentinian von Trier auf, durchzog in schnellen Marschen die gewöhnliche Heerstraße längst der Donau, an deren Ufern zu Bregetio (ohnweit dem heutigen Presburg,) sich ihm eine

Gesandtschaft der Quaden näherte, um die in das römische Gebiet gemachten Einfälle durch Darstellung der erlittenen Beleidigung zu entschuldigen. Im Feuer dieser Unterredung entbrannte der Kaiser zu so heftigen Zorn, daß er plötzlich todt nieder sank.

Ihm folgte in der Herrschaft über das Abendland sein Sohn Grazian. Dieser junge Fürst hoflagerte zu Trier und umgab sich mit Franken; vorzüglich diente ihm als Oberster seiner Leibwache Mellobaudes, ein König der Franken. Nach zwei Jahren zogen die Allemannen, die im Lenzgau am Bodensee wohnten, herauf, und stritten mit ihm bei Argentaria, (so einige für Colmar, andere für Horburg halten.) Die Franken brannten vor Begier, die Allemannen zu demüthigen, und schlugen sie, nachdem die Schlacht lange geschwankt hatte. Hierauf folgte ihnen Grazian über den Rhein, um sie gänzlich zu unterdrücken; aber nachdem er vergeblich bemüht gewesen, sich des Waldgebürgs zu bemächtigen, begehrte er von diesem großen und starken Volk eine Anzahl junger Mannschaft in Kriegsdienste zu nehmen. Die übrigen zogen unverfolgt in ihre Wälder.

\*) 375.

## Sechzehntes Kapitel.

## Das Reich der Gothen unter Hermanrich. Uphilas, Bischof der Gothen und Bibelübersetzer.

Jene Gothen, die vor Jahrhunderten an der Ostsee, dann an der Weichsel gewohnt, hierauf in großen Kriegen mit den Römern einen Kaiser mit seinem Heer erschlagen und endlich das jenseits der Donau liegende Land Dazien zum Wohnsitz erhalten hatten, waren nun seit einer langen Reihe von Jahren Freunde des Reichs. Die innere Geschichte des Volks ist bis auf wenige Bruchstücke unbekannt; so viel erhellet aus dem Laufe der Begebenheiten, daß die Abnahme und Erschlaffung der alten Kraft durch den Eroberer, den die Nation erhielt, nicht aufgehalten ward.

Nach dem Verhältniß ihrer Sitze werden die Gothen in zwei große Hauptvölker, die Ostgothen und die Westgothen, geschieden. Jene wohnten längst den Nordufern des schwarzen Meers, hießen von den vornehmsten ihrer Stämme auch Gruthunger, und wurden von Fürsten aus dem Hause der Amaler beherrscht; diese, die Westgothen, von ihrem Hauptstamm auch Thervingen genannt, wohnten unter Fürsten aus dem Hause der Balten in Dazien, an den Ufern der Donau. Mit den Westgothen verschmolzen sich die Ueberbleibsel der alten Bewohner Daziens, die Geten, nebst den zurückgelassenen Römern allmählig zu Einem Volk. Da nun die meisten der letztern schon Christen waren, so mag diese Verbindung Ursache gewesen seyn, daß auch ein großer Theil der west-

lichen Gothen das Christenthum annahm, und dadurch mildere Sitten und die Anfänge wissenschaftlicher Bildung gewann. Schon auf der nizänischen Kirchenversammlung befand sich ein gothischer Bischof, Namens Theophilus, und ein von Constantin verbannter Priester, Audius, stiftete sogar Mönchs- und Nonnenklöster jenseits der Donau.

Im Gegensatz gegen die mildern Westgothen blieben ihre östlichen Brüder am schwarzen Meer der kriegerischen Rohheit wie der Religion der Väter getreu. Je weiter die Stämme der Völker im Osten saßen, desto mehr erschienen sie der Bildung abhold. Nun geschah es, daß ein Eroberer, den seine Landsleute mit Alexander dem Großen verglichen haben, Hermanrich genannt, den Thron der Ostgothen bestieg. Dieser gothische Held ward nicht wie der mazedonische vom Glück und von der Kraft der Jugend unterstützt, sondern erst auf der höchsten Stufe des menschlichen Alters, zwischen achtzig und hundertzehn Jahren, siegreich und mächtig. Erst wurden ihm die bisher unabhängigen Stämme der Westgothen unter ihren baltischen Fürsten gehorsam; (seitdem das Aufgebot und die Heeresfolge dem Hermanrich gehörte, werden die Balten nur Richter genannt); dann fiel er auf die anliegenden Länder des Nordens, und zwölf ansehnliche Völker wichen nach einander der Ueberlegenheit seiner Waffen, unter

ihnen jene Heruler, deren ausgewanderte Kriegsschaaren schon seit langer Zeit mit großem Ruhme unter den römischen Fahnen fochten. Nachdem der König der Heruler in einer blutigen Schlacht gefallen war und sein Volk sich unterworfen halte, zog Hermanrich gegen die Wenden, die in drei Stämme, Wenden, Anten und Slaven vertheilt ohne gemeinsamen Beherrscher die weitläufigen Ebenen des heutigen Polens bewohnten, und den Waffen der Gothen nur schwachen Widerstand entgegen setzten. Hierauf rückte der Sieger bis an die Grenzen der Aesther vor, die an den Ufern des baltischen Meers den Bernstein sammeln, und beherrschen nach deren Bezwingung ein Reich, welches fast wie das heutige Rußland im Süden durch den Pontus und die Donau, im Norden durch die Ostsee, im Osten und Westen aber durch den Don und den Theiß begrenzt war. Hermanrich wird vom Jordanes als Beherrscher Germaniens und Scythiens gepriesen, aber die Geschichte seiner Thaten ist nur unvollkommen bekannt; denn die Römer, von nahen, innern und äußern Gefahren bedrängt, scheinen von einer aufstrebenden Macht, mit der sie gegenwärtig in Frieden lebten, wenig Kenntniß genommen zu haben. Als aber das Haus Constantins erloschen und das Kaiserthum an zwei neue und unbekanntere Fürsten gekommen war, wurden die Gothen in einen Empörungsversuch verwickelt, welchen Prokopius, ein Anverwandter Julians, gegen Valens, den Kaiser des Ostens, mehr kühn als glücklich unternahm. Ein gothisches Heer, welches dem Prokopius zu Hülfe gezogen war, ward nach dem Unter-

gange desselben durch Einschließung und Hunger sich zu ergeben genöthigt, und die Gefangenen in einzelnen Haufen in die Städte des Orients vertheilt. Durch diese Beleidigung gereizt, beschloß Hermanrich Krieg gegen die Römer, und übertrug dessen Führung dem Athanarich, dem Fürsten des westgothischen Stammes der Thervinger \*). Aber das Glück zeigte sich hier den Gothen nicht günstig, und nach einer an der Donau verlorenen Schlacht mußten sie in dem Frieden, welchen die Römer ihnen anboten, sich einige Beschränkungen der Handelsfreiheiten und Hülfsgeelder, welche sie genossen, gefallen lassen. Doch behauptete Athanarich, in der von den kaiserlichen Staatsbedienten vorgeschlagenen Unterredung die Ehre seines Stammes, und weigerte sich hartnäckig, einen Fuß auf das römische Gebiet zu setzen, weil er dies seit den traurigen Beispielen römischer Treulosigkeit gegen germanische Fürsten verschworen habe. Darum wurde die Donau selbst zum Orte der Unterhandlung gewählt; der Kaiser des Orients und der Richter der Westgothen begaben sich in Barken, unter gleich starker Bedeckung, auf die Mitte des Flusses, und schlossen daselbst ihren Frieden. Von dieser Zeit an verhielten sich die Gothen über sechs Jahre lang ruhig gegen die Römer, aber nicht ruhig unter sich.

Athanarich, Fürst der Thervingen, hatte in dem Frieden mit den Römern sich und seinem Stamme in Hinsicht der Jahrgelder Vortheile vor den übrigen Stämmen ausbedungen, welche die Eifersucht derselben rege machten; darum wurden ihm Fritigern und Alavivus, zwei

\*) 367.

andere westgothische Häupter, feind. Dazu mag beigetragen haben, daß Fritigern und Alarivus mit ihren Stämmen das Christenthum angenommen hatten, Athanarich aber, sey es aus Unwillen gegen jenen oder gegen die Sache, an den alten Göttern hing, und die, so von denselben abstelen, verfolgte; denn die Fürsten der Gothen waren zugleich Priester und hatten größere Macht als die anderer deutscher Völker. Als nun zwischen Fritigern und Athanarich offne Fehde ausbrach, wandte sich jener an den Kaiser Valens, und behauptete sich mit dessen Hülfe gegen des Nebenbuhlers Uebermacht, so daß das Christenthum unter den Gothen fortwährend zunahm.

Es verkannten aber damals die Christen im römischen Reich die Schranken, welche der menschlichen Einsicht in göttlichen Dingen gesteckt sind, und begehrten Erkenntnisse und gewisse Bestimmungen über das Wesen des dreieinigen Gottes und das Verhältniß des ewigen Sohnes zum Vater zu finden, welche nach dem Zeugnisse des Sohnes Niemand weiß denn er selber. Statt den Weg der Liebe und der Hoffnung zu wandeln, welchen Jesus gewiesen hat, statt einfältiglich zu glauben, daß der, welcher eine göttliche Lehre verkündigt und dieselbe durch sein Leben und seinen Tod versiegelt hatte, von und aus Gott gekommen, und zu ihm und in ihn zurückgekehrt sey, forschten sie über seine Person mit den Grübeleien griechischer Schulweisheit, und meinten, der Gottheit unendliches und unbegreifliches Wesen sey den Gesetzen des endlichen Verstandes, die Ewigkeit den Gesetzen der Zeit unterworfen. In diesem Irrthum befangen lehrte Arius, ein Presbyter zu Ale-

xandrien, das im Messias sichtbar gewordene Wort sey ein abhängiges und willkürliches Erzeugniß, geschaffen durch den Willen des Vaters. Der Sohn, durch den alle Dinge gemacht wären, sey vor allen Welten erzeugt worden, gleichwohl aber sey den nothwendigen Gesetzen des Verstandes zu Folge eine Zeit gewesen, die seiner Erzeugung vorhergegangen. Auf diesen Sohn habe der Vater die Fülle seiner Macht ausgegossen und den Glanz seiner Herrlichkeit geprägt. Als sichtbares Bild unsichtbarer Vollkommenheit erblicke er unter seinen Füßen in unermesslicher Ferne die Thronen der glänzenden Erzengel; dennoch leuchte er bloß durch zurückgeworfenes Licht, und regiere gleich den Söhnen der Kaiser das Weltall nach dem Willen seines Vaters und Herrn. Standhaft wurde diese Lehre von einer zahlreichen Gegenparthei als unchristlich und keherisch verworfen, und unter des großen Constantins Begünstigung auf der Kirchenversammlung zu Nicäa festgesetzt, der Sohn sey vor allen Ewigkeiten gezeugt, und als gleiches Wesen mit dem Vater wahrhaftiger Gott. Nachmals schwankte Constantin selbst auf der Arius Parthei, für die seine Söhne sich laut und Kaiser Valens sogar leidenschaftlich erklärte. Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß das im Reiche herrschende, und sogar durch eine zu Rimini von der Mehrzahl christlicher Bischöfe gehaltene Kirchenversammlung, geheiligte Bekenntniß des Arius auch dasjenige der Barbaren wird, welche die christliche Lehre aus den Händen der Römer empfingen. Indes waren die Gothen schon Christen, ehe der Arianismus seinen vorübergehenden Sieg davon trug; sie

blieben Söhne der rechtgläubigen Kirche, bis äußere Umstände sie zur Ergreifung der arianischen Meinung nöthigten.

Es war aber zu dieser Zeit nicht mehr Theophilus, sondern Ulfilas, (das heißt Wölflin,) Bischof der christlichen Gothen. Dieser fromme Mann stammte aus dem Geschlecht kappadocischer Gefangenen, welche die Gothen bei ihren Seezügen aus Kleinasien nach ihrem Lande geschleppt hatten, und ward mehreremal in An- gelegenheiten seines Volks von Fritigern zum Kaiser gesandt. Um die Ausbreitung des Christenthums unter seinen Landsleuten zu befördern, übersetzte er die Bibel in die gothische Sprache, und vervollkommte bei dieser Gelegenheit der letztern Schreibung dadurch, daß er mehrere ihr noch fehlende Schriftzeichen erfand. Daß er das ganze gothische Alphabet erfunden habe, wie gewöhnlich versichert wird, ist Miß- verstand: die Gothen dieser Zeit waren, wie aus

der Ausbildung ihrer Sprache erhellt, gewiß schon mit Schriftzügen bekannt, die sie, wie alle europäischen Völker, von den Griechen entlehnt hatten, und diese bereits vorhandenen, freilich etwas entstellten und veränderten Schrift- züge waren es, welche Ulfilas gebrauchte und verbesserte. Mit ganz neuen Zeichen würde er seinen Zweck, die Bibel bekannt zu machen, gänzlich verfehlt haben.

Diese Uebersetzung ist es, welche als das älteste Denkmal der deutschen Sprache für den Namen Ulfilas das Gemüth jedes Deutschen in Anspruch nimmt. Sie umfaßte ursprünglich die ganze Bibel: nur die Bücher der Könige, wozu damals auch die Bücher Samuels gerechnet wurden, hatte Ulfilas ausgelassen, um seinem ohnehin sehdesüchtigen Volke nicht noch mehr Anreiz zur Kriegslust zu geben; aber nur die vier Evangelien und ein Theil des Briefs an die Römer haben sich erhalten \*).

\*) Die beiden Urkunden, denen wir diese Erhaltung verdanken, sind die silberne Handschrift zu Upsala, (nicht von ihrem Einbände, sondern von der Beschaffenheit ihrer Buchstaben also genannt,) und die Carolinische zu Wolfenbüttel. Die Geschichte und Beschreibung beider Handschriften findet sich nebst gehaltenen Einleitungen, und allen zum Verständniß nöthigen Erläuterungen, in der vortreflichen Ausgabe des Ulfilas von Zahn. (Leipzig bei Ambrosius Barth, 1805.) Das Vater unser lautet in dieser Uebersetzung wie folgt:

- Vater unser du in Himmel  
Atta unsar thu in himinam.  
Geweigt Name dein  
1) Weihnai namo thein.  
Komme Reich dein  
2) Qaimai thiudinallus theins.  
Werde Wille dein wie in Himmel auch auf Erden  
3) Wairthai wilja theins swe in himina jah ana airthai.  
Laib unsern den beständig gieb alle Tage  
4) Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.  
Auch ablöse das schuldig sind so wie auch wir ablösen dem Schulbigen unserm  
5) Jah allet uns thatei skulans sijaima swa swe jah weis alletam thaim skulam unsaraim.  
E I

## Siebzehntes Kapitel.

Anfang der großen Völkerwanderung durch die Ankunft der Hunnen \*).

Als Kaiser Grazian über das Abendland, sein Oheim Valens über das Morgenland herrschte, ward im Norden der Donau und des schwarzen Meers die Macht der Gothen gestürzt, durch welche das Reich seit einem Jahrhundert von der Nordostseite gedeckt gewesen war. Diese Begebenheit machte den Anfang einer neuen Reihe von so schnell hinter einander folgenden Zügen der Völker, daß man mit ihr die Zeiten einer eigentlich so genannten Völkerwanderung zu zählen beginnt. Obwohl nun schon vor unbekanntem Jahrtausenden die Völker gemandert seyn müssen, und seit dem Zuge der Cimbern und Teutonen der Norden in fortwährender Bewegung gegen den Süden erblickt wird, so mag doch dieser Name beibehalten werden, weil er einmal zur Bezeichnung des verhängnißvollen Zeitraums gebraucht worden ist, in welchem das von den Römern bezwungene und vereinte Europa wieder in einzelne Staaten zerfiel. Seit vier Jahrhunderten hatte der Norden gedroht, und der Süden widerstanden; die endliche Auflösung ward durch eine Begebenheit beschleunigt, deren im äußersten Morgenlande liegender Anfangspunkt den Augen des Ge-

schlechts, das von ihm betroffen ward, unbekannt blieb, und erst spätern Jahrhunderten offenbar worden ist. „So wie Asien und Griechenland unter die Römer gefallen, welche ihnen kurz vorher kaum dem Namen nach bekannt waren, so wie die Götter der schönsten Jahrhunderte Griechenlands durch jüdische Fischer und Handwerker gestürzt worden, so geschah es, daß ein in China geführter Krieg, von dem in Rom niemand ahnte, schon zur Zeit der ersten Cäsaren Veranlassung des künftigen Untergangs der römischen Dinge ward.“ Aber diese äußere Veranlassung darf über die innern und nothwendigen Ursachen des endlichen Zusammensturzes nicht täuschen: sie glich dem Luftzuge, der ein lang im stillen moderndes Gebälk plötzlich in Trümmer fallen läßt.

Auf den Gebürgen und Steppen des mittelasiatischen Landes, durch welches Siberien von China und Indien getrennt wird, wandern seit uralten Zeiten viele an Ursprung, Gesichtsbildung und Sprache, weniger an Sitte, verschiedene Völker, die von den Alten unter dem allgemeinen Namen Scythen, von den Neuern unter dem der Tartaren zusammen gefaßt worden

Auch nicht bringe                      Versuchung

6) Jah ni briggais uns in fraistubnjal.

Sondern löse                      von dem                      denn kein                      Reich                      auch Macht                      auch Ruhm

7) Ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah valthus  
Ewigkeit  
in aiwius.

\*) 375.

sind. In der großen Anzahl derselben werden drei Hauptstämme unterschieden, von denen der eine, die Türken, Vorderasien und einen Theil Europas bezwungen hat, der andere, die Mantschu, China beherrscht, und der dritte, die Kalmücken oder Mogolen, im Mittelalter Europa erschreckte, und Indien eroberte. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß zu dem letztern auch jene Hunnen gehörten, von denen zur Zeit des Kaisers Valens den Völkern Europas der Stoß zur großen Wanderung gegeben ward. Die Kalmücken haben fast keinen Bart, kleine sehr tief liegende Augen, abgestumpfte sehr offene Nasen, breite Schultern und untersekte Körper von großer Muskelkraft, aber unausgebildeten Zügen. Den vornehmen Knaben wird das Gesicht mit vielen Schnitten verunstaltet. Eben so beschreibt Ammian die Hunnen: Augen wie Punkte, das bartlose Gesicht mit frühen Narben durchschnitten; breitschultrig, feisten Nackens, sehr schwarz und so plumper Gestalt, daß sie stehenden zweifüßigen Thieren oder grob zugehauenen Brückenpfählen mehr gleichen als Menschen.

Zur Zeit, als die Römer mit Hannibal in Italien kämpften, herrschte, wie wir aus chinesischen Jahrbüchern wissen, der Tanshu der Hiong-nu oder Hunnen über sechs und zwanzig Völker zwischen Tibet und dem östlichen Weltmeer. Sie lebten, wie die von Herodot beschriebenen Scythen. Auf Wagen, welche ihre Zelte trugen, zogen sie in der Wüste umher, nach Bedürfniß ihrer Heerden, von welchen sie genährt wurden. Lang buhlten die Chinesen durch Geschenke um ihre Freundschaft; endlich, um die Zeit Domizians, ward die

Macht der Hunnen erst durch innre Partheiungen geschwächt, dann von den Chinesen, die der Gelegenheit wahrnahmen, in einer großen Schlacht gänzlich zerstört. Darauf unterwarfen sich die, denen die vaterländische Erde lieber als die Freiheit war, die andern zogen mit ihren Heerden gegen Abend. Wo sie schöne Weiden, wo sie viele Jagd antrafen, machten sie Rast. Dhngefähr nach zwei Jahrhunderten verschwanden sie den Chinesen in der dunklen Abendwelt, während sie den Europäern allgemach im Nebel des Morgens sichtbar zu werden begannen.

Am Rande Europas, dicht an den Gothen, saßen die Alanen, ein mächtiges Hirtenvolk, wahrscheinlich vom Stamme der Türken, welches die Ebenen zwischen der Wolga und dem Don mit seinen Wagen bedeckte und viele benachbarte Stämme zur Unterwürfigkeit gebracht hatte. Seine körperliche Bildung eignete den Alanen einem andern und edlern Menschenstamme als dem kalmückischen zu, aber in Sitte und Lebensart fand sich wenig Unterschied. Fremd war ihm der Feldbau, Fleisch und Milch seine Nahrung, ein mit Flechten überzogener Wagen seine Wohnung, und jede grasreiche Gegend sein Vaterland. „Vor ihnen her, sagt Ammian, treiben immer ganze Heerden von großem und kleinem Vieh, besonders aber ziehen sie Pferde. Alles, was wegen seines Alters oder Geschlechts die Waffen zu führen unfähig ist, hält sich um die Wagen und versteht die leichtern Geschäfte. Das junge Volk wächst unter beständiger Uebung im Reiten heran, und hält es für Schande zu Fuße zu gehen. Fast alle Alanen sind von langem Wuchs und schön gebildet; ihr Haar

fällt ins Blonde, ihr Blick behält bei gemäßigter Wildheit doch immer etwas Furchtbares. Als Räuber und Jäger streifen sie oft bis an den Mäotischen See und den Cimmerischen Bosporus, oder auch nach Armenien und Medien hin. Für friedliche und sanfte Völker ist Ruhe der höchste Wunsch, aber die Alanen finden nur Vergnügen an Gefahren und Krieg. Glückselig preiset man bei ihnen nur den, der in der Schlacht sein Leben verlor; denn wer vor Alter oder eines natürlichen Todes stirbt, den schmäht man als entarteten Weichling. Ihr höchster Stolz ist die Erlegung eines Feindes, und ihre rühmlichstes Siegeszeichen sind abgezogene Kopfhäute, mit denen sie ihre Streittruppe schmücken. Nirgends sieht man bei ihnen einen Tempel oder eine Kapelle, nicht einmal eine mit Schilf belegte Hütte; das einzige, was bei ihnen auf Religion deutet, besteht darin, daß sie ein bloßes Schwert in die Erde stecken, und in Gestalt desselben den Kriegsgott als Beschützer ihrer weiten Länder verehren. Ihre Art die Zukunft zu erforschen, ist nicht weniger sonderbar: sie binden schlanke Weidengerten zusammen, und lösen sie nach einiger Zeit unter geheimen Zaubersprüchen wieder auf, um darin die untrüglichen Vorzeichen der Zukunft zu finden. Sklaverei war ihnen von jeher unbekannt; jeder ist edler Abkunft, und noch jetzt wählen sie keinen zu ihrem Fürsten, als wer sich in mehrern Kriegen als Held ausgezeichnet hat.“

Es sind die Alanen schon im Markmannischen Krieg als Bundesgenossen der Deutschen vorgekommen, mit denen sie, der obigen Beschreibung zu Folge, in vielen Stücken so nahe verwandt scheinen, daß einige sie für den alten

Germanenstamm halten, welcher auf Asiens Ebenen die Sitten der Urzeit bewahrt habe, während die Deutschen des Cäsars und Tacitus, weiter vorwärts gedrungene und dann ansäßig gewordene Stämme, bei ihrem Eintritt in die geschichtliche Welt schon auf einer höhern Stufe der Bildung gestanden. Dem sey wie ihm wolle, so waren die Alanen die ersten, welche von den gegen Westen ziehenden Hunnen angefallen und in einer Schlacht überwunden wurden. Ein Theil der Besiegten floh in das Gebürge des Kaukasus, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, ein andrer gesellte sich zu den germanischen Stämmen, die nachmals in Gallien und Spanien eingefallen sind, der größte Theil aber vereinigte sich mit den Hunnen, und stürzte sich mit ihnen auf die östlichen Gothen, ihre bisherigen Nachbarn.

Auf der höchsten Stufe des menschlichen Lebens, im Alter von hundert und zehn Jahren, ward Hermanrich, der Ostgothe, der die Völker vom schwarzen Meer bis nach Piesland beherrschte, durch die Ankunft der vereinten Hunnen und Alanen erschreckt. So grausenhaft erschien den Gothen die Gestalt der Hunnen, daß eine Sage sich ausbreitete, sie wären Söhne von Heren, die von einem alten Gothen-Könige in die Wüste getrieben, sich daselbst mit höllischen Geistern begattet hätten. Wie ihre Gestalt Entsetzen und Abscheu, so flößte ihre Anzahl, Stärke und Schnelligkeit gegründete Furcht ein. Es war nicht mehr jenes von den Chinesen besiegte, sondern ein anderes in der Wüste erzeugtes Geschlecht, welches die Schmach und die Flucht seiner Väter längst vergessen hatte, wie die heutigen Tartaren nichts von dem

Ruhm ihrer Vorfahren wissen. Häuser schienen ihnen Gräber; auf ihren Pferden saßen oder hingen die Männer, sogar in der Versammlung; auf ihren Wagen gebahren und nährten die Weiber ihre Kinder, bis sie auf großen Hunden reitend, erst Feldmäuse, dann Füchse zu jagen vermochten. Ihre Kriegskunst war dieselbe, mit welcher die Bewohner der Steppen noch in unsern Tagen dem größten und kunstfertigsten Heere Europas furchtbar geworden sind. Auf flüchtigen Rossen sprengten sie in keilförmigen Haufen heran, stoben beim Widerstand aus einander, sammelten sich von Neuem und bereiteten so durch unaufhörliches Fliehen und Angreifen, Zurückkeilen und Wiederkommen, selbst den standhaftesten und muthigsten Gegnern endlich Ermattung, dann Untergang. Dabei waren sie treffliche Schützen, und schossen Pfeile, die vorn mit zugespitzten Knochen künstlich beschlagen waren, auf weite Entfernung.

Als sich nun Hermanrich rüstete, diesen Wilden der Wüste zu widerstehen, ward eine alte, vielleicht längst vergessne Unthat an ihm gerächt. Unter den Völkern, die sich in den Tagen seines Glücks zu seinen Fahnen gehalten, waren auch die Korolanen, wie viele glauben, die Väter der Russen. Einer der Oberhäupter dieses Volks hatte einst bei einer entscheidenden Gelegenheit den König der Gothen treulos verlassen, und dieser im Augenblick des Zorns die abscheuliche Strafe genommen, die Gattin des

Verräthers von Pferden zerreißen zu lassen. Jetzt ergriffen die Brüder der unglücklichen Frau eine Gelegenheit der Rache, und überfielen den König mit Dolchen, gaben ihm aber statt des Todes nur eine schwere Wunde, an welcher er ein mattes und krankes Daseyn zu einer Zeit hinschleppte, wo die Vertheidigung des Reichs das kräftigste Leben bedurft hätte. Zur selben Zeit trennten auch die Westgothen das lockere Bündniß, in welchem sie mit den Ostgothen gestanden hatten. In dieser rathlosen Bedrängniß, in welcher alle sonst bereitwilligen Hülfsmittel fehl schlugen, und eine Botschaft des Unglücks der andern folgte, starb Hermanrich, wie man glaubte, durch eigne Hand; dem bejahrtesten Könige, den die Geschichte nennt, fehlte nichts zu seinem Glück als kürzeres Leben. Nach Hermanrichs Tode unterwarf sich der Theil der Gothen, der seinem Sohne Hunnimund treu blieb, der Oberherrschaft der Hunnen, und behielt seine vorigen Wohnsitze. Aber ein anderer, mehr kriegerisch und frei gesinnter Theil des Volks, erhob den Winitzar \*), der gleichfalls aus dem Geschlecht der Amaler stammte, zum Könige, und widerstand unter dessen Führung noch ein Jahr hindurch dem Andrang der Hunnen. In zwei Schlachten siegte er über Balamer, den König der Hunnen, der mit Siegismond, dem Ostgothen, dem Sohne Hunnimunds, heraufzog, gegen ihn zu streiten; in der dritten Schlacht, am Flusse Erac, ward Winitzar durch einen Pfeilschuß von Balamers Bogen getödtet. Als

\*) Ammian, der ihn Withimer nennt, und Jornandes weichen hier etwas ab. Die Erzählung des letztern liegt zum Grunde.

nun der Sieger die Nichte Winithars, Waldamara, zur Ehe nahm, wurden ihm die meisten der Ostgothen gehorsam, doch so, daß sie eigne Könige unter hunnischem Schutze behielten. Diejenigen aber, die solch schimpflicher Abhängigkeit sich schämten, zogen mit dem jungen Könige Wilerich, Winithars Sohn, dessen sich zwei Helden, Alatheus und Saphrach, angenommen hatten, an die Ufer des Dniester's, der zwischen der Donau und dem Borysthenes in einer weiten Ebene hinsießt.

Als dies Athanarich, der Westgothenfürst, hörte, beschloß er seine ganze Macht aufzubieten, um nicht gleiches Schicksal zu leiden, und bezog an den Ufern des Dniester's bei den Thälern der Gruthunger ein weites Lager. Es wird nicht gemeldet, daß ihm die Gruthunger geholfen: wie sie verlassen worden waren, verließen sie wieder. Während Athanarich Anstalten zum muthigen Empfange der Feinde traf, schickte er zur Beobachtung derselben einen Haufen über den Fluß und glaubte sich sicher, so lange dieser nicht zurückgeworfen werde. Aber die Hunnen umgingen denselben, zogen unter Begünstigung des Mondes an einem seich-

ten Orte über das Wasser, und fielen plötzlich auf das sorglose Hauptheer der Gothen. Da floh Athanarich, der Thervinger, mit den übrigen Stämmen in das Land zwischen dem Pruth und der Donau, und ließ an den Grenzen eine hohe Mauer aufführen, sich hinter deren Brustwehr zu schützen. In der That mißglückte ein Versuch, den die Hunnen machten, diese Verschanzung zu erstürmen; aber theils das Schrecken vor der unbekanntenen Menschengattung, die wie ein Sturmwind, der von Bergen weht, alles vor sich niederstürzte, theils ihre innre Uneinigkeit bestimmte einen Theil der Gothen, Wohnsitze jenseits der Donau aufzusuchen, in welchen sie vor den Anfällen der unbezwinglichen Barbaren durch die Breite des Stroms gesichert wären. Daher brachen die Stämme des Alavivus und Fritigern auf, und zogen nach den Ufern der Donau, um vom Kaiser des Morgenlands Uebergang und Aufnahme auf römisches Gebiet zu erleben; Athanarich aber, der von den Römern sich keiner Huld gewärtigte, zog mit denen, welche ihm treu blieben, in die Berge des Kaukalandes, vermuthlich Transylvaniens, welches heut Siebenbürgen heißt.

## Achtzehntes Kapitel,

## Aufnahme und Empörung der Gothen.

Kaiser Valens befand sich zu Antiochien, als ihm die bittende Annäherung der Gothen gemeldet wurde. Da die Abgesandten derselben, unter denen sich auch Bischof Alphilas befand, nicht nur für das friedliche Verhalten ihres unglücklichen Volks einsehen wollten, sondern auch auf die Hülfsvölker aufmerksam machten, welche von ihm gefordert werden könnten, gewann im Rathe des Kaisers die Meinung, welche für die Aufnahme stimmte, gar bald die Oberhand. Die Wiederbevölkerung verödeteter Provinzen war seit langer Zeit durch Barbaren bewerkstelligt worden, und nur der unglückliche, außer der Berechnung liegende Ausgang der Sache hat dem Valens allein den Vorwurf der Unbedachtsamkeit zugezogen, der mit eben dem Recht mehreren seiner Vorgänger gemacht werden würde. Indes war des Kaisers Großmuth von harten Bedingungen begleitet: die Gothen sollten ihre Waffen ablegen, ihre Kinder als Geiseln nach den kleinasiatischen Provinzen ausliefern, und das arianische Glaubensbekenntniß, dessen Verbreitung Valens sich zum Geschäft gemacht hatte, für das ihrige erklären.

In Hinsicht der letztern Bedingung überließen die Gothen dem Alphilas die Entscheidung, und fügten sich in den Willen des Kaisers, als ihr Bischof versicherte, der ganze Unterschied zwischen katholischer und arianischer Lehre betreffe nur Worte. Auch die zweite Bedingung wurde erfüllt und die gothische Jugend,

wenigstens die vornehmere, von der übrigen Menge abgesondert und nach den entfernten Ortschaften geführt, die zu ihrer Aufbewahrung und Erziehung bestimmt waren. Aber grade der wichtigste Punkt wurde beseitigt. Indem die gothischen Männer alles aufboten, um ihre Waffen zu behalten, gelang es ihnen, die kaiserlichen Aufseher durch Geschenke von Heerden, Sklaven, schönen Knaben und Mädchen, endlich durch die Preisgebung ihrer Weiber und Töchter, nachsichtig zu machen. So geschah es, daß die meisten der Gothen bewaffnet in die Boote traten, welche man zu ihrer Ueberschiffung zusammen gebracht hatte. Diese Ueberschiffung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Der Fluß, der in diesen Gegenden über eine Viertelmeile breit ist, war damals noch durch heftige Regengüsse angeschwollen; die Zahl der Ueberzusehenden aber so ungeheuer, daß die zu deren Berechnung bestimmten Personen gar bald von ihrem Geschäft, als von einem unausführbaren Unternehmen abstanden. Wenn ein wahrscheinliches Zeugniß die Anzahl der gothischen Krieger auf zweimal hundert tausend Mann angiebt, so mag die ganze Volksmasse mit Weibern, Kindern und Sklaven, beinahe eine Million betragen haben. Als die Ueberfahrt vollendet war, gewährte das unermessliche Lager, welches sich über Niedermösiens Hügel und Ebenen ausdehnte, einen so drohenden und selbst feindlichen Anblick, daß

den Römern bange ward, und die Anführer der Ostgothen, welche um diese Zeit ebenfalls über die Donau gesetzt zu werden beehrten, abschlägliche Antwort erhielten.

Nachdem der erste unvorsichtige Schritt gethan war, ein zahlreiches Hirtenvolk bewaffnet auf den römischen Boden zu führen, hätte man zweckmäßige Maaßregeln für das Unterkommen und die Vertheilung, und wenn diese so schnell nicht ausgeführt werden konnten, für die Ernährung desselben erwarten sollen: aber statt dem Befehl ihres Herrn Genüge zu leisten, und den Bedürfnissen der Gothen mit edler Milde abzuhefeln, glaubten die beiden römischen Befehlshaber in Thrazien, Lupizinus und Maximus, diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um sich an der Habe der eingewanderten Fremdlinge zu bereichern. In dieser Absicht ließen sie einen künstlichen Mangel an Lebensmitteln eintreten, und verkauften nun an die Gothen zu den ungeheuersten Preisen. Nicht bloß das Fleisch von Schaafen und Rindern, sondern auch von Hunden und andern unreinen, noch dazu gefallenem Thieren, ward ihnen feil geboten, und für ein mäßiges Stück zehn Pfund Silber, für ein Brodt ein Sklave gefordert. Nachdem alle Sklaven und sonstige Besizthümer fort waren, brachten die geizigen Verkäufer die Auslieferung der Söhne und Töchter in Vorschlag, und viele unglückliche Eltern fügten sich in diese schreckliche Bedingung, weil es besser sey, daß ihre Kinder den Römern dienten als daß sie verhungerten. Nichts erregt lebhafteres Nachgefühl, als Tyranei vermeinter Wohlthäter, welche die Schuld der Dankbarkeit einfordern, nachdem sie dieselbe durch Beleidigungen geldsücht

haben. Allmählig entstand ein Geist des Mißvergnügens im Lager der Gothen, und laute Klagen erschollen, daß man sie mitten in einer reichen und fruchtbaren Provinz dem Elend Preis gebe, ohne daß sie die versprochene Treue durch den mindesten Ungehorsam verlegt hätten.

Sobald die römischen Befehlshaber diese Stimmung wahrten, zogen sie ihr Kriegsvolk zusammen, um die Schritte der Westgothen zu beobachten, thaten dies aber mit solcher Ueber-eilung, daß sie die Schiffe und Festungen entblößten, durch welche die Donau gegen den Uebergang der Ostgothen beschützt ward. Kaum waren Matheus und Saphrach dies inne geworden, als sie die früher verweigerte Erlaubniß sich selbst nahmen, in der größten Eil Flöße zusammenzimmerten und auf denselben mit ihrem ganzen Heere über den Fluß setzten, ihr Lager aber in einiger Entfernung von dem des Fritigern nahmen. Jetzt befanden sich also beide, Ostgothen und Westgothen, auf römischem Gebiet, und es kann unter diesen Umständen nicht befremdend scheinen, daß die römischen Feldherrn, um diese gefährliche Vereinigung zu trennen, alsbald einen Befehl des Kaisers an Fritigern auswirkten, vom Ufer der Donau weiter vorwärts ins Land zu rücken.

Fritigern, der den kaiserlichen Befehlen gehorsam scheinen und doch auch mit den Ostgothen in Verbindung bleiben wollte, brach also auf, aber in langsamen Marschen, und gelangte nach Marzianopolis, der Hauptstadt Niedermösiens. Hier wurden die gothischen Oberhäupter von dem Statthalter Lupizin zu einem prächtigen Gastmahl geladen, den übrigen Gothen aber der Eingang in die Stadt gesperrt,

so wiederholt sie auch um die Vergünstigung baten, sich auf dem wohlversehenen Markte als treue Bundesgenossen oder Unterthanen des Kaisers mit Lebensmitteln versorgen zu dürfen. Allmählig entstand aus diesen Bitten von der einen und aus diesen Weigerungen von der andern Seite ein heftiger Zank, endlich ein Gefecht, in welchem mehrere der römischen Soldaten von den erbitterten Gothen erschlagen wurden. Indem der schwelgerische Lupizinus unter der rauschenden Musik der wohlbesetzten Tafel den Gebrauch seiner Sinne halb schon verloren hatte, ward ihm die Nachricht gebracht, seine Soldaten würden am Thore von den Gothen ermordet und geplündert, worauf er, ohne weiter nach den Umständen zu fragen, den unsinnigen Befehl gab, zur Vergeltung das Gefolge der beiden gothischen Heerführer, welches vor dem Pallast hielt, niederzumachen. Aufruhr und Mordgeschrei benachrichtigten Fritigern von seiner äußersten Gefahr, und wie er den gelassenen Muth eines Helden besaß, sah er, daß er verloren war, wenn er einem Manne, der ihn so stark beleidigt hatte, einen Augenblick Zeit zum Nachdenken ließ. „Es scheint, sprach er mit lauter aber ruhiger Stimme, daß die Krieger meines Volks die Besorgniß gefaßt haben, ich sei hier unter dem Schein der Gastfreundschaft ermordet worden. Das beste Mittel, einen höchst verderblichen Austritt zu vermeiden, besteht also darin, daß mir und meinen Begleitern erlaubt wird, ungesäumt die Stadt zu verlassen, um mein Volk zu beruhigen und von seinem Irrthum zu überführen.“ Ohne lange auf Antwort zu warten, zogen Fritigern und seine Gefährten ihre Schwerdter, öffneten sich einen

Beg durch die Menge, welche den Pallast und die Straßen füllte, retteten durch ihren plötzlichen Dazwischentritt das überfallne Gefolge, schwangen sich auf ihre Rosse und entkamen. Im Lager, wohin ihnen das Gerücht ihres Todes vorausgeeilt war, wurden sie mit dem größten Frohlocken empfangen. Mit lauten Ermahnungen zum Kriege durchritten die Heerführer die Reihen, denen offener Krieg ohnehin weit einladender als ein so ungewisses und schimpfliches Daseyn scheinen mochte. Die Feldzeichen wurden nach Sitte der Vorfahren erhoben, und die Luft hallte vom dumpfen Ton der Kriegshörner wieder. Der aufsteigende Rauch angezündeter Dörfer und die Ankunft fliehender Landleute verkündeten dem Lupizini die Kriegserklärung der Gothen.

Als bald raffte er sein Kriegsvolk zusammen und zog mit thörichter Verachtung einem Feinde entgegen, den er unbesonnener und unnützer Weise gereizt hatte. Neun römische Meilen von Marzianopolis kam es zur Schlacht, in welcher der größte Theil des römischen Heers sammt seinen Tribunen, Fahnen und Waffen verloren ging, und nur der elende Anführer entrann. Dieser Tag, sagt Jornandes, endigte die Hungersnoth der Gothen und die Sicherheit der Römer; von diesem Tage an hörten die Gothen auf, Fremde und Flüchtlinge zu seyn, befohlen als Bürger und Herrn, und sahen die nördlichen Provinzen als ihr Eigenthum an.

Die Folgen dieses Siegs der Gothen wurden durch die Verkehrtheit oder das Unglück der römischen Maasregeln vergrößert. Einige Zeit vor der großen Wanderung war ein zahlreicher Haufe Gothen unter Anführung des Sverid

und Kollias in römischen Dienst oder Schutz genommen worden. Sie hatten ihr Lager unter den Mauern von Adrianopel, und da sie mit ihrer Lage zufrieden waren, sahen sie jenen entfernten Auftritten mit ruhiger Gleichgültigkeit zu. Indes bedurfte unter den gegenwärtigen Umständen ein Befehl des Kaisers, diesen gothischen Haufen über den Hellespont zu führen, keiner Rechtfertigung, und die Gothen selbst erklärten sich bereitwillig, demselben zu gehorchen, indem sie die bescheidene Bitte um Bekehrung und um einen Aufschub von zwei Tagen hinzusetzten. Unglücklicher Weise hatte die erste Magistratsperson oder der Duumvir der Stadt einen Groll auf die Gothen, weil sie auf seinen Landgütern vor der Stadt einmal nicht zum Besten gewirthschaftet hatten; er bot daher den zahlreichen Pöbel nebst den Arbeitern der kaiserlichen Waffenfabrik auf, und führte ihn bewaffnet gegen die Gothen, um dieselben zum augenblicklichen Gehorsam zu zwingen. Die erstaunten Gothen faßten sich nach dem ersten Schrecken über das mehr lächerliche als furchtbare Aufbrausen eines feigherzigen Haufens, und blieben unerschüttert; als aber diese Ruhe für Furchtsamkeit ausgelegt, und von Schmähungen zu Pfeilschüssen übergegangen ward, erwiederten sie die Feindseligkeiten, machten die muthigsten ihrer Gegner nieder, zogen vielen ihre kostbaren Waffen aus, und jagten die übrigen in schimpflicher Flucht nach der Stadt zurück. Hinlänglich gerüstet verbanden sich hierauf die Völker des Sverid und Kollias mit denen des Fritigern zur Belagerung von Adrianopel. Aber der Verlust, den sie durch den Widerstand der Besatzung litten,

belehrte sie bald, daß sie vor festen Städten ihre Kräfte verschwenden würden. Fritigern rieth, mit Zurücklassung eines genugsamen Haufens die Belagerung aufzuheben, lieber seinem Grundsatz: Friede mit den Mauern! zu folgen, und dagegen die fruchtbaren und wehrlosen Gesilde Thraziens in Besitz zu nehmen. Dieser Rath ward mit Beifall aufgenommen, und bald war das ganze Land von gothischen Haufen besetzt. Mit jedem Tage fanden sich Schaaren ihrer Landsleute zu ihnen, die bei der ersten Einwanderung, vom äußersten Hunger gedrückt, sich um einen Trunk schlechten Weins oder ein ärmliches Stück Brodt in die Sklaverei hatten ergeben müssen. Dazu kamen noch eine Menge Bergleute aus den Goldminen, die sich nicht mehr im Stande sahen, die ihnen zugemutheten drückenden Auflagen zu bezahlen, und welche besonders dadurch sehr nützlich wurden, daß sie die versteckten Fruchtbehältnisse und unterirdischen Schlupfwinkel der Einwohner entdeckten. Mit Hülfe solcher Führer konnte nichts unwegsam und unzugänglich bleiben, und bald mochten durch die allgemeine Ausplünderung Thraziens die ersten Mißhandlungen der Gothen übermäßig vergolten seyn. Der Geschichtschreiber des gothischen Kriegs verliert sich in Schilderungen des durch diesen Krieg verbreiteten Elends, die wir ihm nicht nachschreiben wollen, weil dieselben leider nichts anders als Wiederholungen oft da gewesener und immer wiederkehrender Begebenheiten sind.

Als dem Kaiser Valens diese traurigen Folgen der den Gothen gewährten Aufnahme berichtet wurden, beschloß er, Antiochien zu verlassen und sich selbst nach Constantinopel in die

Nähe des Kriegsschauplatzes zu begeben. Da aber mit den Persern erst eine glückliche Abkunft wegen Armenien getroffen werden mußte, schickte er unterdeß zwei seiner Feldherrn, Profulurus und Trajan, mit den besten Truppen voraus. Diese wurden bei ihrer Ankunft in Europa durch die Hülfsvölker des Abendlands verstärkt, welche Kaiser Grazian seinem bebrängten Oheim zu Hülfе gesandt hatte, daher die römischen Feldherrn den Entschluß faßten, die Barbaren zu einer Schlacht zu zwingen. Nicht weit von der südlichsten Donaumündung bei der Stadt Salices, standen das gothische und römische Lager gegen einander, dieses durch künstliche Verschanzungen, jenes durch eine große Menge Wagen besetzt, hinter denen wie hinter Mauern die Gothen ihre reiche Beute in Ruhe genossen. Sobald die letztern der Annäherung ihrer Feinde gewahr wurden, zogen sie die auf Plünderung ausgesandten Haufen durch aufgerichtete Lärmstangen an sich; das wilde Kriegsgeschrei, von welchem die ganze Nacht hindurch ihr Lager wiedererscholl, erhöhte ihren wilden Muth bis zur Berausfung, wie es die Gemüther der Legionen mit bangem Lagen erfüllte.

Mit Tages Anbruch begann die Schlacht, indem die Gothen sich gegen eine Anhöhe zogen, deren Besetzung die Römer zu hindern suchten. Beide Heere rückten einander mit bedachtsamen Schritten näher, und standen, sich mit stierem Blick ins Auge fassend, einige Minuten unbeweglich. Dann erhoben die Römer ihr Feldgeschrei, und die Gothen ihren Schlachtgesang von den Heldenthaten der Väter. Wir übergehen Ammians wortreiche und schwülstige

Mahlerei der hierauf gehaltenen Schlacht, und berichten nur, daß den ganzen Tag hindurch sehr mörderisch gefochten ward, und daß am Abend die Römer sich nach Marzianopolis, die Gothen in ihre Wagenburg zurückzogen.

Nach dieser blutigen Schlacht gaben die kaiserlichen Feldherrn den Plan, die Gothen im offenen Felde zu bekämpfen, auf, und trafen Anstalten, sie in dem engen Landwinkel an der Donau so einzuzwängen, daß sie durch Hunger zu Grunde gehen müßten. Aber während die Römer auf der einen Seite ihre Linie verstärkten und näher an einander zogen, brachen neue, aus Gothen, Hunnen und Alanen gemischte Schwärme über die Donau, um entweder Fritigern zu unterstützen oder seinem Beispiel nachzuahmen. Sobald dadurch die Römer genöthigt wurden, die Einschließung des gothischen Lagers aufzuheben, stürzten nach langer Einsperrung die Barbaren, wilden und hungrigen Thieren gleich, aus den Bergpässen des Hämus hervor, und erfüllten von den Ufern der Donau bis zum Rhodope und zur Meerenge alles mit den Greueln des Raubes und Mordes. Die westgothische Macht ward durch dieselben Feinde verstärkt, von denen sie einst aus ihren Sihen vertrieben worden war, und die leichte Reiterei der Hunnen und Alanen machte die schweren Massen des gothischen Fußvolks erst furchtbar. Unter diesen scythischen Hülfsvölkern befanden sich auch die Taifalen, von deren Sittenverderbniß Ammian ein merkwürdiges Gemälde giebt. Jeder Jüngling ward durch die Bande widernatürlicher Liebe an einen Krieger geknüpft und nicht eher aus dieser schändlichen Knechtschaft frei, als bis er durch Erle-

gung eines Bären oder Ebers seine Mannheit bewährt hatte. Dieses unzüchtige Volk war es, welches in Gesellschaft eines gothischen Hausens in der Nähe der Donau von dem römischen Feldherrn Frigerid eingeschlossen und zur Ergebung genöthigt ward; man verpflanzte diese Gefangenen als Landbauer in die Gegenden von Modena, Reggio und Parma, und Italiens Volks sitten konnten durch so eine Beimischung nicht gewinnen.

Endlich war Kaiser Valens nach langer Zögerung aus Antiochien in Constantinopel angelangt, wo er, als erster Urheber des allgemeinen Unglücks, vom Volk mit deutlichen Zeichen des Unwillens empfangen ward. Er begab sich, nachdem er den Aufstand gestillt hatte, auf ein Landhaus in der Nähe der Stadt, mufterte und ermunterte daselbst seine Truppen, und übertrug den Befehl über das Fußvolk, welchen bisher Trajan gehabt, dem Sebastian, einem Feldherrn von anerkannter Thätigkeit, der bald darauf die Wahl des Kaisers durch die glückliche Ueberrumpelung eines gothischen Lagers glänzend rechtfertigte. Allmählig ward Valens ungeduldig, die Lorbeern seines Dieners zu theilen und durch einen triumphirenden Einzug in Constantinopel das Unglück seines Rathschlusses in Vergessenheit zu bringen. Er setzte sich daher gen Adrianopel in Marsch, bezog unter den Mauern dieser Stadt ein Lager, und da ihm Nachricht gebracht ward, daß sein Neffe Grazian nach Besiegung der Allemannen mit den Legionen des Abendlands ihm zu Hülfe ziehe, eilte er eine Schlacht zu liefern, um seinem Reichsgenossen am Triumph des Tages keinen Antheil zu gönnen. Aber wie oft, so ward auch

hier das mit zu großer Gewissheit Erwartete zum traurigen Gegentheil, und die Schlacht bei Adrianopel in den Jahrbüchern des Reichs zu einem Tage wie der von Allia und Cannä. Die römische Reiterei floh, das Fußvolk wurde verlassen, umringt und niedergebauen. Der Kaiser selbst ward gegen die Nacht von einem Pfeilschuß getödtet und von den Plünderern, welche sich des Schlachtfelds bemächtigten, bis zur Unkenntlichkeit entstellt; wenigstens ist nie etwas von ihm wieder zum Vorschein gekommen. Andre erzählten, er sei schwer verwundet von seinem Gefolge in ein Haus gebracht worden, welches die Gothen alsbald umringt und angezündet hätten, weil man ihnen nicht öffnen gewollt; der Kaiser nebst dem Gefolge sei verbrannt, und einzig ein junger Offizier habe sich durch ein Fenster gerettet, um die traurige Nachricht zu bezeugen und den Gothen zu melden, welchen Preis sie verloren. Unter der großen Zahl getödteter Befehlshaber befanden sich auch Sebastian und Trajan; überhaupt lagen zwei Drittheil des römischen Heers nebst fünf und dreißig Tribunen auf dem Schlachtfelde; der Einbruch einer sehr finstern Nacht rettete das übrige Drittheil. Am folgenden Tage erschienen die Gothen vor Adrianopel, und versuchten, die Stadt im ersten Schrecken mit Sturm zu nehmen; sie wurden aber zurückgewiesen, und wiewohl ihre Verheerungen sich bis auf die Vorstädte Constantinopels erstreckten, blieben doch die Mauern der Städte unbeschwungen.

Die Römer, deren Schriftsteller den Greuel der gothischen Verwüstung mit allen Blumen der Redekunst bejammern, ohne sich des Elends

zu erinnern, welches vormals durch römische Heere über die Welt gebracht worden war, rächten ihren Unfall durch die Ermordung der gesamten gothischen Jugend, die sich als Geiseln für die Treue ihres Volks in Kleinasien befand. Julius, der Statthalter Kleasiens, versammelte dieselbe auf Befehl des Senats von Constantinopel in den Hauptstädten der Provinzen, unter dem Vorwande eines auszutheilen-

den Geschenke; an einem bestimmten Tage wurden die Arglosen auf die Marktplätze gerufen und daselbst von dem Kriegsvolke, welches alle Ausgänge besetzt hatte, niedergehauen; eine grausame Handlung, durch welche diejenigen, die den Fluch auf sich zu laden kein Bedenken trugen, allerdings das Verdienst erwarben, Kleinasien von einem innern und gefährlichen Feinde befreit zu haben.

### Neunzehntes Kapitel.

Beendigung des gothischen Kriegs durch Theodosius. Endlicher Triumph des Christenthums und der rechtgläubigen Kirche.

Kaiser Grazian empfing die traurige Botschaft von dem Untergange seines Oheims, als er sich bereits Thraziens Grenzen genähert hatte. Wenn es in neuern Zeiten schwer geworden ist, für Fürsten Länder zu finden, so ward der neunzehnjährige Kaiser von der Sorge geängstigt, für die verwaissten Provinzen des Morgenlands, an deren Wiederherstellung und Verwaltung er selber verzweifelte, einen tüchtigen Reichsgenossen zu finden. Nachdem er der Führung des gothischen Kriegs alsobald entsagt, und sich aus der Nähe desselben nach Sirmium zurück gezogen hatte, rathschlagte er mehrere Monate über die bedenkliche Wahl, und blieb endlich bei einem Verbannten stehen, dessen Vater erst vor drei Jahren ungerechter Weise auf Befehl seines Vaters und Oheims hingerichtet worden war. Theodosius, der während der Glückszeit seines

gleichnamigen Vaters, des Befreiers von Britannien und Afrika, schon als Jüngling große Fähigkeit und Tugend gezeigt, und nach dem Fall seines Hauses sich in seinem Vaterlande Spanien zu den Geschäften des Landbaus zurück gezogen hatte, ward plötzlich an den Hof berufen, und daselbst fünf Monate nach des Valens Tode mit Diadem, Purpur und Augustitel bekleidet. Nach dieser Versorgung des Orients kehrte Grazian nach Gallien zurück.

In wie hohem Grade indes Theodosius die Eigenschaften des Helden und Feldherrn besaß, so ist doch die Niederlage von Adrianopel durch keine Schlacht gerächt worden. Bei dem gebeugten Muthe der Legionen von der Unthunlichkeit eines Wagstückes überzeugt, nahm er seinen Standort zu Thessalonich, führte aus dieser und den andern Festungen einen kleinen, aber

erfolgreichen Krieg gegen die einzelnen Schwärme der Barbaren, und brachte allmählig wieder Ordnung und Selbstvertrauen unter das römische Kriegsvolk. Mit noch größerem Glück benutzte er die Uneinigkeiten, welche unter den Barbaren selbst auszubrechen begannen. Der Tod Fritigerns, welcher um diese Zeit erfolgte, löste die Bande der Zucht mit dem freiwilligen Bündniß so vieler unabhängiger Völkerschaften, welche das Ansehen dieses Helden zusammen gehalten hatte. Die Hunnen und Alanen trennten sich von den Gothen; die alte Eifersucht zwischen Ost- und Westgothen erwachte, und Modar, ein Fürst der erstern, ward sogar für Roms Sache gewonnen, zum Uebergang erkauft, und mit einem wichtigen Kriegsbefehl beauftragt, ein Zutrauen, welches er durch einen glücklichen und beutereichen Ueberfall eines gothischen Heerlagers rechtfertigte. Indes trennten sich bald die Ostgothen von den Westgothen völlig. Jene zogen unter Anführung des Athaus und Saphrach gegen Westen, ohne daß die Geschichte ihre dunkle Wanderung in Germaniens Wälder zu verfolgen vermag; diese erhielten damals an jenem Athanarich, der anstatt mit seinen Brüdern über die Donau zu gehen, nach Transylvanien gezogen war, jetzt aber durch das Gerücht von dem Waffenglücke seines Volks gelockt, ohne weiteres Bedenken am rechten Ufer des Flusses erschien, ein altes Oberhaupt wieder. Diesen durch Alter erkalteten Helden suchte Theodosius zu gewinnen. Er knüpfte mit ihm Unterhandlungen an, lud ihn nach Constantinopel, ging ihm selbst einige Meilen weit entgegen, und bewirthete ihn in dieser Hauptstadt eben so prächtig als freundlich.

Als Athanarich, erzählt der gothische Geschichtschreiber Jornandes, in die Königsstadt trat, sprach er voll Verwunderung: „Nun sehe ich endlich das, wovon ich immer nur ungläubig gehört habe, nehmlich die Herrlichkeit einer so gewaltigen Stadt.“ Und indem er seine Augen umher warf, und bald die Lage der Stadt, bald das Gehen und Kommen der Schiffe, bald die erhabnen Mauern, bald das Hin- und Herwogen der verschiedensten Nationen, bald die Waffenreihen der regelmäßigen Kriegsmacht bewunderte, rief er, der noch Heide war, plötzlich aus: „Wahrlich, der Kaiser ist der Gott dieser Erde, und wer gegen ihn die Waffen erhebt, macht sich des Todes schuldig!“ Als er bald nachher, wahrscheinlich an den Vergnügungen der Hauptstadt, starb, ward ihm ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten, ein stattliches Denkmal errichtet, und sein ganzes Gefolge für den Dienst des Kaisers gewonnen. Diesem Beispiele folgten nach und nach die übrigen Stämme der Westgothen; ein Friedensvertrag, dessen Inhalt aus seinen Wirkungen erhellt, räumte ihnen große, durch den Krieg verödete Landstriche in Thrazien zu Wohnsitzen ein, zu deren erstem Anbau ihnen Getreide und Vieh angewiesen ward; sie behaupteten sich im Besiz und in der Freiheit ihrer Verfassung unter erblichen Stammhäuptern, und erkannten die Oberherrlichkeit des Kaisers, ohne sich Roms Gesehen und Dbrigkeiten zu unterwerfen. Die Königswürde ward abgeschafft, und die obersten Feldherrn der Gothen vom Kaiser ernannt; ein regelmäßiges Heer von vierzigtausend dieser Bundesgenossen, welches durch höhern Sold und größern Waffenschmuck ausgezeichnet war,

half nachmals dem Theodosius seine Siege erfekten.

Einige Jahre nach dieser Ansiedelung der Westgothen in Thrazien, kehrten die Ostgothen von ihrem Zuge nach den westlichen Ländern an die Ufer der Niederdonau zurück. Indem sie, durch verstellte Kundschafter verleitet, bei nächtlicher Stille den Uebergang über den Fluß, den sie unbewacht glaubten, bewerkstelligten, stießen sie unerwartet auf ein in Bereitschaft stehendes Heer, und sahen sich nach der Niederlage, in die sie durch diese Ueberraschung verwickelt worden waren, und nach dem Verlust ihres Anführers Alatheus genöthigt, die Gnade des Siegers anzusehen. Sei es nun, daß die Umstände von den Dichtern und Rednern, aus denen diese letztern Thatsachen hervorgefucht werden müssen, entfielt worden sind, oder daß dem Theodosius die Vermehrung seiner Kriegsmacht durch neue Barbaren willkommen war: den Ostgothen wurden Wohnsitze in der kleinasiatischen Provinz Phrygien, wie es scheint, mit denselben oder ähnlichen Bedingungen wie den Westgothen, zugestanden.

Während im Abendlande Kaiser Grazian sich mit Franken und Alanen, im Morgenlande Kaiser Theodosius mit Gothen umgab, sank der einheimische Soldat in Muthlosigkeit und Erschlaffung. Er klagte über die Schwere der Rüstung, und erhielt nach und nach Erlaubniß, sowohl Harnisch als Helm abzulegen. Das kurze Schwerdt und das furchtbare Pilum, welche die Welt unterjocht hatten, entfielen seinen kraftlosen Händen, und wurden mit langen Stoßwaffen oder mit dem leichten Bogen ver-

tauscht; da mit demselben das Schild unverträglich war, blieb seitdem auch diese Schutzwaffe zu Hause. Sowohl diese Wehrlosigkeit als auch zunehmende Bequemlichkeit machte, daß der Fußdienst verfiel, ohne daß darum die Reiterei, zu welcher sich diejenigen, welche dienen mußten, herbei drängten, besonders gedieh. Die Barbaren aber legten die von den Römern verworfene Schuhrüstung an, und gelangten so in den Besitz desjenigen Uebergewichts, welches die Legionen seit Cäsars Zeiten über sie behauptet hatten.

Noch vor der völligen Beilegung der gothischen Händel ward Kaiser Grazian nebst seinem getreuen Mellobaudes von einem Anmaaßer, Namens Maximus, ermordet \*). Theodosius vertrug sich anfänglich nothgedrungen mit dem Mörder seines Wohlthäters, unter der Bedingung, daß er sich mit den Ländern jenseits der Alpen begnüge, und dem Bruder Grazians, Valentinian II., die Herrschaft über Italien, Afrika und Syrien lasse. Als aber nach fünf Jahren Maximus Italien anfiel, zog Theodosius gegen den Treubruchigen, besiegte und fing ihn bei Aquileja und ließ ihn enthaupten. Großmüthig überließ er das Abendland dem kaiserlichen Jünglinge, zu dessen Rettung er ausgezogen war, erfuhr aber bald darauf mit Kummer, daß derselbe durch die Hand eines häuslichen Verräthers, des Franken Arbogast, seines obersten Kriegsbedienten, gefallen, daß Arbogast den Sophisten Eugenius auf den Thron erhoben habe, und dieser durch Herstellung der alten Götter die Heiden für sich zu waffnen versuche. Da zog Theodosius zum zweitenmal zum Rachkriege

\*) 383.

aus, mit der Kreuzesfahne gegen Jupiters und Herkules Zeichen. Er siegte in einer fürchterlichen Schlacht, in welcher der letzte Kern der römischen Kriegsmacht fiel, durch unerwartete Hülfe eines Sturms, und gewann durch diesen zweiten Sieg bei Aquileja \*) das Abendland, so daß das von Valentinian I. getheilte Reich wieder Einem Kaiser gehorchte.

Dieser letzte Schimmer der römischen Macht beleuchtete den gänzlichen Untergang der alten Religion, auf deren Grundlage der Römersaat eilfhundert Jahre hindurch geruht hatte. Wie eine Trümmer der Vorzeit, hatte das Heidenthum zu Rom auch nach Constantins Bekehrung fortgedauert als Religion des Senats, der selbst eine Trümmer der Vorzeit war, und der vornehmen oder patriotischen Bürger, die durch Vortheil, Gewohnheit oder durch das wehmüthige Andenken vergangener Herrlichkeit an dasselbe gefesselt waren. Die heiligen Gesellschaften der Priester, Wahrsager und Vestalinnen hatten bis auf Kaiser Grazian den vollen Besiß ihrer Einkünfte behalten, und die christlichen Kaiser selbst den Titel Oberpriester nicht verschmäht, durch dessen Beigefellung Augustus die Kaiserwürde zu heiligen gesucht hatte. Grazian verwarf zuerst diesen Titel, dessen Beibehaltung und Uebertragung auf die christliche Verfassung den Kaiser zum Herrn der Kirche gemacht haben würde; zugleich schlug er die Einkünfte der Priester dem Staats- und Kirchengute zu, vernichtete die Ehren und Freiheiten, deren sie genossen, und ließ aus dem Versammlungsfaal des Senats den Altar der Siegesgöttin hinwegnehmen, welchen schon Con-

stanzius verbannt, Julian aber wieder hergestellt hatte. Vergeblich waren die Gesandtschaften und Vorstellungen, die an ihn und seine Nachfolger ergingen, um dies Denkmal des glorreichen Alterthums zu erhalten: die Siegesgöttin, eine majestätische Frauengestalt mit ausgebreiteten Flügeln, eine Lorbeerkrone in der ausgestreckten Hand dahin schwebend, stieg von ihrem durch vieljährige Trankopfer geweihten Altar. Indes blieben damals die Bildsäulen der Götter verschont, und vierhundert und vier und zwanzig Tempel der Andacht der Heiden geöffnet.

Als nun Theodosius, von großem Eifer für das Christenthum besetzt, nach Bezwingung seiner Feinde gen Rom kam, ward er durch den Geruch abgöttischer Opfer gekränkt, und die ernste Frage dem Senat vorzulegen bewogen: ob Christus oder Jupiter von den Römern verehrt werden solle? Da verstummten vor der Gegenwart des Herrschers die Feinde des siegenden Kreuzes; in voller Rathsversammlung ward das Christenthum für die Religion des Reichs erklärt, und der Götterdienst durch förmliche Senatschlüsse abgestellt. Der Glanz des Capitols erlosch, die öden Tempel verfielen oder wurden in christliche Kirchen verwandelt; Rom beugte sich unter das Joch des Evangeliums, ohne zu ahnen, daß es durch dasselbe zum zweitenmal herrschen sollte. Dem Beispiel der Hauptstadt folgte allmählig alles, was auf dem Lande und in den Provinzen dem Götzenthume noch anhing, und nach wenigen Jahrzehnden waren dessen Ueberreste verschwunden, und nur

\*) 394.

einige Gebräuche desselben erhielten sich unter christlicher Hülfe.

Zur selben Zeit ward durch den rechtgläubigen Kaiser die Herrschaft derer gestürzt, welche lehrten, der Sohn Gottes sey nicht gleich ewig dem Vater. Seit dreißig Jahren hatten die Arianer den Besitz Constantinopels, seiner Kirchen und seines bischöflichen Stuhls behauptet; Theodosius entriß ihnen den schon gewonnenen Sieg, und erhob ihre Gegner zur katholischen Kirche. Sein Gemüth war durch einen sinnlichen Beweisgrund für die Sache des nizäischen Bekenntnisses gewonnen worden. Er hatte eben seinem ältesten Sohne Arkadius den Augustustitel verliehen, und beide Fürsten saßen auf einem Throne, um die Huldigung ihrer Unterthanen zu empfangen. Da nähete sich der Bischof Amphilochius von Iconium, und nachdem er die Person seines Oberherrn mit großer Ehrfurcht begrüßt hatte, redete er den kaiserlichen Prinzen mit einer vertraulichen Bärtlichkeit an, wie sie etwa bei einem gemeinen Kinde anwendbar gewesen wäre. Gereizt durch dies freche Betragen gab der Kaiser Befehl, den häuslichen Priester sogleich zu entfernen. Während ihn aber die Leibwache gegen die Thür drückte, rief der Bischof mit vernehmlicher Stimme: „So, o Kaiser, ist die Behandlung, welche der König des Himmels denen zugedacht hat, die sich stellen, den Vater anzubeten, aber die gleiche Majestät seines göttlichen Sohns nicht anerkennen wollen.“ Sogleich umarmte Theodosius den Bischof, und nie vergaß er die Lehre, welche er auf eine so anschauliche Weise erhalten hatte.

Nach ihrem vollkommenen Triumphe über die Heiden und über die Arianer, entwickelte sich in der christlichen Kirche allmählig der Gedanke, als selbständiger Körper der weltlichen Macht gegenüber zu treten, und die Gewalt des Schwerdtes durch die höhere Kraft des Wortes zu bezwingen. Seitdem die Völker ihre Freiheit verloren hatten, gab es, da die Altäre des Heidenthums dem Kaiser dienten, keine Schranke der Willkühr, bis sich dem Thron gegenüber die Kirche erhob. Lang vorher, ehe es dem römischen Bischof gelang, Vertreter der Kirche zu werden, gab ein anderer den ersten Fingerzeig von der veränderten Herrschaft der Welt, und erinnerte den Herrn des Reichs, den Beschützer des Christenthums, den rechtgläubigen Theodosius, daß der Kaiser nicht mehr der höchste Richter auf Erden sey, und daß die Kirche Gottes sein Verbrechen wie das des Geringsten der Gläubigen ahnden können. Mit dieser merkwürdigen Begebenheit verhielt es sich also.

Zu Thessalonich waren durch eine gereizte Pöbelparthei einige kaiserliche Kriegsbedienten in einem Aufruhr erschlagen worden, und Theodosius, der eben in Italien war, gab dafür in den ersten Augenblicken des Zorns die schuldige Stadt mit allen Einwohnern einem dreistündigen Blutbade Preis; ohne Rücksicht auf Fremde und Eingeborne, auf Alter und Geschlecht, auf Schuldige und Unschuldige, wurden gegen zehntausend Menschen ermordet. Der blutbefleckte Fürst ward wenige Tage nachher von den Vorwürfen seines Gewissens in die Kirche zu Mailand getrieben, um von dem Gott der Gnade Vergebung zu erflehen; aber an der Halle wurde er vom Erzbischof Ambrosius angehalten,

der ihm mit Ton und Sprache eines Himmelsboten erklärte, daß Privatbuße nicht hinlänglich sey, ein öffentliches Verbrechen zu sühnen, oder die Gerechtigkeit des beleidigten Gottes zu befriedigen. Theodosius stellte demüthig vor, wenn er das Verbrechen des Todschlags begangen, so sey David, der Mann nach dem Herzen Gottes, nicht allein des Mordes, sondern auch des Ehebruchs schuldig gewesen; aber die Antwort des unerschrocknen Bischofs war, er solle lieber die Reue als das Verbrechen Davids nachahmen. Darauf entschloß sich Theodosius zur öffentlichen Buße, that die Zeichen seiner Kaiserwürde von sich, und flehte mitten in der Kirche in trauriger und demüthiger Stellung mit Seufzern und Thränen um Erlaß seiner Sünde, der ihm aber nicht eher als nach einer Frist von acht Monaten gewährt ward.

Indeß darf diese glänzende Bewährung des Gedankens, welcher dem christlichen Kirchenthum zum Grunde liegt, nicht vergessen machen, daß die Verwirklichung desselben den Händen sterblicher Menschen anvertraut war, und daß daher die Wirklichkeit niemals der reinen Hoheit des Gedankens entsprochen hat. Graße zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist, hatte die allgemeine Verderbniß der Welt längst die Kirche angesteckt, und ein großer Theil des Lehrstandes bereits angefangen, in irdischen Bestrebungen seine himmlische Bestimmung zu vergessen. Dem Hange zur Ueppigkeit und Trägheit gab Theodosius selbst, in den Jahren des Friedens, ein verführerisches Beispiel. Aber noch mehr als die Strenge der sittlichen Gesetze ward die christliche Liebe durch die

harten Edikte gegen die Ketzer und durch deren blutige Vollziehung verletzt. Damals sind zuerst Christen von Christen, wegen abweichenden Lehrmeinungen, nach richterlichem Urtheil hingerichtet worden. Solches geschah zu Trier, im Gebiet des gallischen Kaisers Maximus \*), an Priscillian, einem spanischen Bischofe und seinen Anhängern, welche gelehrt hatten, daß Christus der wahrhaftige Gott, nicht in einen wirklichen sondern nur in einen scheinbaren Menschenkörper gehüllt, auf Erden gelebt und gelitten habe. Die Heiligen und Bischöfe des Zeitalters, obwohl sie diese und andere Lehren Priscillians verdammt, erhoben laut ihre Stimme gegen die blutige Einmischung weltlicher Obrigkeit in kirchliche Lehren, aber der erste Schritt blieb gethan. Zu derselben Zeit kam, als Gegengewicht der zunehmenden Verderbniß der Geistlichkeit, das in Aegypten entstandene Mönchthum nach dem Abendlande. Viel des Guten ist durch dasselbe für die Menschheit gestiftet, aber auch viel beigetragen worden, daß das Christenthum immer mehr zu sinnlichen Vorstellungen und heidnischen Gebräuchen zurückkehrte, und mit einer Menge dichterischer Wundergeschichten ausgeschmückt ward, welche seine ursprüngliche Reinheit entstellten. Indeß blieb der neue Gottesdienst auch in seiner Uebersättung weit andern Characters, als die alte Religion der Freude. Wenn die alterthümliche Menschheit die erhaltenden Naturkräfte in Göttern und Helden dargestellt, und ein fröhlicher Dienst die Altäre freundlicher Gestalten mit Blumen umwunden hatte, so wurden jetzt die Tugenden der Geduld und Ent-

\*) 385.

sagung verherrlicht, und der Himmel nicht mehr mit siegbekränzten Helden sondern mit gemarterten Heiligen gefüllt. Die Gebete der Frommen wurden ferner nicht an die Werke der Maler- und Bildhauerkunst, sondern an Gebeine, an Blut, an Asche, an verstümmelte Gliedmaßen oder an rohe Werke begeisterter Handarbeit gerichtet. Wie sonst in lustige Haine, wälte man jetzt zu schauervollen Gräbern der Martyrer, um von ihrer Gunst und Fürsprache die Güter des Lebens zu ersehen; die Heiterkeit der alten Götzentempel wich der düstern Majestät christlicher Kirchen; die Töne der Leier und Flöte verstümmten vor den gewaltigen Lobgesängen, die dem Herrscher des Himmels, und vor den Klageliedern, die den Leiden seiner Auserwählten erschollen; die anmuthigen Tänze blühender Jünglinge und Mädchen machten den ernsten Aufzügen der Geistlichen und Mönche Platz, und das Bild der Gekreuzigten blickte schmachbelastet herunter, wo sonst der Vater der Götter und Menschen mit drohender Geberde gethront hatte.

Es ist leicht, dem gemeinen Geiste darzutun, daß durch diese Wendung nur ein Aberglaube mit dem andern vertauscht worden sey; leichter noch, der gewaltigen Veränderung leicht-

fertig zu spotten oder sie mit Bitterkeit zu höhnen. Aber eine höhere Ansicht der Geschichte erkennt auch in dieser sinnlichen Verderbniß des Christenthums das Mittel, dasselbe unter Geschlechtern zu erhalten und zu verbreiten, die für seine reine Gestalt nicht empfänglich, entweder zu roh oder zu verderbt waren. Durch alle diese Formen des christlichen Cultus ward die Hoheit der Idee über die Erscheinung, der Vorrang des Sittlichen vor dem Sinnlichen bezeichnet, durchgehends das Irdische erniedrigt oder vernichtet, damit das Ewige triumphire, und durch die Verehrung der gequälten Heiligen, durch die Andeutung des Sohnes Gottes am Kreuz, nur die unbegreifliche, aber von der Vernunft unablässig und verkündigte Lehre verfinlicht, daß Schmach und Tod gelten für Herrlichkeit und Leben in den Augen dessen, der das Gebot der Tugend, das Bewußtseyn, für Recht und Pflicht sterben zu müssen, in die Brust des sinnlichen Menschen gepflanzt hat. Unaufhörlich ist dieser Widerspruch zwischen unserm Sollen und Vermögen, aber der Schatten des Kreuzes füllt die schauervolle Klust, und das zweifelnde Gemüth schwebt beruhigt hinüber auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung.

## Zwanzigstes Kapitel.

Die Züge der Westgothen unter Alarich durch Italien und Rom \*).

Als der große Theodosius einige Monate nach dem Siege über Eugenius starb \*\*), hinterließ er als Erben zwei Söhne, die nur seine Schwächen, keine seine Tugenden besaßen. Nach frühern Beispielen ward der unförmliche Körper des Reichs in zwei Hälften geschieden, die sich jedoch zusammen als einen gemeinsamen Römerstaat ansehen sollten; Arkadius, der ältere Sohn, schlug zu Constantinopel, Honorius zu Mailand seinen Kaisersitz auf. Beide Fürsten, der Selbstregierung unfähig, überließen alle Gewalt ihren Staatsbedienten; Arkadius dem Gallier Rufin, der durch Finanz- und Hoffünfte groß geworden, Honorius dem Wandalen Stiliko, der als Kriegsmann durch Tugenden und Verdienste zum Oberfeldherrn der Reiterei und des Fußvolks emporgestiegen und dem Kaiserhause selbst verschwägert war. Aber sein Anspruch auf die oberste Vormundschaft über das Ganze reizte Rufins Eifersucht, und diese Zwistigkeit blieb nicht ohne verderbliche Folgen.

Während Stiliko das Rheinland bereisete, und mit den Völkerschaften desselben die Verträge erneuerte, die sie bei jeder Regierungsveränderung für aufgelöst gehalten zu haben scheinen, erhoben sich die Westgothen aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Thrazien gegen Constantinopel. Was ihren Feldherrn Alarich, aus dem Geschlechte der Balten, der dem Theodosius die Schlacht bei Aquileja hatte gewinnen

helfen, gereizt hat, ob der unruhige Geist seines Volks, ob die Schwäche des Hofes, ob die ausgebliebenen Jahrgelder, ob Rufins heimliche Einflüsterung, ist unbekannt; so viel aber gewiß, daß Rufin selber ins Lager der Gothen kam, und dieser bald darauf die Mauern der Hauptstadt verließ, um sich nach dem Abendland zu wenden. Vermuthlich war ihm der Weg nach Italien gewiesen worden; bald aber zog er seitwärts nach dem wehrlosen Griechenland. Das Land, welches zur Zeit der Freiheit einer Million asiatischer Krieger siegreich widerstanden, und nachmals in innern Kämpfen die europäische Kriegskunst erfunden hatte, besaß nun keine Vertheidiger mehr; die wenigen Söldner, die es bewacht hatten, zogen sich zurück, und ohne Aufhalt rückte Alarich durch den Paß von Thermopylä, über die weltberühmten Ebenen Bboziens nach Athen, welches durch den größten Theil seines Reichthums die Eroberung abkaufte, und den gothischen Fürsten mit seinem Gefolge in seine Mauern aufnahm, dann über die korinthische Landenge nach der peloponnesischen Halbinsel, wo Korinth, Argos und Sparta sich ohne Widerstand seinen Waffen ergaben. Damals wurden die Schätze Griechenlands geplündert, die Denkmäler der Kunst und alten Herrlichkeit vernichtet, der letzte Ueberrest des Heidenthums, das längst verödete Heiligthum zu Eleusis, zerstört, und viele

\*) 400 — 410. \*\*) 395.

der Einwohner zu Knechten der Gothen gemacht.

Ohngefähr ein Jahr hatte Marich in Griechenland gehaust, als Stiliko, nachdem der von ihm abgesandte Gothe Gainas den Rufin bei einer Musterung unter den Augen des Kaisers Arkadius getödtet, mit einem abendländischen Heere auf der Halbinsel landete, und die Gothen in die Gebürge Arkadiens trieb. Aber statt sie hier zu vernichten, ließ er sie über die Landenge entkommen, vermuthlich mit Vorsatz, um dem Hofe zu Constantinopel, der auch nach Rufins Tode die einmal erhaltene feindliche Richtung gegen das Abendland beibehielt, den drückenden Feind zu bewahren. Umsonst ward dieser Hof von wohlmeinenden Vaterlandsfreunden ermahnt, das Volk zur Vertheidigung seines Bodens aufzubieten, und statt der barbarischen Lohnknechte Landleute und Bürger zu einem wahrhaft römischen Heer zu versammeln: da es in Thrazien kein römisches Volk gab, mußten die schönen Redensarten verhallen. Eutropius, der verschnittene Minister des Arkadius, wählte eine minder ungewisse Auskunft, indem er den gothischen Sieger gewann, und ihn als Oberfeldherrn (Präses) des östlichen Illyriens mit seinem ganzen Heere in die Dienste des Kaisers nahm.

Unleugbar ist durch diese Maafregel, die mehr augenblickliche Verlegenheit und Haß gegen Stiliko als tiefe Ueberlegung eingegeben hatte, das östliche Reich gerettet, aber auch das westliche dem Untergang Preis gegeben worden. Indem Constantinopel die Gothen dem Westen zusandte, riß es sich von Europa und den bisherigen Verhältnissen los, und wurde sei-

ner ganzen Anlage gemäß ein morgenländischer Staat, der mit dem Schicksale der Abendwelt nur noch in entferntem Zusammenhang stand. Die griechische Sprache, welche im östlichen Theil des Reichs von jeher die vorherrschende gewesen war, und jetzt allmählich auch den öffentlichen und amtlichen Gebrauch der lateinischen zu verdrängen anfang, verbunden mit der unumschränkten Regierungsform des Morgenlands, verstärkte nach und nach die Scheidewand, welche Eifersucht und Verschiedenheit der Staatsrückichten zwischen beiden Reichern ausgerichtet hatten. Im römischen Abendlande erhielten sich in der Staatsform Trümmer der alten Republik, und manches, was sonst nur Erinnerung gewesen war, schien durch die Schwäche der Fürsten wieder ins Leben zuzutreten; im römischen Morgenlande aber war kaum der Name noch römisch: die Griechen in von Constantinopel, wie sie von den Abendländern genannt wurden, spotteten über die Barbaren von Rom, und nannten die Sprache des Cicero und Cäsar eine bäurische Mundart. Indes wäre das griechische Reich trotz der festen Lage seiner Hauptstadt, durch die es nachher über tausend Jahre geschützt worden ist, beinahe noch früher unter die Herrschaft der Gothen gefallen, als das abendländische Rom.

Jener Gothe Gainas, der in Stilikos Auftrage den Rufin erschlagen hatte, behielt die Gewalt, die er für Stiliko erwerben sollte, für sich, und ward Oberbefehlshaber der griechisch-römischen Kriegsmacht. Darauf entwarf er den Plan, sich zum Herrn des Reichs durch Eroberung der Hauptstadt zu machen. Tribigild, sein Verwandter, Heerführer der Ostgothen,

die Theodosius in Kleinasien angesiedelt hatte, mußte sich empören; Gainas, der gegen ihn geschickt ward, ließ sich schlagen, und erklärte: nur der Tod des Verschnittenen Eutropius, gegen den jener aufgestanden, könne den unüberwindlichen Tribigild versöhnen und den Staat retten. Als nun Arkadius den Günstling aufgeopfert hatte, führten Tribigild und Gainas ihre Gothen über die Meerenge nach Europa und füllten mit ihnen die Hauptstadt. Ehe sie aber ihren Anschlag, sich der Thore und des Pallastes zu bemächtigen, ausführen konnten, wurde das Volk in Constantinopel durch die Plünderungen ihres Kriegsvolks zu einem Aufstande gereizt, in welchem der Kern der gothischen Macht aufgerieben ward. Der ganze Anschlag war mißlungen. Der geächtete Gainas versuchte es, in schnell gezimmerten Schiffen nach Asien zurückzukehren, ward aber vor dem Gothen Travitta, der nach ihm den Befehl über das römische Heer übernommen hatte, geschlagen und seiner Flotte beraubt. Darauf zog er durch Thrazien gegen die Donau, stieß auf die Hunnen und fiel in der Schlacht.

Marich war glücklicher als sein Kriegsgesährte. Als Oberfeldherr Illyriens konnte er die Waffenmängel seines Heers aus den römischen Rüsthäusern ergänzen, und nachdem die Dankbarkeit seines Volks ihn als König der Westgothen begrüßt und nach germanischer Weise auf einem glänzenden Schilde in die Höhe gehoben hatte, drang er mit dem Anfange des vierten Jahrhunderts christlicher Rechnung durch Pannonien gegen Italien vor. Der Zug

bewegte sich langsam — es war ein ganzes Volk; erst im dritten Jahr wurden die julischen Alpen überstiegen \*), und Honorius zur Flucht aus Mailand bewogen. Damals rief Stiliko alles Kriegsvolk aus den entfernten Provinzen des Abendlands zur Rettung Italiens herbei. Die Befestigungen am Rhein wurden verlassen, und selbst die Legion, welche die brittische Mauer gegen die nördlichen Caledonier schützte, zurückgerufen; dabei trat ein Haufe Alanen in die Dienste des Reichs, welches schon lang keine Bürger hatte, und dem seit den gothischen und letzten Bürgerkriegen nun auch die Soldaten zu fehlen begannen. Durch dieses Aufgebot aller Kräfte gelang es dem Stiliko, die Fortschritte der Gothen in der Schlacht bei Pollenzia zu hemmen, welche der Dichter Claudian dem Siege des Marius über die Cimbern verglichen hat. Aber Marich war noch nach dieser Niederlage so furchtbar, daß Stiliko keine zweite Schlacht wagen wollte, und auf eine drohende Bewegung der Gothen durch die unbefestigten Pässe der Apenninen verzweifelungsvoll gegen Rom vorzudringen, eine Unterhandlung anknüpfte, in welcher dem Marich freier Rückzug über den Po zugesandt ward. Als aber der gothische König auf diesem Rückzuge sich der Stadt Verona zu bemächtigen suchte, um Herr des Eingangs nach Italien zu bleiben, ward der Vertrag für gebrochen geachtet und die verletzete Treue durch eine zweite Niederlage gerächt, die, wie die Römer behaupteten, die gänzliche Vernichtung Marichs zur Folge gehabt haben würde, wenn es nicht Stiliko seinen Absichten gemäßiger gehal-

\*) 403.

ten hätte, ihn ungefährdet aus Italien nach Illyrien ziehen zu lassen.

Stiliko wollte sich unentbehrlich erhalten, und zugleich den Hof zu Constantinopel durch eben das Mittel züchtigen, welches derselbe zuerst zum Verderben des Abendlands ausgesonnen hatte. In dieser Absicht schloß er mit dem Könige der Westgothen einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, wodurch derselbe in die Dienste des abendländischen Reichs aufgenommen und zum Oberfeldherrn des ganzen Illyriens ernannt ward, welches, wie Stiliko behauptete, dem Abendlande gehöre, und dessen wahre und alte Grenze der morgenländische Hof überschritten habe. Es ist wahrscheinlich, daß Alarich trotz dieser neuen Verbindung die vorrige mit dem Hofe des Arkadius nicht aufgab, um nach Willkühr diese oder jene Schaafe steigen zu lassen.

Ehe indeß Stiliko seine Wahrhaftigkeit erproben und die vereinten Waffen der Römer und Gothen gegen Constantinopel führen konnte, zog ein neues Ungewitter über das wankende Reich auf. Im unbekanntem Nordost, an der Küste des baltischen Meers, erhob sich, wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen, eine abermalige Wanderung der Völker, aus Ursachen, welche die Geschichte, wie dort, nur im Allgemeinen aus dem Druck der hintern Nordostwelt gegen den Süden zu erklären vermag. Die überelbischen Völkerschaften, die vielleicht einst dem großen gothischen Reiche angehört hatten und nach dessen Auflösung zurückgeblieben waren, konnten oder wollten dem Andränge der Wenden oder der Hunnen nicht länger widerstehen, und Wandalen, Sveven, Burgunder vereinigt

sich zu einer neuen Unternehmung unter den Fahnen eines Heerführers, Namens Radegast (Rhadagaisus.) Ueberhaupt scheinen die östlichen Waffenvereine, wie schon bei den Cimbern bemerkt wird, aus einer Mischung verschiedener Völkerstämme bestanden zu haben; Radegast wird, da auch viele Gothen sich angeschlossen haben mochten, von den Schriftstellern, welche diese Begebenheit beschrieben oder erwähnt haben, (Drosius und Augustinus,) ein König der Gothen genannt. Der Heereszug wird wie der der Cimbern geschildert. Zwölftausend Krieger glänzten im Vortrab, und die Anzahl der streitbaren Mannschaft, die auf zweihunderttausend Mann angegeben wird, läßt für die ganze Volksmasse auf das doppelte schließen. Unvertheidigt waren die Donau und die Alpen; der Kaiser verbarg sich zwischen den Sümpfen von Ravenna, Stiliko aber konnte nicht mehr als dreißigtausend Mann zur Vertheidigung Italiens aufbringen, mit denen er bei Pavia in einer festen Stellung die Ankunft alanischer, gothischer und hunnischer Hülfsvölker erwartete. Unterdeß drang Radegast vorwärts gegen Rom, dessen wehrloses Volk von den heimlichen Anhängern des Heidenthums mit dem Gerücht erschreckt ward, der König der Barbaren komme, um die Schmach der verlassnen Götter zu rächen und auf ihren Altären das Blut aller Römer zu vergießen; nimmer könne er überwunden werden, da Roms zürnende Götter ihn führten. Aber bald wurden diese schadensfrohen Verkündigungen Lügen gestraft. Indem Radegast sich mit der Belagerung von Florenz aufhielt, rückte ihm Stiliko, mit dem der gothische Heerführer Sarus und

der hunnische Uldin sich vereinigt hatte, so geschick auf den Leib, daß die Belagerer allmählig auf den Bergrücken von Fásulá gedrängt, eingeschlossen und durch Hunger zur Ergebung genöthigt wurden. Dies, und die Hinrichtung des Radegast, der sich mit der Flucht retten wollen, erzählt Drosius; der Dichter Claudian, der alle Thaten Stilikos besungen, schweigt, und der Grieche Olympiodor berichtet, Stiliko habe mit dem Radegast einen Friedensvertrag abgeschlossen; die Hauptbedingung mag die Räumung Italiens gewesen seyn. Schon an sich ist es nicht wahrscheinlich, daß das ganze barbarische Heer bei Florenz vernichtet ward; und die bald eintretenden Schicksale Galliens und Spaniens erhalten durch die vereinzelte Nachricht des Prosper einiges Licht, daß dieses Heer in drei Haufen unter verschiedenen Anführern gezogen sey. Wenn demnach auch Radegast umkam, so sind doch die zwei übrigen Drittheile entweder diesseits der Alpen zurückgeblieben, oder sie haben den Rückweg über dieselben leichtlich gefunden.

Denn zu derselben Zeit, als Stiliko zum zweitenmal Befreier Italiens begrüßt ward \*), zogen drei große Völkerschwärme, die mit dem Namen Alanen, Wandalen und Sweben bezeichnet werden, gegen den entblößten Rhein, mit dessen Besatzungen Stiliko Italien verthei-

digte hatte. Da entschlossen sich die Rheinländer, welche nun Franken genannt wurden, die östlichen Eroberer zurückzutreiben, und stritten gegen die Wandalen, die von den andern abgesondert zogen, in einer großen Schlacht, und erschlugen deren zwanzigtausend nebst ihrem Könige Godegisel. Aber die Alanen, unter ihrem Heerführer Respendial, kamen den Besiegten zu Hülfe, und schlugen die Ueberwinnder. Seitdem ward das geöffnete Gallien der Tummelplatz der verschiedensten Völker. Hinter den drei ersten Schwärmen zogen nach und nach Quaden, Sarmaten, Gepiden, Heruler, Burgunder und Alemannen; die Franken selbst hielten in der allgemeinen Verwirrung ihr Bündniß mit Stiliko gelobt, und zogen als Feinde über den Rhein. Gallien, welches der erste Cäsar in zehn Jahren nur unvollkommen hatte unterjochen können, unterlag ohne Schlacht, denn das Volk war wehrlos, und das Reich stützte sich auf geworbene Krieger. Damals sind die alten Städte des Rheinlandes und des belgischen Galliens sehr verwüstet worden. Trier, welches schon aufgehört hatte die Hauptstadt Galliens zu seyn, ward viermal geplündert, Mainz überumpelt und zerstört, Worms ging nach einer langen Belagerung zu Grunde, die Einwohner von Straßburg, Speier, Rheims, Amiens, Dornick, Arras, wurden als Knechte fortgeschleppt.

\*) 406.

(Die Fortsetzung dieses Kapitels folgt im nächsten Heft.)

Die Züge der Westgothen unter Alarich durch Italien und Rom.

Fortsetzung des zwanzigsten Kapitels.

Nach diesem Einbruch der germanischen Völker bot das Land, das zwischen den Alpen und dem Weltmeer, den Pyrenäen und dem Rhein liegt, ein Bild grauenvoller Verheerung. „Wenn das ganze Weltmeer Gallien überschwemmt hätte, sagt ein Dichter, der das damalige Elend der Welt gesehen \*), würde es keine größere Verwüstung zurückgelassen haben. Die Heerden sind hinweggetrieben, die Vorräthe geraubt, die Erndten verzehrt, die Weinstöcke und Delbäume niedergehauen, die Dörfer verbrannt; doch ist dies nur die Hälfte der Trübsal, die wir erlitten. Zehn Jahre hindurch haben wir ansehen müssen, wie die Menschen jämmerlich erwürgt wurden, und weder die höchsten Felsenschlöffer noch die festesten Städte vor dem Schwerdte der Barbaren Sicherheit darboten. Doch der Untergang ganzer Geschlechter und das klägliche Ende vieler Mächtigen und Reichen ist nicht allzu sehr zu bedauern, weil sie durch ihre Sünden die göttliche Gerechtigkeit gereizt hatten; aber warum ist dasselbe Schicksal über die unschuldigen Kinder verhängt worden, die in ihrer Kindheit Gott noch nicht durch Sünden gereizt haben konnten? Warum liegen die Tempel des Herrn verwüstet und die Gefäße des Gottesdienstes entheiligt? Warum sind die Jungfrauen und Wittwen, die sich dem Höchsten geweiht hatten, entehrt, die frommen Einsiedler aus ihren Zellen gerissen, die Priester in Banden gelegt, und die Frommen so wenig als die Gottlosen geschont worden?“ Aber

statt die Wege der Borsehung anzuklagen, hätte das entartete Geschlecht besser gethan, das Rettungsmittel des Muths und der Selbstvertheidigung zu ergreifen. Viele Einzelne sind untergegangen im Kampf mit des überlegenen Schicksals geheimnißvoller Macht, ganze Völker meist nur durch eigne Schuld. Dies Geschlecht, anstatt die an Zahl weit geringern Barbaren über die Grenze zu treiben oder im rechtlichen Kampfe zu sterben, legte die Hände in den Schooß, erwartete Hülfe von dem wehrlosen Rom oder vom Himmel, der nur den Tapfern beisteht, und ließ sich schmählich erwürgen, weil das Kriegsvolk es nicht zu beschützen vermochte. Dieses Kriegsvolk that endlich, was unter diesen Umständen Honorius selbst hätte thun sollen, es ernannte Kaiser, die überalpinischen Länder zu beschützen. Da diese Ernennung aber auf ungesetzlichem Wege geschah, die beiden ersten dieser Kaiser ermordet, und der dritte, Constantin, (wegen seines Namens erwählt,) vom Hofe zu Ravenna nicht anerkannt ward, so gesellte sich bald Bürgerkrieg zu den Verwüstungen der Barbaren, und derselbe Honorius, der den lethern Gallien Preis gegeben hatte, schickte Truppen zur Bekämpfung des Nebenbuhlers aus, welcher einen Versuch machte, das Land von den Fremden zu befreien.

Während die überalpinischen Provinzen verloren gingen, war der Hof zu Ravenna der Schauplatz dunkler Ränke, deren heimliche Fäden zu enthüllen die Nachwelt freilich nicht

\*) Der ungenannte Verfasser des Gedichts de providentia divina in der Bibliotheca veterum patrum II.



mehr im Stande ist; sie durchschaut nur die vollendete Nichtigkeit des Kaisers. Stiliko ward beschuldigt, die Barbaren nach Gallien gewiesen zu haben, weil dieselben seine Landsleute waren, und er in der allgemeinen Verwirrung sich des Throns oder wenigstens für seinen Sohn der Nachfolge bemächtigen wollte; er ward beschuldigt, zur Erreichung dieser Absichten mit Alarich im verrätherischen Bündniß zu stehen. So viel scheint gewiß, daß Stiliko die Länder jenseits der Alpen vor der Hand wenigstens aufgegeben hatte und nur Italien zu behaupten suchte, für diesen Zweck aber, wie für die beabsichtigte Rache an Constantinopel, die Freundschaft mit Alarich als das sicherste Mittel erkannte. Er erkaufte dieselbe nach dem Beispiel früherer und glorreicherer Zeiten durch Jahrgelder, wobei er sich damit rechtfertigen konnte, daß Alarich, der Syrien und die südöstlichen Eingänge Italiens gegen die nördlichen Wanderungshorden und gegen die griechischen Römer beschützte, als römischer Feldherr gegründeten Anspruch auf Bezahlung habe.

Wie es indeß mit der Schuld oder Unschuld Stilikos beschaffen gewesen seyn mag, er ward erst dann gestürzt, als er die Herrschaft über den schwachen Geist seines Herrn in die Hände des Kammerlings Olympius gerathen ließ, den er selbst an den Hof gebracht hatte, und der ihn verrieth. Honorius, überhäubt durch den Haß der römischen Großen gegen den Ausländer und von Argwohn über die geheimen Absichten desselben erfüllt, gab Befehl, den Beschützer seiner Jugend, der zugleich sein naher Verwandter und Schwiegervater war, sammt seinen Anhängern

unter den vornehmsten Kriegsbedienten zu ermorden. Als dieser Befehl vollzogen und der zweimalige Befreier Italiens zu Ravenna getödtet war \*), hatte das Reich seine letzte Stütze verloren. Um Thorheit und Abscheulichkeit auf den höchsten Gipfel zu treiben, wurden die in den Städten Italiens zerstreuten Weiber und Kinder aller barbarischen Hülfsvölker auf Befehl des kaiserlichen Staatsraths ermordet, weil derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß ihre Männer und Väter den Tod des Helden beklagten, unter dessen Führung sie für Rom gesiegt hatten.

Als Alarich, der Balte, diese Geschichten erfuhr, und wie ihm die Römer die Summe von viertausend Pfund Goldes, auf deren Bezahlung Stiliko gedrungen hatte, nun nicht abtragen wollten, rückte er, des glücklichen Erfolgs gewiß, in Italien ein: der, welcher ihm in zwei Schlachten den Rückweg gewiesen, lag ermordet. Dreißigtausend Hülfsvölker, der Kern des Heers, mit welchem Stiliko gesiegt hatte, kamen ihm entgegen, nicht als Feinde, sondern um unter seinen Fahnen den schmachvollen Tod ihrer Familien zu rächen, Aber die Staatsräthe fühlten zwischen den Moränen von Ravenna sich sicher, und Alarich, der sich mit einer hoffnungslosen Belagerung nicht aufhalten wollte, eilte gen Rom, nachdem er Adolf, den Bruder seiner Gemahlin, der mit einem Heer Gothen und Hunnen in Ober-Pannonien stand, ihm zu folgen beschieden hatte.

Eilfhundert und zwei und sechzig Jahre nach Roms Erbauung \*\*), sechshundert und neunzehn Jahre, nachdem Hannibal die Mauern

\*) 408. \*\*) 408.

geschaut, deren Vertheidiger er in drei großen Schlachten erschlagen hatte, erschien das Lager des gothischen Königs vor der ewigen Stadt, welcher sich seit der Tarquinier Vertreibung nur bittende oder gefesselte Könige genähert hatten. Aber die Nachkommen des alten Heldenvolks waren feigherzige Bettler oder bepurpurte Schwelger, und der Senat, der vor Zeiten einer Versammlung von Königen geglichen, wußte das Ansehen, welches er unter der schwachen Regierung des Honorius, wie es scheint mit Stilikos Vorschub, wieder gewonnen hatte, nicht würdiger zu benutzen, als daß er die Wittwe seines Wohlthäters, Serena, des großen Theodosius Nichte und angenommene Tochter, die sich nach Rom geflüchtet, schimpflich erwürgen ließ. Ihr Verbrechen war, daß Alarich sich Stilikos Freund genannt hatte. Als nun diese That die Gothen nicht schlug, und Pest mit Hungersnoth in der eng eingeschlossenen Stadt überhand nahm, machte der Stadtpräfekt Pompejanus den Vorschlag, von toskanischen Schwarzkünstlern ein Gewitter erregen und dadurch die Feinde verjagen zu lassen. Die Sache ward (wie Zosimus erzählt,) sogar von dem römischen Bischof Innocenz genehmigt; aber als die Künstler, von der heidnischen Parthei angestiftet, nur unter der Bedingung glücklichen Ausfall versprachen, wenn der Senat auf dem Kapitol und dem Forum feierlich den Göttern opferte, aus Religion oder Furcht vor dem Kaiser verworfen. Darauf wurden zwei vornehme Männer, Basilus und Johannes, hinausgeschickt, um mit dem gothischen Könige um den Abzug zu handeln. Sie sprachen von Rom's unzählbarem Volke, dessen Ver-

zweifelung er scheuen möge; aber Alarich antwortete hohnlachend: Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen! Alles in der Stadt vorhandene Gold und Silber, alle kostbaren Geräthe, und alle Knechte barbarischer Herkunft waren der Preis, für welchen er von Rom lassen wollte. Was bliebe uns dann? fragten die Boten, und der Sieger sprach: Euer Leben! Es kam indeß zu einem Vergleich, und Alarich versprach, gegen augenblickliche Erlegung von fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidnen Gewändern, dreitausend Pfund scharlachener Wolle und dreitausend Pfund Pfeffer die Belagerung aufzuheben, bis der Kaiser seine anderweiten Forderungen bestätigen würde. Da die öffentlichen Kassen erschöpft waren, und die Reichen ihre Schätze verbargen, so wurden die noch übrigen Zierrathen der heidnischen Tempel, und die goldnen und silbernen Bilder der Götter zur öffentlichen Rettung verwendet. Auch die Bildsäule der Göttin der Tapferkeit ward eingeschmolzen, und viele Römer seufzten, daß hiemit der letzte Ueberrest römischer Tugend dem Feinde überliefert werde.

Alarich verließ hierauf die Mauern von Rom und zog sich nach Toskana. Durch das Heer seines Schwagers Adolf und dreißigtausend Knechte verstärkt, welche den Dienst ihrer Herren verließen, um das Glück der Eroberer Italiens zu theilen, hoffte er dem Hofe zu Ravenna die Bestätigung der römischen Feldherrnwürde, die er seit Stilikos Zeiten besaß, und die völlige Abtretung der Provinzen Norikum, Dalmazien und Venezien, nebst einer jährlichen Geld- und Getreidehülfe, abzundthigen. Aber

Honorius und sein Rath, durch die damals erfolgte Ausöhnung mit dem gallischen Anmüßer Constantin ermuthigt, wiesen jede Abtretung zurück, als ob sie Römer der Vergangenheit wären, und kannten doch zur Rettung des Reichs kein anderes Hülfsmittel als Schmähungen gegen Alarich und Eidschwüre, daß mit diesem Feinde nimmer ein Friede abgeschlossen werden solle.

Darauf zog Alarich zum zweitenmal vor Rom \*), und zwang Senat und Volk durch Besetzung des Seehafens Ostia und Abschneidung der Zufuhr aus Afrika, seinen Willen zu thun; diesem gemäß erhoben sie den Stadtpräfekten Attalus zum Kaiser, welcher alsobald die ersten Kriegs- und Staatswürden an Alarich und seine Gothen vertheilte, und unter gothischem Schutze des Honorius Absehung und die Wiederherstellung des Römerreichs verkündigen ließ. Als nun Honorius schon Anstalten zur Flucht traf, ward Attalus übermüthig, und zeigte, daß er ohne die Gothen zu herrschen gedenke. Rom und Italien litten Hunger, und das Volk rief dem neuen Kaiser bei den Schauspielen zu, er sollte dem Menschenfleisch einen Preis setzen: denn Afrika, die Kornkammer des Landes, hatte einen Statthalter, der dem Honorius treu war. Als nun Alarich darauf drang, Afrika durch gothische Krieger erobern zu lassen, Attalus aber sich weigerte, weil er diese Provinz nicht an die Barbaren bringen wollte, versammelte Alarich auf einer großen Ebene, ohnweit Rimini, das gothische und römische Heer, ließ dem, den er Kaiser genannt hatte,

Diadem und Purpur abnehmen, und beides als Unterpand der Versöhnung dem Honorius zusenden; doch schützte er edelmüthig des Attalus Leib gegen Rache. Aber der Hof zu Ravenna blieb unversöhnlich, und selbst die Unterhandlungen, auf die er sich einließ, dienten nur einem verrätherischen Ausfall aus der Festung zur Hülle, durch welchen der Gothe Sarus seinen persönlichen Haß gegen Adolf zu kühlen versuchte. Aufgebracht über den Verlust, den er erlitten, verließ Alarich die Gegend von Ravenna, und zog zum drittenmal gegen Rom, welches nach Attalus Absehung die Parthei des Kaisers, dessen Statthalter über Afrikas Erndten gebot, mit Freuden wieder ergriffen hatte.

Im vierhundert und zehnten Jahr christlicher Rechnung, in der Nacht zum vier und zwanzigsten des Augustmonats, ging die Ahnung des Zerstörers von Karthago in Erfüllung, daß auch für Rom ein Tag der Vergeltung bereit sey \*\*). Die Hauptstadt der Welt ward erstiegen und geplündert. Aber der Greuel der alten Zeit erscheint hier schon durch die stille Einwirkung des Christenthums gemildert, und nach dem Zeugniß unverdächtiger Zeitgenossen beschämten die barbarischen Eroberer Roms durch ihre Menschlichkeit die gerühmten Helden der klassischen Zeit. Alarich hatte durch öffentlichen Ausruf seine Gothen ermahnen lassen, das Leben der wehrlosen Einwohner, vorzüglich derer zu schonen, welche in den christlichen Kirchen Zufluchtsörter aufsuchen würden, und dieser Ermahnung ward durch mehrere außerordentliche Beispiele von Tugend und Großmuth Genüge

\*) 409. \*\*) Das meiste von dieser Eroberung Roms ist in Dunkel gehüllt, weil der Schluß von dem Geschichtswerke des Iosimus, der diese Begebenheit enthielt, verloren gegangen.

geleistet. Das Werk des heiligen Augustinus von der Stadt Gottes, zum Theil in der Absicht verfaßt, die Wege der Vorsehung im Niedersturz der römischen Größe zu zeigen, macht gleich zu Anfange einen Vergleich, wie viel menschlicher die Gothen in Rom, als die Römer in eroberten Städten und zur Zeit der Bürgerkriege in Rom selber gehandelt. „Einige, sagt er, die annoch Christi Namen anseinden, sind doch um dieses Namens Willen von den Barbaren verschont worden. An den Plätzen der Märtyrer und den Tempeln der Apostel, welche die Fliehenden aufgenommen hatten, brach sich die Wuth der Eroberer, und viele wurden von den mitleidigen Feinden selbst in dieselben geführt, um nicht außer denselben von andern weniger mitleidigen gemißhandelt zu werden. Was von Verheerung, Raub und Brand in diesen Unglückstagen verübt worden ist, war Gewohnheit des Kriegs; was aber auf neue unerhörte Weise geschehen, daß die barbarische Roheit zur Milde, und die geräumigsten Kirchen zu Freistätten gegen Mißhandlung und Beraubung ausgesucht worden, die selbst der Grausamste nicht zu verlegen wagte, das gehört dem Namen Christi; dies nicht zu sehen ist Blindheit, dies zu sehen und nicht zu preisen, Undank, dies zu preisen und dennoch zu widerstreben Wahnsinn!“

Aber nicht alle Krieger, welche Marichs Fahnen folgten, waren gothische Christen, und nicht alle gothische Christen den Vorschriften der Religion und ihres Königs gehorsam. Hunnen und andere Völker des Ostens, die noch kein Alphilas befehrt hatte, theilten die Beute des eroberten Roms, und die dreißigtausend ent-

laufenen Sklaven, die im gothischen Lager aufgenommen worden waren, mochten wenig geneigt seyn, gegen ihre ehemaligen Herren großen Edelmoth zu üben. Wie gerecht daher das den Gothen ertheilte Lob seyn mag, so erhellt doch selbst aus diesem Lobe, daß Rom der Schauplatz des Raubes, und seine Bewohner der Gegenstand derjenigen Mißhandlungen waren, die bei einer so verschiedenartigen Zusammensetzung des siegenden Heers leicht erwartet werden mögen. Während der Plünderung gerieth ein Theil der Stadt in Brand, und wiewohl dem Feuer durch die steinernen Gebäude bald Einhalt geschehen mochte, verbreiteten doch die zahlreichen Flüchtlinge, die hinter ihrem Rücken den Rauch hatten aufsteigen sehen, über alle Länder die Kunde, die Hauptstadt der Welt liege völlig in Asche, und veranlaßten so die übertriebenen, von spätern Schriftstellern noch vergrößerten Aeußerungen einiger Kirchenväter, besonders des heiligen Hieronymus, als ob Rom von den Gothen gänzlich zerstört worden sey.

Aber schwerlich wäre ein Zeitraum von drei, höchstens von sechs Tagen hinreichend gewesen, eine solche Zerstörung zu vollenden. In so kurzer Frist verließ Marich eine Stadt, an deren Besitz einst die Herrschaft der Welt geknüpft geschienen, und warf auf eine der Nachwelt unbegreifliche Weise eine Eroberung hin, nach welcher Hannibal und Mithridates vergeblich getrachtet hatten. Indes scheint weder leichtsinnige Wanderungslust noch lächerliche Furcht vor einem griechischen Kriegsheer, welches die Kirchenschriftsteller dem Honorius zu Hilfe ziehen lassen, sondern reife Ueberlegung den Abzug des gothischen Königs bestimmt zu

haben; sein Plan war unstreitig, Sizilien und Afrika zu erobern, um im Besitz Italiens, den ihm Niemand mehr streitig machen konnte, nicht zu verhungern: denn Italien, einst die Mutter vieler und zahlreicher freier Völker, war unter römischer Herrschaft allmählig unfähig geworden, seine abnehmende Bevölkerung zu ernähren. Der Ackerbau war auf den von Sklavenhorden bearbeiteten unermesslichen Landgütern der Großen verfallen, und die prächtigen Landhäuser lagen theils in natürlichen theils in künstlichen Wüsten: wenn die Zufuhr aus Afrika oder Sizilien fehlte, hatten die Herren des fruchtbarsten Landes in Europa kein Brodt. Aber diese wohl durchdachte Unternehmung wurde erst durch einen Sturm unterbrochen, der die

zur Ueberfahrt nach Sizilien bereitete Flotte zerstörte, und bald durch den Tod vereitelt, der den gothischen Helden in der Stadt Cosenza ohnweit der sizilischen Meerenge überraschte. Der kleine Fluß Busento (welchen Jornandes Arentin nennt,) ward die Grabstätte Marichs und seiner Entwürfe. Mitten im Flußbette begraben ihn die Gothen, nachdem sie das Wasser von Gefangenen hatten ableiten lassen; zu ihm legten sie vieles Gut des geplünderten Roms. Darauf gaben sie dem Wasser seinen alten Lauf, und tödteten die Arbeiter, damit keiner die Stätte verriethe, wo Marich mit seinen Schätzen begraben worden. Dies geschah in demselben Jahr, in welchem er als Sieger in Rom eingezogen war.

### Ein und zwanzigstes Kapitel.

#### Der Zug der Westgothen unter Adolf nach Gallien und Spanien. Vertheilung Galliens.

Als Marich begraben war, erhob das Volk der Westgothen dessen Schwager Adolf, einen Jüngling schöner Gestalt und hohen Geistes, zum Könige. Dieser gedachte anfangs die Pläne seines Vorgängers fortzusetzen, schlug aber bald einen entgegen gesetzten Weg ein, und wurde aus einem Feinde ein Bundesgenosse der Römer. Der Geschichtschreiber Drosius hat uns eine merkwürdige Erklärung aufbewahrt, welche Adolf selbst einem vornehmen Bürger von Narbonne über seine Sinnesänderung gegeben, und welche dieser auf einer Pilgerreise

zu Bethlehem dem heiligen Hieronymus in Beiseyn des Geschichtschreibers mitgetheilt hat. „Im vollen Vertrauen auf Kraft und Glück, habe Adolf gesagt, strebte ich einst darnach, den römischen Namen von der Erde zu vertilgen, auf dem Boden des römischen ein gothisches Reich zu errichten, und den Namen Adolf werden zu lassen, was der des Cäsar Augustus gewesen. Aber als die Erfahrung mich belehrt hatte, daß ein Staat ohne Gesetze nicht zu bestehen, und die Wildheit der Gothen keinen Gesetzen zu gehorchen vermöge, entschloß ich

mich, meinen Ruhm in dem Wiederaufbau und der Erweiterung der römischen Herrlichkeit durch die Kräfte der Gothen zu suchen, damit die Nachwelt den als einen Wiederhersteller preise, welcher keiner neuen Schöpfung oder Weltveränderung Begründer werden konnte.“ An diesem Entschluß scheint Weiberliebe einen bedeutenden Antheil gehabt zu haben. Plazidia, des Honorius Schwester, war bei einem der drei Besuche, welche die Gothen in Rom gemacht hatten, als Geißel oder Gefangene mit fortgeführt, jedoch stets mit Anstand behandelt worden. Ihre Schönheit, Geistesbildung, Jugend und hohes Geschlecht bewogen den gothischen König, sich mit ihr zu Forli zu vermählen, oder wie andre vermuthen, nur zu verloben, bis der Widerwille, den die Minister des Honorius gegen diese Verbindung der Kaiser-tochter mit einem barbarischen Fürsten bezeigten, überwunden seyn würde. Es war vorzüglich dieser Punkt, welcher den Abschluß der zwischen Honorius und Adolf angeknüpften Unterhandlungen erschwerte. Adolf bot die Räubung Italiens und seine Dienste gegen die Barbaren und Gegenkaiser an, welche die iberischen Länder verheerten, Honorius aber wünschte, durch die Hand seiner Schwester den römischen Feldherrn Constanzius zu belohnen, der um diese Zeit den ersten und bedeutendsten seiner Feinde, den gallischen Gegenkaiser Constantin, überwunden und gefangen hatte.

Zwei Jahre nach Marichs Tode, nachdem Adolf noch einmal in Rom gewesen, zog das gothische Heer, wie es scheint, in Folge eines vorläufigen Vertrags mit Honorius, aus dem

verödeten Italien über die Alpen \*). Mit den dortigen Ländern war es also beschaffen. Ein Theil des Völkerstroms, der vor sechs Jahren über den Rhein sich ergossen, war während des Kampfs der Anhänger des Honorius und Constantins durch die Pässe der Pyrenäen nach Spanien geleitet worden; Sweben, Wandalen und Alanen verloosten das Land, welches den Trajan und Theodosius hervorgebracht hatte. Die Römer waren uneinig und schwach, und die alten Einwohner wenig geneigt, Völkern zu widerstehen, deren Sitten mit den ihrigen viele Aehnlichkeit hatten. Also wohnten seitdem die Sweben unter ihrem Könige Hermanrich mit den Wandalen in dem nordwestlichen Lande Gallizien, welches das heutige Altcastilien in sich begriff; die Alanen unter Hespential in Lusitanien und Carthagena; der wandalische Stamm der Silinger aber in Bätica, welches von ihnen Wandalicien oder Andalusien genannt worden. Der König dieser Wandalen hieß Sunderich, der Sohn Godegisels, der am Rhein von den Franken erschlagen worden. Alle diese Fürsten scheinen sich mit dem Kaiser in Ravenna verglichen, und dem Schatten des Reichs einige Verehrung gezeigt zu haben. Die Menschen aber, die vor dem gewaltigen Einbruch in die Gebirge und Wälder geflohen waren, sammelten sich wieder zu ihren Hütten, und viele lernten es vorziehen, unter den Barbaren einer dürftigen Freiheit genießen, als unter dem Joche der Römer ein mit Abgaben belastetes Leben zu führen.

In Gallien aber erhob sich nach Constantins Fall als Gegenkaiser Jovinus. Dieser verband sich mit Goar, dem Könige der Alanen,

\*) 412.

die nicht mit über die Pyrenäen gezogen waren; mit Gunthakar, dem Könige der Burgunder, der in der Gegend von Worms seinen Wohnsitz genommen; mit den Fürsten der Allemannen, die in dem Lande zwischen dem Rhein, dem Jura und den Vogesen herumzogen, und mit den Franken im rheinischen und belgischen Niederland. Constanzius aber wich zurück, als der solcher Macht nicht gewachsen war.

Unter diesen Umständen rückte Adolf im südlichen Gallien ein. Die fortdauernde Unentschiedenheit seiner Verhältnisse mit dem Hofe zu Ravenna bewog ihn anfangs, mit Jovin zu unterhandeln; als aber dieser sich zweideutig betrug, seinen Bruder Sebastian zum Nebenkaiser ernannte, und zuletzt den Todfeind des Baltischen Hauses, den Gothen Sarus, der von Honorius beleidigt aus Ravenna gegangen war, in seine Dienste nahm, ließ Adolf dem Honorius die Köpfe seiner Gegner als Preis des Friedens und Bündnisses anbieten. Als dies angenommen ward, überwand und fing er den Jovin, und schickte ihn lebendig, von Sebastian aber das Haupt an den Kaiser. Den Sarus, der von achtzehn oder zwanzig seiner Gefährten begleitet dem Jovin zu Hülfe eilen wollte, umringte er mit zehntausend Mann, und erschlug ihn und die Seinen unedelmüthig im harten Verzweifelungskampfe. Aber der treulose Hof hielt auch diesmal nicht Wort, sondern verlangte von Neuem die Auslieferung der Plazidia. Da ward Adolf zornig, und griff viele Städte an, so dem Kaiser treu geblieben waren. Narbo und Tolosa wurden mit Gewalt genommen, Burdigala öffnete gutwillig die Thore, nur Massilia ward durch den tapfern Bonifaz

glücklich vertheidigt. Darauf feierte Adolf mit großer Pracht seine Vermählung zu Narbonne. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er mit seiner Heirath auf die Genehmigung des Hofes zu Ravenna gewartet, oder daß Plazidia ihre Neigung zu dem heldenhaften Jüngling an die Laune ihres Bruders geknüpft hatte; aber die feierliche Kundmachung geschah erst, als die Hoffnung des Friedens gänzlich verschwunden war. Wir kennen die Feierlichkeiten dieser Vermählung, bei welcher gothische und römische Sitten vermischt erschienen, aus der Schilderung Olympiodors. Das Fest ward im Hause des Ingenuus, eines vornehmen Bürgers, begangen. Plazidia saß im Gewand und Schmuck einer Kaisertochter in einem prächtig gezierten Saale auf einem Thron, ihr zur linken Adolf in römischer Kleidung. Zum Hochzeitgeschenk gab er seiner Gemahlin funfzig schöne Knaben in seidnen Gewändern; jeder derselben trug zwei Becken, eins mit Goldstücken, das andere mit Edelsteinen, die Beute des eroberten Roms, in der Hand. Der abgesetzte Kaiser Attalus stimmte den Hochzeitsgesang an, und beide Völker, Gothen und Römer, überließen sich mit Fröhlichkeit den schönen Aussichten, zu welchen diese glückliche Verbindung berechtigte: denn Honorius hatte keine Kinder, und Adolf war ganz der Mann, das Erbrecht seiner Gemahlin zu vertreten und den verdunkelten Glanz des römischen Diadems zu erneuern.

Heraklea, ein Ort im heutigen Languedoc, der vom heiligen Aegidius den Namen St. Gilles erhalten, wurde eine Zeitlang Sitz dieses Hofes. Eine Inschrift des gothischen Pallastes, die sich daselbst bis auf neuere Zeiten erhalten,

bezeugt die Dankbarkeit des gallischen Volks für den Schutz, welchen die Gothen gegen die Wandalen gewährten, und der Beiname Flavius, welcher darin dem gothischen Fürsten gegeben wird, daß derselbe sich mehr und mehr römischen Sitten anschniegte \*).

Aber so sehr Plazidia bemüht seyn mochte, zwischen ihrem Bruder und Gatten einen beständigen Frieden zu Stande zu bringen, so hinderte doch Constanzius, unversöhnlich über den Verlust Plazidiens und der mit ihrem Besitz verknüpften Ansprüche, den Abschluß desselben. Er führte neues Kriegsvolk nach Gallien, und drängte die Gothen von der Küste allmählig gegen die Pyrenäen. Damals machte Adolf einen Versuch, den Attalus, der beständig seinem Lager gefolgt war, noch einmal als Gegenkaiser aufzustellen; aber der Versuch fand keinen Beifall, und der gothische König zog endlich nach Spanien, vielleicht in Folge eines Vergleiches mit dem Honorius, da Constanzius plötzlich nach Afrika geschickt worden war, um eine Empörung zu dämpfen. Barzellona, welches die Gothen überrumpelten, ward zu Adolfs Residenz und zur Hauptstadt seines neuen Reichs bestimmt; ein Sohn, welchen ihm Plazidia gebahr, erhielt bedeutungsvoll den Namen ihres Vaters Theodosius, und schien die

Ansprüche der Gothen auf die Herrschaft über Spanien zu bekräftigen.

Aber der frühe Tod dieses Kindes, dessen Ueberreste in einem silbernen Sarge, in einer Kirche ohnweit Barzellona, beigesezt wurden, war nur der Vorbote eines größern Unfalls. Adolf hatte unvorsichtiger Weise einen von den Anhängern des Sarus, Namens Dobbius, in seine Dienste genommen, einen Gothen verwegenen Muths, dessen Nachgefühl Adolf noch durch Spöttereien über seine kleine Gestalt reizte. Dieser war es, der den Helden im Marsfall seines Pallastes durch Meuchelmord tödtete; der sterbende Adolf hatte nur noch Zeit, seinem Bruder die Rückgabe Plazidiens und Frieden mit den Römern zu empfehlen. Indes bemächtigte sich ein Fremdling und Todfeind des Hauses der Balten, Siegerich, ein Bruder des Sarus, des westgothischen Throns, und ließ sogleich an der Familie Adolfs seine wilde Rache aus. Die Kinder aus der ersten Ehe des Königs wurden dem Schutze des Bischofs Sigesar entrisen und umgebracht, und die Königin Plazidia gezwungen, unter einem Haufen gemeiner Gefangenen über zwölf römische Meilen zu Fuße vor dem Pferde des Barbaren einher zu gehen, der allem Anschein nach den Mord ihres Gemahls veranstaltet hatte.

\*)

Ataulpho. Flavio.  
 Potentissimo. Regi. Regum. Rectissimo.  
 Victori. Victorum. Invictissimo. Vandalicae.  
 Barbariei. Depulsori. Et. Caesareae. Placidiae.  
 Animae. Suae. Dominis. Suis. Clementissimis.  
 Anathili. Narbonenses. Arecomici.  
 Optimis. Principibus. In. Palatio. Posuerunt.  
 Ob. Electam. A. Se. Heracleam. In. Regiae.  
 Majestatis. Sedem.

pp

Am siebenten Tage seiner Herrschaft ward der Tyrann erschlagen, und Wallia, (wahrscheinlich Adolfs Bruder,) zum König gemacht. Dieser bezeigte sich anfänglich feindselig gegen die Römer, zog längst der Seeküste hin, und traf in der Nähe der Meerenge von Cadix Anstalten, nach Afrika überzuschiffen, und diese getreidereichere Provinz zu erobern: denn Getreide war dasjenige, was den Gothen fehlte, was sie in allen Unterhandlungen von den Römern verlangten, und was diese trotz des besten Willens nur mit großen Schwierigkeiten verschaffen konnten, Umstände, durch welche die Schilderungen der Zeitgenossen von der gänzlichen Verheerung der ehemals fruchtbarsten Länder die größte Bestätigung erhalten. Aber die Unternehmung nach Afrika ward, wie die des Alarich nach Sizilien, durch einen Sturm, der die Flotte zerstörte, vereitelt, und das Meer seitdem von den Gothen als ein ihnen feindseliges Element verabscheut. König Wallia sah sich daher endlich genöthigt, den Anträgen des römischen Feldherrn Gehör zu geben, und Frieden zu schließen. Placidia ward ihrem Bruder zurückgeschickt, und bald darauf mit Constanzius vermählt; die Gothen erhielten sechshundert tausend Maas Weizen, und Wallia machte sich anheischig, gegen Entschädigung in Gallien den eingewanderten Deutschen Spanien zu entreißen und unter römische Herrschaft zurückzustellen. Nachdem er dieses Versprechen wenigstens theilweise erfüllt, und in einem dreijährigen Kriege die Silinger ausgerottet, den König der Alanen erschlagen, und die Wandalen an

die Seeküste, die Sweben in die Gebürge Galliziens gedrängt hatte, wurde ihm dem Versprechen gemäß die gallische Provinz Aquitanien übergeben. So geschah es, daß die Gothen, welche vor siebenhundert und neun und dreißig Jahren Pytheas an der Ostsee gesehen, und welche seitdem an der Weichsel und am schwarzen Meere gewohnt hatten, drei und vierzig Jahr nach ihrem Uebergange über die Donau, in dem schönen Lande zwischen der Garonne und Loire rechtmäßige Herren wurden \*). Unter den beiden großen Städten Burdigala (Bordeaux) und Tolosa wählte sich Wallia die letztere zum Wohnsitz. Das Land Gothien, nachmals auch Septimanie und Languedoc genannt, wurde durch einen Theil des zunächst an den Pyrenäen liegenden Spaniens vergrößert, welcher von den darin vermischten wohnenden Gothen und Alanen, den Namen Gothalanien erhielt, woraus endlich Catalonien geworden. Diesen Anfang nahm das westgothische Königreich in Gallien und Spanien, unter den deutschen Staaten, die sich auf den Trümmern der Römerwelt erhoben haben, der älteste: die noch ältern Sweben- und Wandalenstaaten sind untergegangen. Es würden aber die Spanier auf dieses hohe Alter ihrer Monarchie ungleich hochmüthiger seyn, wenn die Jugendzeit derselben nicht durch die arianische Kezerei besleckt gewesen wäre; die westgothischen Könige mit ihrem Volke glaubten nicht an die Gottheit des Sohns, und verloren darüber den Ruhm an die Franken, die erstgebohrnen Söhne der Christenheit begrüßt zu werden; erst Jahrhunderte nachher ist die in den

\*) 419.

Augen ihrer rechtgläubigen Nachkommen unermessliche Schmach der Kezerei von ihnen genommen worden.

Kaiser Attalus, der bei Adolfs Tode seine letzte Stütze verloren hatte, schiffte sich ein, um nach irgend einem fernen Lande zu entfliehen, fiel aber den Römern in die Hände, und ward nach Ravenna gebracht. Hier wiederfuhr ihm dasselbe Schicksal, das er in den Tagen seines Glücks dem Honorius angedroht hatte: er wurde mit verstümmelter Hand nach einer der liparischen Inseln verbannt, wo er sein unruhliches Leben beschloffen hat.

Den Burgundern, die unter ihrem Könige Gunthakar am Rhein wohnten, räumte Constantius, der statt des Honorius das Reich verwaltete, einen Theil Galliens bis an die Rhone ein, auf daß das alte Helvezien, welches nun lang schon wüste lag, wieder wie vor Alters eine Vormauer gegen wandernde Völker würde. Die weitere Ausbreitung der Franken über die Grenzen des Niederlands, ward wohl durch die innre Uneinigkeit ihrer verschiedenen Stämme mehr als durch die Waffen des römischen Feldherrn Casinus verhindert, der um diese Zeit siegreich mit ihnen gesritten haben soll.

Zu den Zeiten des westgothischen Einbruchs in Italien war Britannien von den Römern verlassen worden, weil in der Noth des Mutterlands die Legionen nicht länger zur Bewachung und Vertheidigung entfernter Provinzen entbehrt werden konnten. Das Beispiel des brittischen Freistaats, der sich nun durch eigene Kraft gegen die wilden Pikten und Caledonier, wie gegen die Anfälle der sächsischen Seeräuber vertheidigte, forderte wahrscheinlich die nord-

westlichen SeeProvinzen Galliens zur Nachahmung auf. Armorika, welches heut Bretagne heißt, verjagte zur Zeit des Anmaasers Constantin die römischen Obrigkeiten, und der rechtmäßige Kaiser Honorius mochte gern eine Freiheit bestätigen, die durch Losreisung von seinem Gegner entstanden war. Obwohl nun nach dem Fall des letztern die SeeProvinzen zur Rückkehr unter den Gehorsam des Kaisers eingeladen wurden, blieb doch ihr Verhältniß schwankend und ungewiß, bis an den Untergang des römischen und die Aufrichtung des fränkischen Reichs.

Also war Gallien unter Gothen, Burgunder, Franken und einen einheimischen Freistaat vertheilt. Sieben Provinzen im Süden, wo römische Herrschaft und Bildung zuerst und am dauerhaftesten Wurzel gefaßt hatten, wurden wie Trümmer aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet, und noch einige Jahre als unmittelbare Besitzungen dem Reiche erhalten. Honorius erklärte Arles, statt des verddeten und unbequem gelegenen Triers, zur Hauptstadt des übrig gebliebenen Galliens, und machte den merkwürdigen Versuch, das Land durch Wiederherstellung der unter seinen Vorgängern vernichteten Volksfreiheit zu retten. Alle Jahre sollten im August der prätorische Präsekt von Gallien, sieben Statthalter der Provinzen, ein Consular und sechs Präsidenten, die Obrigkeiten und Bischöfe von etwa sechzig Städten, und eine Anzahl Landbesitzer zu einem Landtage zusammen treten, um die kaiserlichen Gesetze zu erklären und bekannt zu machen, die Beschwerden und Wünsche des Volks zur öffentlichen Kunde zu bringen, das übermäßige oder

ungleiche Gewicht der Auflagen zu mindern, und über alles dasjenige zu berathschlagen, was zur Wiederherstellung der Ruhe und des Flor's dieser Provinzen beitragen könnte. Aber das Rettungsmittel des römisch gewordenen Europas ward zu spät angewendet. Hätten Trajan oder Hadrian einen ähnlichen Gedanken, und nicht bloß für eine sondern für jede Provinz gesaft, so wäre vielleicht ein Geist des öffentlichen Lebens unter den Völkern wieder erweckt worden; aber in mehrhundertjähriger Knechtschaft war das Gefühl der Freiheit, der Keim des Lebens, verdorrt; das Geschenk der Verfassung wurde mit Gleichgültigkeit oder gar mit Widerwillen aufgenommen, und statt dem Kaiser zu danken fand sich das Volk durch eine Einrichtung beschwert, welche der Trägheit und Bequemlichkeit einige Anstrengungen zur Pflicht machte. So weit war das Geschlecht gesunken, daß es lieber in weichlicher Ruhe sein Unglück beklagen als durch irgend eine Kraftanwendung heilen wollte.

Aber die Fortdauer der römischen Gesetze

und Einrichtungen blieb nicht bloß auf diese sieben unmittelbaren Provinzen beschränkt. Alle germanischen Könige, besonders die Gothen, betrachteten sich weniger als Eroberer denn als Gäste und Bundesgenossen des Reichs, bewarben sich um den Ehrentitel „römischer Feldherr,“ und beherrschten ihre Länder gleichsam im Auftrage des Kaisers. So lang war die Macht bei Rom gewesen, daß selbst von denen, die sie zerstörten, dem Namen derselben noch Ehrfurcht bezeigt und gewissermaßen die Fortdauer gesichert ward. Die Römer und Provinzialen fuhren fort, nach ihrer bisherigen Weise zu leben, die Eroberer ehrten, nachdem sie einen Theil der Ländereien genommen \*), das Eigenthum der übrigen, und da sie von Auflagen nichts wußten, hätten sich die von den Barbaren Unterjochten bei der Vergleichung mit dem Druck, den sie einst von den römischen Finanzbedienten erlitten hatten, vielleicht glücklich preisen können, wenn der Mensch nicht geneigt wäre, jede Veränderung seines Zustandes für ein Unglück zu halten.

\*) Der Burgunder erhielt von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, von Sklaven ein Drittheil. Leg. Burg. §. 54. Wälder blieben gemeinschaftlich. Das Land selbst, das so durch Theilung erworben war, hieß *soos* (*sors*) und das Recht darauf *hospitalitas* (Gastlichkeit.) Der Burgunder hieß der *hospes* oder Gast des Römers, der Römer der des Burgunders.

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

## Die Wanderung der Wandalen \*).

Als Constanzius und Honorius gestorben waren, und Plazidia im Namen ihres minderjährigen Sohns zweiter Ehe, Valentinians III, das Reich verwaltete, wurden die römischen Heere von zwei Feldherren, Aetius und Bonifazius, befehligt, welche wegen ihrer Tapferkeit die letzten Römer genannt zu werden verdienen. Aber statt das sinkende Reich zu stützen, verschuldeten sie durch ihre Uneinigkeit den Verlust der wichtigen Provinz Afrika. Aetius, der dem Bonifazius die Statthalterschaft über dieselbe beneidete, machte der Kaiserin seine Treue verdächtig, und überredete sie endlich, die Wahrheit seiner Anklage durch die Abrufung des verrätherischen Comes zu erproben, der gewiß dem Befehl nicht gehorchen würde. Dieses wußte er wohl, denn er selbst hatte heimlich unter dem Scheine der Freundschaft an ihn geschrieben, er möge nicht kommen, wenn er nicht durch einen ungerechten Urtheilspruch fallen wolle. Auf dieses beschloß Bonifazius, der Kaiserin den Gehorsam aufzukündigen. Da er sich aber zur Behauptung der Selbständigkeit zu schwach fühlte, schickte er an Gunderich und Giserich, die Könige der Wandalen, aus deren Volke seine Gemahlin war, und ließ sie einladen, zu ihm nach Afrika überzuschiffen, die Herrschaft dieses Landes mit ihm zu theilen und

gegen den Angriff der Römer mit gemeinschaftlichen Kräften zu vertheidigen.

Die Wandalen, (deren Namen Tacitus unter den ältesten Benennungen der deutschen Völker <sup>1)</sup>, Plinius aber unter den fünf germanischen Hauptstämmen anführt, — die Jornandes an den Küsten der Ostsee von den Gothen bezwingen läßt <sup>2)</sup>, — nach deren Namen im Dio das schlesische Gebürge genannt ist <sup>3)</sup>, — die (bei Capitolin) zur Zeit des markmannischen Kriegs nebst Markmannen, Quaden und Sarmaten aus Pannonien verjagt wurden, darauf von den Gothen am Flusse Maros geschlagen vom Kaiser Constantin Wohnsitz in Pannonien erslehten <sup>4)</sup>, die endlich, während ihr Landsmann Stiliko das römische Reich verwaltete, über den Rhein nach Gallien und von da nach Spanien zogen und dessen südliche Gegenden, das von ihnen benannte Wandalicien oder Andalusien, in Besitz nahmen,) hatten eben damals ein vereintes Heer Römer und Gothen unter dem römischen Feldherrn Castinus überwunden, und sich der Städte Sevilla und Karthagena bemächtigt. Der Tod König Gunderichs, durch welchen die Herrschaft an Giserich kam, beförderte die Ausführung des Unternehmens, zu welchem Bonifazius einlud. Giserich oder Genserich ersetzte den Mangel ächter Geburt und körperlicher

\*) 428 — 439. <sup>1)</sup> Germania 2. Quidam autem appellationes Marsos, Gambrivios, Svevos, Vandalios adfirmant. <sup>2)</sup> Jornandes 14. Gothi Vandalos subjugantes suis applicuere victoriis. <sup>3)</sup> Dio LV. albis Vandalicis montibus profluens, (wofern nicht hier die Wenden gemeint werden.) <sup>4)</sup> Jornandes 45.

Wohlgestalt durch diejenige Eigenschaften, durch welche sich von jeher Völkerstürmer und Staatenbegründer ausgezeichnet haben. Wie der jüngere Welterkämpfer Timur war er durch einen Sturz vom Pferde an einem Beine gelähmt; er sprach wenig, und verrieth nie das Geheimniß seiner weitsehenden Entwürfe; ein Verächter der Schwelgerei war er Sklave des Borns und der Habsucht; er verstand es vortreflich, die Völker aufzureihen, den Samen der Zwietracht unter sie zu streuen, sie durch gegenseitigen Haß zu verwirren und seinen Plänen dienstbar zu machen. Von seiner Entschlossenheit gab er noch im Augenblicke seiner Abfahrt aus Spanien einen unzweifelhaften Beweis. Hermanrich, König der Sweden, gedachte das Land, welches die Wandalen nun verlassen hätten, in Besitz zu nehmen, und rückte mit Heeresmacht vor, ehe Giserich sein Volk eingeschiffet hatte. Zwar ergriff er alsbald die Flucht, als er vernahm, daß Giserich umgewandt habe und gegen ihn ziehe; er ward aber bei Merida eingeholt, geschlagen, und fliehend von den Wellen des Guadiana verschlungen.

Jetzt erst bewerkstelligte Giserich die Einschiffung seines Heers auf Fahrzeugen, welche theils Bonifazius geschickt, theils die Spanier, durch den Wunsch angetrieben, ihrer Gäste erledigt zu werden, hergegeben hatten \*). Die Zahl aller Köpfe belief sich nicht höher als auf achtzig tausend Mann; das Herbeiströmen gothischer und spanischer Abentheurer erklärt das anscheinende Mißverhältniß, daß dennoch der streitbaren Männer allein gegen funfzigtausend gezählt wurden. Aber die Macht Giserichs

ward bald nach seiner Landung durch die alten Einwohner des Landes, die Mauritanier oder Mauren, besonders aber durch die Donatisten verstärkt, eine vom Hofe heftig verfolgte Kirchenparthei, der sich der arianische Giserich staatsklug sogleich als Befreier ankündigte.

Schon hatten die Wandalen von den ihnen versprochenen Landstrichen Besitz genommen, und durch ihre Ankunft und die heimlichen Anstalten ihres Königs das übrige Afrika mit unruhigen Bewegungen erfüllt, als ein treuer, von der Kaiserin an Bonifazius abgesandter Diener das unglückliche Mißverständniß entdeckte. Aber diese Entdeckung kam zu spät. Umsonst war es, daß der römische Feldherr augenblicklich zum Gehorsam seiner Gebieterin zurückkehrte, und den Wandalenkönig erst mit Güte, dann mit Gewalt zur Verlassung Afrikas zu bewegen suchte; er wurde in einer Schlacht besiegt und zum Rückzuge nach dem Hafenplatz Hippo genöthigt, der durch seinen Bischof, den h. Augustinus, mehr als durch die alten Könige Numidiens, die daselbst ihren Wohnsitz gehabt hatten, berühmt ist. Die Belagerung dauerte über vierzehn Monate, und dem großen Kirchenlehrer ward durch seinen rechtzeitigen, während derselben erfolgten Tod der Kummer erspart, den Einzug der kaiserlichen Wandalen und den Untergang der von ihm wiederhergestellten afrikanischen Kirche zu sehen. Da die See offen war, setzte Placidia durch eine ansehnliche, von morgenländischem Kriegsvolk verstärkte Macht den Bonifazius in den Stand, noch eine Schlacht gegen die Wandalen zu wagen; er verlor sie, und entschied durch die gleich

\*) 429.

darauf beschlossene Räumung der Festung Afrikas Schicksal.

Denn wiewohl der Thron des wandalischen Eroberers unter innern Unruhen wankte, und Giserich, durch die gerechten Ansprüche der Söhne seines verstorbenen Bruders Guntherichs bedroht, zu einem Scheinfrieden mit Rom genöthigt ward, in welchem er sich mit einem Theile der eroberten Provinz zu begnügen versprach, so ließ er doch acht Jahre nach des Bonifazius Abzug die Hauptstadt Afrikas, das vor Alters handels- und kriegsmächtige, von Scipio zerstörte, von August wieder hergestellte Karthago überrumpeln, und begründete durch ihren Besitz die Sicherheit und Dauer seines wandalischen Reichs. Afrikas fruchtbare Seeküste, heut zu Tage das Eigenthum der frechen Räuber, von denen die mächtigsten Völker der Christenheit sich höhnen lassen, war also in einer Ausdehnung von neunzig Tagereisen der Wohnsitz eines deutschen Volks geworden, welches seit seinem ersten Erscheinen an den Ufern der Ostsee, endlich an Lybiens Grenzen erblickt wird. Aber barbarische Grausamkeit und Treulosigkeit besleckte den Character des Königs, und die Unschuld des wandalischen Volks ward bald durch die Schwelgerei und die einheimischen Laster der höchst verderbten Provinz verführt; zugleich machte die Wuth, womit der arianische Hof die Katholiken verfolgte, dieses blühende Land zu einem Schauplatz mannigfaltiger Greuel.

Indeß breitete Giserich in wenig Jahren seine Herrschaft über das Mittelmeer aus. Die

Sandwüsten, die sein lang gestrecktes Gebiet im Süden begrenzten, konnten seine Eroberungslust nicht reizen, er warf daher seine Blicke auf das Meer, und schuf eine Seemacht, welche fünfshundert Jahr nach Karthagos Fall erfolglos die Eroberungen machte, an welchen die Königin der Meere gescheitert war, Sizilien, Sardinien und Corsika unterwarf, und zuletzt eine späte und grausame Rache von Afrikas Küsten an die Gestade der Tiber hinüberführte.

Es ist aber nach Prokops Nachrichten \*) nicht das ganze Volk der Wandalen gen Westen gezogen, sondern mehrere Stämme sind in ihren östlichen Wohnsitzen zurückgeblieben; jene Wanderer waren, wie es scheint, Gefolge, welche hinter ihren Kriegsfürsten aus dem Geschlechte der Silinger und Asdinger Abenteuerer auffuchten. Als nun diese Zurückgebliebenen von der Macht und dem Reichthum hörten, den jene erworben, schickten sie Gesandte nach Afrika, und ließen die völlige Abtretung des von den Ausgewanderten verlassnen Grundeigenthums nachsuchen, damit sie dasselbe gegen den Feind mit Leib und Leben vertheidigen möchten. Giserich und die übrigen Wandalen zeigten sich bereit, dieser Forderung zu genügen; da trat ein Greis, durch Weisheit und Geburt ausgezeichnet, auf, und sprach, wie in menschlichen Dingen nichts beständig, das Gegenwärtige unsicher sey, und das Zukünftige keine Möglichkeit ausschliesse. Auf dieses wurden die Gesandten unverrichteter Sache entlassen, obwohl

\*) Procop. de bello Vandal. I. 22.

die meisten der Wandalen die geäußerte Besorgniß verlachten, die von dem Erfolge so sehr gerechtfertigt ward. Uebrigens sind die im Vaterlande gebliebenen Wandalen bald nachher unter den einwandernden Wenden vergangen, wel-

che daher im Latein des Mittelalters häufig selbst Wandalen genannt werden. Noch jetzt werden die Namen Wenden und Wandalen in den Titeln einiger Könige und Fürsten verwechselt.

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

### Der Völkerzug des Attila.

Zwanzig Jahr nach Afrikas Eroberung entstand auf Veranlassung der Wandalen für ganz Europa Gefahr, eine Beute der Hunnen zu werden, und für die Römer Gelegenheit, noch kurz vor ihrem Untergange das viele Böse, welches sie der Welt gethan, durch einen großen Rettungskampf zu versöhnen.

König Giserich nehmlich, der je älter je grausamer ward, warf Verdacht auf seine Schwiegertochter, daß sie ihn vergiften wollen, um eher Königin zu werden, ließ ihr Nase und Ohren abschneiden, und schickte sie so ihrem Vater, dem westgothischen Könige Theoderich, Valias Nachfolger, nach Toulouse zurück. Seitdem fürchtete der Tyrann, der tödtlich beleidigte Vater möchte sich mit den Römern zum Rachefriege gegen ihn verbinden. Daher schickte er Boten mit Geschenken an Attila, König der Hunnen, und ließ ihn einladen, die beutereiche Westwelt zu überziehen.

Das Volk der Hunnen, welches den ersten Anstoß des großen Völkersturms gegeben, der

über Europa dahin gerauscht war, hatte seitdem mit seinen Heerden ruhmlos an den Ufern der Donau geweidet. Aber in der Trennung der Stämme war das Schrecken, welches sie vor sich her gesendet, verschwunden; ihre Häupter dienten den Römern um Sold, bis Attila, der Sohn Mundzuck's, durch den Tod seines Oheims Roas oder Rugilas zur Herrschaft gelangte \*).

Dieser große Eroberer, den noch spätere Geschlechter eine Geißel Gottes genannt haben, entledigte sich durch Mord seines Bruders Bleda, der mit ihm gemeinschaftlich herrschen sollte, und unterwarf sich in wenig Jahren alle Stämme der Hunnen, dann die germanischen, slavischen und tartarischen Völkerschaften, die im Verfall der hunnischen Macht allmählig ihre Unabhängigkeit wieder gewonnen hatten. Er wird ein König Germaniens und Scythiens genannt, denn vom kaspischen Meer bis an den Rhein zogen nach und nach zahllose Völker zu seinen Fahnen; aber es würde vergebliche Mühe seyn, die Grenzen dieses

\*) 428.

Reichs, die dem Herrscher selbst nicht bekannt seyn konnten, bestimmen zu wollen. Es war eigentlich nicht ein Reich, sondern ein großer Waffenverein kriegerischer Völker, deren eben so viele sein Ruhm und sein Glück angelockt als sein Schwert unterjocht haben mochte. Dieses Schwert, welches ein Hirt auf einer Steppe Scythiens gefunden, und dem König gebracht hatte, ward für das Schwert des Kriegsgotts und für unüberwindlich gehalten: nach der ruhmlosen Bezwingung unbekannter Länder im Osten und Norden bewährte Attila diesen Glauben durch eine Reihe von Siegen, die er gegen die Römer von Constantinopel erfocht, auch für die südliche Welt. Er überschritt die Donau, und verheerte die ganze Breite des ungeheuren Landstrichs, der sich vom schwarzen bis zum adriatischen Meere hindehnt. Die meisten der alten Städte dieser einst herrlich angebauten Erdgegend, unter ihnen Sirmium, Singidunum, Sardica, Naissus ic., sind damals wüste geworden, hunderttausende von Gefangenen in hunnische Knechtschaft geschleppt worden. Kaiser Theodosius II. zitterte hinter den durch ein Erdbeben zertrümmerten Mauern von Constantinopel, und erkaufte durch Abtretung der südlichen Donauländer bis an die Grenzen Thraziens und einen jährlichen Tribut von zweitausend Pfund Goldes einen schimpflichen Frieden.

In einer Ebene des heutigen Oberungarns, zwischen der Donau, der Theiß und den karpatischen Gebürgen, mitten in einem großen Dorfe, zu welchem allmählig sein Lager sich gestaltet hatte, stand der Pallast des Völkerbeherrschers, von Holz wie die übrigen Gebäude,

aber ausgezeichnet durch seinen weiten Raum, seine Höfe und Hallen, und von einem mit Thürmen besetzten Pfahlwerk umgeben. Hier empfing Attila die Gesandten des Hofes von Constantinopel, unter denen Priskus diese Geschichte beschrieb. Abend- und Morgenland, deutsches und hunnisches Wesen erschienen an diesem Hofe in wunderbarer Mischung. Neben der hunnischen herrschte die gothische Sprache; Balamir, der Ostgothe, und Ardarich, der Gepide, saßen im Rathe des Königs. Seiner Gemahlinnen waren mehrere, nach asiatischer Weise, aber diese Frauen waren nicht von argwöhnischer Eifersucht zu immerwährendem Gefängniß verdammt, sondern empfangen und bewirtheten die Fremden in ihren mit römischen Kostbarkeiten verzierten Gemächern. Attila selbst gab den Gesandten ein prunkvolles Gastmahl. Die Krieger, die ihn umgaben, hatten schmuckreiche Kleider und Waffen, und speisten, wie die Gesandten, auf goldenen und silbernen Schüsseln künstlich bereitete Gerichte; aber der Gebieter, vor dessen furchtbarem Blick sie zitterten, trug schlechte Kleidung, ward mit hölzernen Gefäßen bedient, aß nichts als Fleisch, und verschmähte nach Weise des Volks sogar die Leckerei des Brodts. Seine Gesichtsbildung war die eines Hunnen, aber sein Geist durchschaute und verspottete die Schwäche wie die Arglist des byzantinischen Roms. Als der Abend kam, traten Sänger herein, und sangen von den Thaten der Helden, daß Greise bei der Erinnerung Thränen vergossen, und Jünglinge von Begier zu kämpfen entbrannten. Wie an den Höfen des spätern Mittelalters ergözte nach Beendigung des Gesangs und Saitenspiels

ein Narr die Versammlung; aber Attila entfaltete seinen majestätischen Ernst nicht eher zu einem freundlichen Lächeln, als bis sein jüngster Sohn, Arnac, hereingeführt ward, von dem er, wie einer der Anwesenden dem Priskus vertraute, einem Scherzspruche zu Folge die Fortdauer seines Stammes erwartete.

Attilas Lager war der Zufluchtsort von Helden und Abentheurern. Aetius, der nachmals Europa vor den Hunnen gerettet, war in frühern Jahren zweimal unter ihnen als Flüchtling, und vielleicht Attilas Waffengefährte; Drestes, dessen Sohn nachmals zu Rom Kaiser geworden, und Eddekon, Vater des ersten barbarischen Königs von Italien, waren Attilas Diener. Wenn er einen der Seinigen belohnen wollte, schickte er ihn nach Constantinopel als Botschafter mit Anweisung auf große Geschenke, die ihm dort gemacht werden mußten. Ein großer Theil des Frevels, den die Gesandten des alten Roms an freien Völkern und Königen verübt haben, ist damals gegen den Schwächling Theodosius II. vergolten worden: als endlich dessen Minister, der Verschnittene Chrysaphius, einen Versuch machte, sich des Uebermüthigen durch bestellten Mord zu entledigen, der Anschlag aber mißlang, ließ Attila dem Kaiser das Verbrechen, worein er gewilligt, durch eigne Gesandte verweisen, und sich die Begnadigung des Ministers durch reiche Geschenke abkaufen.

Dieser Unwiderstehliche war es, welcher von Giferich angeregt ward, das Abendland zu überziehen. Zu derselben Zeit ward ihm noch anders woher ein unerwarteter Anreiz. Honoria, Plazidiens Tochter, die zur Strafe ver-

botener Liebeshandel von ihrem Bruder, Kaiser Valentinian III. nach Constantinopel geschickt worden war, wo sie in Gesellschaft der frommen Schwester des Kaisers Theodosius II. Pulcheria, widerwillige Keuschheit üben mußte, gerieth auf den außerordentlichen Gedanken, sich durch eine Vermählung mit dem Könige der Hunnen aus ihrem verdrießlichen Kerker zu befreien. In dieser Absicht schickte sie ihm durch einen treuen Verschnittenen einen Ring, und ließ ihn einladen, um ihre Hand, und mit derselben um die Herrschaft des Abendlands zu werben. Attila nahm diesen Antrag an, und setzte den abendländischen Hof durch die Forderung in Erstaunen, ihm die Prinzessin zur Gemahlin und zugleich die Hälfte des Reichs, als das ihr entzogene väterliche Erbe, zur Mitgift zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß Honoria keine solche Ansprüche habe, weil das römische Reich nur Männern nicht Weibern gehöre; auch könne ihm ihre Hand nicht gegeben werden, weil dieselbe schon an einen andern gegeben sey. Die unglückliche Fürstentochter scheint nehmlich nach Entdeckung ihres Plans von Constantinopel mit Abscheu angesehen und nach Rom geschickt worden zu seyn, wo man sie, vermuthlich dem Namen nach, mit einem unbekanntem Manne vermählt in engem Gewahrsam hielt: denn Attila ließ durch wiederholte Gesandtschaften erklären, daß sie nichts unwürdiges begangen habe, sich dem zu verloben, der vom Kaiser Tribut zu fordern berechtigt sey.

Aber auch die Fortzahlung dieses Tributs ward ihm damals von Marzian, der auf Theodosius II gefolgt war, nach altrömischer Weise verweigert. Gold habe der Kaiser, sprach sein

Gesandter, nur für seine Freunde, dagegen Eisen für seine Feinde. Nach dieser Beleidigung hätte man erwarten sollen, daß Attila seine Waffen gegen die so oft verhöhnten griechischen Römer wenden würde; aber sey es, daß die Festigkeit ihrer Hauptstadt ihn bedenklich machte, oder daß das Bündniß mit den Wandalen und die Ansprüche, die er durch Honorias Besitz zu erwerben hoffte, ihn bestimmten: er verschob die an Constantinopel zu nehmende Rache, und führte das Aufgebot seiner zahlreichen Völker gegen Westen. Seiner Krieger sollen über eine halbe Million gewesen seyn. Dies ist der größte Heereszug, der aus Osten über den Rücken des alten Europas gegangen; eine an Zahl vielleicht nicht geringere, an Waffen und Kriegskunst weit überlegene Macht, die dreizehnhundert und ein und sechzig Jahre nachher in entgegengesetzter Richtung gegen Osten gezogen, hat Scythien so wenig als Attila Gallien bezwungen, ist aber schmachvoller untergegangen.

Als Attila mit den Königen der Ostgothen, Gepiden, Heruler, Rugier, Scyren, Neuren, Bastarnen und anderer Völker des Ostens die Donau hinauf gegen Gallien zog\*), fand er die Germanen, die seit Marbods Zeiten den römischen Grenzen gefährlich gewesen waren, zu gleichem Vorrücken bereit: die Markmannen, Quaden und Sweben traten unter seine Fahnen. Darauf ward in der Gegend, wo der Rhein mit dem Neckar zusammen fließt, das hunnische Heer durch fränkische Schaaren verstärkt. Es herrschten nehmlich über das Volk der Franken am Niederrhein zwei uneinige Brüder, die Söhne Chlodios, welcher das Gebiet

der Franken bis an die Somme ausgedehnt und Cambrai erobert hatte, von Aetius aber geschlagen worden war. Dieser und sein Vater Pharamund, der ums Jahr 420 aus dem innern Germanien zu den rheinischen Franken eingewandert zu seyn scheint, sind die ersten der langhaarigen Könige der Franken, deren Namen von der Geschichte genannt werden. Von den Brüdern aber, welche zur Hunnenzeit um die Herrschaft stritten, ward der jüngere endlich vertrieben und floh nach Rom zum Kaiser, wo der Geschichtschreiber Priskus ihn gesehen, und sein langes, über die Schultern fallendes Haar bemerkt hat. Dagegen wandte sich der ältere an Attila um Hülfe, und der König der Hunnen ergriff mit Begier ein Bündniß, welches seinen Absichten auf das Abendland so förderlich schien.

Mit diesem aber war es damals also beschaffen. Plazidia lebte nicht mehr; für ihren Sohn Kaiser Valentinian III. verwaltete der tapfere Patrizier Aetius das Reich, und machte den Flecken seiner frühern Jahre durch ruhmvolle Thaten und staatskluge Einrichtungen vergessen. Den Burgundern erweiterte er das Gebiet am Fuße der Alpen, welches ihnen schon Constanzius eingeräumt hatte, damit die Eingänge Galliens und Italiens von ihnen, wie einst von den alten Helveziern, bewacht würden; die hochmüthigen Franken demüthigte er durch eine Niederlage, die ihnen einen Theil des belgischen Niederlands entriß; den Alanen gab er einen Landstrich an der Loire mit Verpflichtung zum Kriegsdienst, und die Gothen in Toulouse, welche auf das ganze südliche Gallien Eroberungspläne machten, ließ er

\*) Im Jahre 451.

gewahren, daß wenigstens unter seiner Anführung die Römer noch zu kämpfen verstanden.

Aber durch Attilas Ankunft gewann dieses alles eine andere Gestalt: die Römer und die in ihren Provinzen angesiedelten Deutschen mußten nun ihre Streitigkeiten enden, wenn sie nicht beide untergehen wollten. Diese natürliche Vereinigung suchte der listige Hunne durch Künste zu hindern, für welche glücklicher Weise Aetius zu viel, die Westgothen zu wenig Staatsklugheit besaßen. Ehe er nehmlich in Gallien einbrach, schickte er Botschaft gen Rom, und unterstützte sein früheres Gesuch um Honorias Hand durch das Anerbieten, die Länder, die er als deren Erbtheil begehrt hatte, ihren jetzigen unrechtmäßigen Besitzern zu entreißen. Er komme, schrieb er, als Freund des Reichs, um dasselbe von denen zu befreien, die seinen Boden widerrechtlich eingenommen hätten. Von jeher wären Hunnen und Gothen Feinde gewesen, wie Römer und Gothen; daher hoffe er in Bekämpfung des gemeinsamen Feindes freundlich unterstützt zu werden. Zu derselben Zeit schrieb er an den König Theoderich nach Toulouse: „Hunnen und Gothen könnten nur einen Zweck haben, den nehmlich, die Welt von Rom zu befreien; darum möge er sich, wenn er es wohl meine, mit ihm gegen die Römer vereinigen.“ Aber eine List, die in Jahrhunderten größerer Weisheit solche getäuscht hat, die sich für die Klügsten achteten, scheiterte an

dem gefunden Menschenverstande des gothischen Königs. Darum, als der Kaiser ihm schrieb, „Römer und Gothen müßten jetzt zusammen halten gegen den Feind des menschlichen Geschlechts, der die ganze Welt in Knechtschaft zu stürzen bereit sey, der für recht halte, was ihm gut dünke, und sich nicht einmal die Mühe gebe, Scheingründe seines Verfahrens aufzusuchen; die Gothen sollten sich der alten Beleidigungen erinnern, und wie noth ihnen ein Bündniß mit den Römern sey, aus der Mühe abnehmen, die Attila sich gebe, dasselbe zu hintertreiben“ — antwortete Theoderich: „Wie sehr der Hunne seiner Siege sich rühmt, versiehen es doch die Gothen auch, Uebermüthige zu strafen. Nie hat uns ein anderer Krieg schwer geschienen als ein ungerechter; unser Volk aber denkt wie wir.“

Darauf schickte der Kaiser zu den Burgundern im Lande der alten Helvezier, zu den Alanen an der Loire, zu den romanischen Franken in Belgien, zu den germanischen Franken am Rhein, zu einem Stamme der Sachsen, der an der Mündung der Loire, in der heutigen Vendee, zum Ackerbau angesiedelt war \*), und zu den freien Bewohnern von Armorika. Allen diesen ließ er die gemeinsame Gefahr vorstellen, und alle diese versprachen ihm Hülfsvolk. Also vereinigten sich Römer, Gothen, Burgunder, Gallier, Franken und Sachsen mit einander gegen die Hunnen und ihre Bundesgenossen \*\*).

\*) Die Zeit dieser Ansiedelung ist unbekannt. Bereits in der Notitia Imperii, die unter der Regierung des Honorius angefertigt worden seyn mag, wird ein Theil der Küste des damaligen Galliens littus saxonicum genannt.

\*\*) Die Namen bei Jornandes sind: Franci, Sarmatae, Armoritiani, Liti (Laeti), Burgundiones, Saxones, Riparioli, Breones (aus Rhätien), quondam milites Romani, tunc vero jam in numero Auxiliarium exquisiti, aliaque nonnullae jam celticae et germanicae nationes.

Diese aber gingen ohnweit der Neckarmündung auf einer Schiffbrücke über den Rhein. Gundahar, König der Burgunder, der an einem der Pässe, die das Land Gallien verwahren, wider sie streiten wollte ward erschlagen, was von den Städten am Rhein, und in den belgischen Provinzen aus den vorigen Verwüstungen noch übrig war, namentlich Metz, Trier und Tongern, sank in Trümmer: die Hunnen glaubten, der Städte entbehren zu können.

Da erschrak Sangipan, der König der Alanen, die an der Loire in und bei Orleans wohnten, und sandte heimlich zu Attila und ließ ihm sagen, er wolle ihm Orleans übergeben, wenn ihm Schonung bewilligt würde. Aber Aetius, der den Anschlag erfuhr, entbot noch zu rechter Zeit den Verräther zu seinem Heer, und stellte ihn so, daß er wider Willen gegen Attila streiten mußte. Orleans ward mit neuen Werken und tapfern Bertheidigern versorgt. Den letztern sprach Bischof Anianus Muth und Ausdauer ein. Als nun die Mauern schon erschüttert, und die Vorstädte erobert waren, alles aber, was die Waffen nicht tragen konnte, auf den Knien lag, schickte Anianus, welcher ängstlich Tage und Stunden zählte, einen Vertrauten auf den Wall, um in die Ferne zu blicken. Zweimal kam er ohne Trost zurück, aber beim drittenmal meldete er, daß er am äußersten Gesichtskreise eine kleine Wolke entdeckt habe. Es ist Gottes Wille, rief der Bischof, und das ganze Volk wiederholte mit andächtigen Vertrauen den Ausruf. Wirklich waren es die Fahnen der Römer, Westgothen, und der mit ihnen vereinigten Völker, die unter des

Aetius und Theoderich Anführung zum Entsat von Orleans anrückten.

Attila aber wartete deren Ankunft nicht ab, sondern zog sich über die Seine nach Gegenden, wo er seine Reiterei besser zu brauchen hoffte. Die Gepiden mußten mit großem Verluste seinen Rückzug gegen die verfolgenden Franken decken. Als er nun die Catalaunischen Gesilde, da wo heut Chalons an der Marne ist, erreicht hatte, machte er Halt, das verbündete Heer zu erwarten.

Die weite von der Marne durchflossene Ebene wird durch mehrere Hügel unterbrochen. An dem bedeutendsten derselben trafen die Heere der Abendwelt auf die hunnische Macht. Den linken Flügel führte Aetius, den rechten Theoderich, in der Mitte zwischen Römern und Gothen war Sangipan, der verdächtige Alan, gestellt. Unermesslich schien andrer Seits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Ardarich, der Gepide; den andern Theodemir, Theoderich, Walamir, die Fürsten der Ostgothen. Attila stellte diese den Westgothen gegenüber, weil er meinte, Brüder stritten besser gegen Brüder. Also besleckten die Amaler die Ehre ihres Stamms durch Dienstbarkeit unter dem Hunnen; nur Walamir genoß, wie Ardarich, einige Gunst. Der übrige Haufe der Könige achtete, gemeinen Krieger gleich, auf des Attila Wink, und gehorchte, zitternd und ohne Worte, seinem Befehl; er allein, der König der Könige, war um das Ganze bekümmert.

Diesmal aber bestürmten schwarze Ahnungen seine Seele. Die Hunnen hatte der Rückzug entmuthet, und die Wahrsager verkündeten Unglück; doch werde der Anführer der Feinde

ten Sieg mit dem Leben bezahlen. Da gedachte Attila, daß dem Aetius der Untergang bestimmt sey, und wollte um diesen Preis einen Unfall ertragen; denn er erkannte, daß das Reich auf dem einen beruhe.

Der Kampf begann an dem Hügel, dessen beide Heere sich zu bemächtigen strebten, und ward bald zur wüthenden Schlacht. Hundert und zwei und sechzigtausend, (nach andern noch mehr) sollen gefallen seyn; ein Bächlein, welches durch die Ebene rann, schwoll vom Blut zum reißenden Strom. Wohl muß das menschliche Geschlecht für seine Könige geböhren seyn, sagt Jornandes, da die Laune eines Einzigen in einem Augenblick Völker hinwegrafft, zu deren Erzeugung die Natur der Jahrhunderte bedurfte! Aber Römer und Gothen fochten für die Sache der Menschheit. Was wäre Europa unter dem Stecken des Kalmücken geworden?

In dieser Schlacht ward König Theoderich, als er die Seinigen ermunterte, durch eine ostgothische Lanze vom Pferde geworfen und unter den Hufen der Rosse zertreten. Torismund unwissend, daß er gefallen, rächte den Vater durch Sieg. Nach unermesslichem Verluste zog sich der Bezwiner Scythiens und Germaniens mit einbrechender Nacht in seine Wagenburg, und ließ unzählige Sättel aufhäufen, um, wenn er verfolgt würde, sie anzuzünden und im Feuer zu sterben; zugleich schreckte ein furchtbares Getöse von Waffen, Schlachthörnern und Menschenstimmen die zum Sturm anrückenden Sieger. Diese rathschlagten anfangs, die Hunnen durch Hunger zu zwingen; bald aber zogen die Gothen heim, wie es scheint, durch eignen Mangel genöthigt. Vorher hatten sie ihres

Königs Leiche feierlich, vor Attilas Augen, mit Siegesgesang bestattet, und den tapfern Torismund auf einem glänzenden Schild zu seinem Nachfolger erhoben. Aetius selbst, erzählt Jornandes, rieth dem jungen Fürsten, sich zu Hause der Herrschaft zu versichern; der römische Feldherr habe den gänzlichen Untergang der Hunnen verhüten wollen, um sich ihrer im Nothfall gegen die Gothen, vielleicht wie vormals gegen den Kaiser selbst, zu bedienen. Attila aber, als er die Stille im Lager seiner Feinde gewahr ward, brach auf und zog mit der Geberde des Siegers über den Rhein.

Die verderbliche Staatskunst, die aus Mißtrauen gegen den Freund des ärgsten Feindes schonte, ward früh genug gestraft. Im folgenden Jahre erneuerte er seine Anforderungen, und wandte sich, als dieselben wiederum abgewiesen wurden, gegen Italien, welches von keinen Gothen vertheidigt ward. Drei Monate widerstand ihm das reiche und bevölkerte Aquileja; als es im vierten durch Sturm fiel, ward es von Grund aus zerstört; hundert Jahre nachher suchte man die Trümmer. Hierauf plünderte und beschädigte Attila, ohne sie ganz zu zerstören, viele uralte Städte, unter ihnen Verona, Bergamo, Brescia, Mailand, Pavia; in Mailand ließ er auf einem Gemälde, wo der Kaiser von ihm Tribut empfangend dargestellt war, seinen und des Kaisers Platz vertauschen; nach Ravenna zog er durch eine Oeffnung der Mauer, welche die Einwohner ihm zum Zeichen der Unterwürfigkeit hatten machen müssen. Damals, wo vor der Grausamkeit der Hunnen viele Bewohner des festen Landes auf die Inseln im adriatischen Meer entflohen,

ist der Grund des mächtigen Venedigs gelegt worden. Als nun Attila gegen Rom hinabzog, kam ihm, wo der Mincio sich in den See Benacus ergießt, der römische Bischof Leo, ein sehr alter Ehrfurcht gebietender Mann, von vielen Großen begleitet, entgegen. Seine Beredsamkeit und ansehnliches Vdsiegel, das Heirathsgut der Honoria, welches geboten ward, befreieten Rom, und bewogen den Hunnenkönig zur Rückkehr. Krankheiten, von Italiens üppigen Genüssen erzeugt, hatten seine Schaaren verdünnt, und die Sage, daß der Apostel die heilige Stadt beschütze, verbunden mit der Erinnerung an Alarich, der kurze Zeit nach ihrer Erstürmung gestorben, mochte auf das abergläubige Gemüth des Hunnen ihre Wirkung nicht verfehlen. Eine durch Raphaels Pinsel verherrlichte Legende, läßt des frommen Bischofs Beredsamkeit durch eine himmlische Erscheinung verflärkt werden. Die Apostel Petrus und Paulus schweben ihrem Nachfolger zur Seite und bedrohen den Attila, wenn er seinen Bitten Gehör versagen will. Attila verließ Italien, vom Raube der Städte und des Kaisers Schätzen belastet.

Doch redete er fortwährend von seinen Ansprüchen auf Honorias Hand. Als er aber im folgenden Jahr zu seinen vielen Weibern sich noch eine, die schöne Hildegund, zugelegt hatte, starb er in Hochzeitnacht, durch den Aufsprung einer Blutader getödtet. Im Traume dieser Nacht sahe

Kaiser Marzian den Bogen Attilas zerbrochen. Die Hunnen setzten seinen Leichnam mitten in einer weiten Ebene unter ein seidenes Zelt, um welches, seine Thaten singend, die Reiterei umherzog. Das Volk beweinte seinen großen Führer nicht mit Thränen, sondern mit Blut; alle Leidtragenden schoren ihr Haupthaar und zerfetzten ihr Angesicht mit schmerzlichen Wunden. Darauf wurden sie von Ellak, Attilas Sohne, bewirthe. In derselben Nacht ward die Heldenleiche in drei Särge, erst in einen goldnen, darauf in einen silbernen, und zuletzt in einen eisernen gelegt, und mit großen Schätzen begraben, alle Arbeiter aber umgebracht, damit keiner Attilas Stätte verrathe.

Mit ihm verging sein Reich. Als seine zahlreichen Söhne die Macht theilten, deren Einheit er durch Brudermord erkauft hatte, rissen sich die Könige los, die ihr unterworfen waren. Gothen, Gepiden, Sweben, nach und nach alle andern, wurden frei. Zuerst fiel Ellak, der älteste und tapferste von Attilas Söhnen, nachmals die übrigen, auch Irnac, von dem er die Fortdauer seines Stamms gehofft. Welch Schauspiel für Constantinopel, als der Kopf eines der Söhne Attilas in der Rennbahn aufgesteckt ward! Attilas Pallast und das Land Dazien ward der Sitz eines Reichs, welches Ardarich, König der Gepiden, errichtete; die Ostgothen aber herrschten in Pannonien von Wien bis Sirmium; die Hunnen verschwanden.

## Vier und zwanzigstes Kapitel.

### Die Wanderung der Sachsen nach Britannien \*).

Seit die römischen Kriegsvölker, welche Britannien besetzt gehalten, unter dem Kaiser Honorius zur Beschützung Italiens abgerufen worden waren, sahen sich die Britten des Joches erledigt, welches ihnen vor mehr als dreihundert Jahren aufgelegt worden war. Aber die lange Knechtschaft hatte sie des Genusses der Freiheit unfähig gemacht. Unter der Obhut fremder Soldner waren sie so unkriegerisch und weiblich geworden, daß der Abzug ihrer Unterjocher, den ihre Vorfahren vergeblich durch harten Kampf zu erzwingen versucht hatten, ihnen ein großes Unglück schien, weil daraus die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung für sie hervorging. Es waren nemlich die nördlichen Theile der Insel nebst Irland, unerreicht von den Waffen der Römer, der Wohnsitz freier celtischer Stämme geblieben und zugleich der Zufluchtsort derjenigen Britten geworden, welche den Gehorsam unter römischen Statthaltern nicht erlernen konnten. Diese verwilderten und kriegerischen Nachbarstämme der Pikten und Schotten, welche längst das römische Britannien durch ihre Streifzüge beunruhigt hatten, brachen nun in großen Schaaren in das offene Land, seit die große Mauer, die es deckte, keine Vertheidiger mehr hatte. Mehrere Male wandten die wehrlosen Britten, deren junge Mannschaft überdies von den Gegenkaisern, die auf ihrer Insel den römischen Purpur angenom-

men hatten, nach dem festen Lande übergeführt worden war, sich um Hülfe nach Rom, und in der That wurden ihnen zweimal römische Heerhaufen zugesandt, die räuberischen Horden in ihre Grenzen zurückzuweisen. Aber als die Römer, in ihrer Heimath auf das äußerste gebracht, die Kosten so entfernter Unternehmungen nicht mehr bestreiten konnten, kündigten sie den Britten an, daß sie sich auf ihren Beistand keine weitere Rechnung zu machen hätten, ermahnten sie, selbst die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen, und die Freiheit, welche ihre Gebieter ihnen schenkten, durch eigne Tapferkeit zu beschützen. Damit sie aber die Insel mit besserem Anstande verlassen möchten, halfen sie vorher den Einwohnern die Mauer des Severus wieder aufbauen, und nahmen erst nach dieser letzten Dienstleistung Abschied von einem Lande, dessen besten Theil sie ins vierte Jahrhundert besessen hatten.

Aber die Mauer war ohne kräftige Vertheidiger eine schwache Schutzwehr. Daher nahmen die unglücklichen Britten zur Zeit, als der Patrizier Aetius den wankenden Namen des Reichs durch sein Heldenthum aufrecht erhielt, abermals ihre Zuflucht gen Rom. Das Schreiben, welches ihre Abgesandten daselbst überreichten, hatte die Aufschrift: Die Seufzer Britanniens \*\*). „Von der einen Seite, sagten sie, jagen die Barbaren uns ins Meer, von

\*) 449 nach Chr. \*\*) Nach Beda libr. I. c. 13 et seq.

der andern wirft das Meer uns zu den Barbaren zurück, wir haben nur noch die unglückliche Wahl, ob wir durchs Schwerdt oder in den Wellen umkommen wollen.“ Aber Aetius war durch die Waffen des Attila viel zu sehr beschäftigt, als daß er auf die Klagen entfernter Hülfbedürftigen hätte hören können.

Zu derselben Zeit war Vortigern, Fürst von Dumnonium, der angesehenste unter den Häuptern der brittischen Stämme. Dieser gab in der Noth seiner Landsleute den Rath, eine Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken, und die kriegerische Jugend des Volkes der Sachsen zum Beistande gegen die nördlichen Feinde der Britten aufzubieten.

Der Bund der Sachsen umfaßte damals die Völker des nördlichen Germaniens, welche in vorigen Zeiten Cimbern, Kauchen, Angrivariier, Cherusker und Fosen geheissen hatten \*). Auch die Bewohner der cimbrischen Halbinsel werden theils als Nordalbingier, theils als Nordmänner, theils als Dänen, mehr oder weniger zu den Sachsen gezählt; desgleichen hielten sich zu diesem Bunde die Angeln und vermuthlich auch die Wariner, welche früher unter swevischen Völkern aufgezählt worden sind. Unter den gemeinschaftlichen Namen der Sachsen erwachsen aber vornehmlich drei Hauptstäm-

me: die Ostphalen durch ganz Niedersachsen und etwas weiter südlich, die Westphalen im heutigen Westphalen, und die Angarier oder Angri-varier, in der Mitte zwischen beiden längst der Weser im Herzogthum Engern und Westphalen. Daß diese Eintheilung schon vor der Wanderung nach Britannien statt fand, wird durch die Stiftung der sächsischen Königreiche Esser, (Ostachsen) Wesser, (Westachsen) und Middlesex (Mittelsachsen) bezeugt, deren Namen der vaterländischen Eintheilung getreulich nachgebildet waren. Schon zu den Zeiten römischer Größe waren die Kauchen durch ihre Seezüge das Schrecken der Strandbewohner, und die Sachsen, ihre Nachfolger, setzten im Verfall der römischen Macht diese Unternehmungen noch glücklicher fort. Wie das Kriegsgefolge der allemannischen und fränkischen Könige über den Rhein in Gallien einbrach, so durchschifften die sächsischen Abentheurer in Kähnen die Nordsee, und bereicherten sich durch Ausplünderung der belgischen, gallischen und brittischen Küsten, bis die brittische Gesandtschaft ihnen die Aussicht zu einem dauerhafteren Glück eröffnete.

Damals genossen Hengist und Horfa, zwei Brüder aus dem Fürstenthume, welches seinen Ursprung von Odin ableitete, durch ihren Adel

\*) Von der ersten Erwähnung der Sachsen beim Ptolemäus (ums Jahr 160 n. Chr.), und wie sie fast mit den Franken gleichzeitig als Feinde der römischen Küstländer unter der Regierung des Kaisers Maximian aufgetreten, ist oben gehandelt worden. Auch bei den Sachsen gab es wie bei den Franken, uralte, in den Zeitbüchern aufbewahrte Sagen, (Wittichindi Annales I.) daß sie vormals im scythischen Asien gewohnt, mit den Macedoniern in Verbindung gestanden hätten, und in Schiffen am Ausflusse der Elbe gelandet wären. Odins Wanderungen hängen augenscheinlich mit diesen Sagen, welche natürlich nirgends einen Zeitpunkt bestimmten, zusammen. So deutet in der Ursprungsgeschichte der deutschen Völker alles auf wandernde Kriegshaaren hin, die aus dem unbekanntem Osten herangezogen seyn und theils das Land in Besitz genommen, theils die schon vorgefundenen Bewohner unterjocht haben müssen.

und ihre Tapferkeit eines vorzüglichen Ansehens unter den Sachsen. Diese beiden Kriegsfürsten waren es, welche der Einladung der Britten Gehör gaben, und mit einem Gefolge von sechzehnhundert Mann, in drei Schiffen als Freunde und Helfer nach Britannien zogen. Anfangs ward ihnen die kleine Insel Thanet an der Küste von Kent, und bald darauf ein Stück von der Küste selbst eingeräumt: denn da die Pikten und Schotten ihrer Tapferkeit nicht zu widerstehen vermochten, freuten sich die Britten des glücklichen Rathes, der ihnen so mächtige Beschützer verschafft hatte, und glaubten ihre Dankbarkeit mit ihrem Vortheil zu verbinden, wenn sie denselben feste Wohnsitze in ihrer Nachbarschaft anwies. Diese Abtretung eines beträchtlichen Landstrichs an die Sachsen, welche als die Ursache aller nachmals über die Britten eingebrochenen Unfälle angesehen werden kann, wird von dem Chronisten Nennius ebenfalls als das Werk des Königs Vortigern vorgestellt. „Hengist hatte, erzählt derselbe, in einem der Schiffe auch seine Tochter Rowene, eine sehr schöne und anmuthige Jungfrau mitgebracht. Als er nun dem Könige, seinen Kriegern und seinem Dolmetscher ein Gastmahl gab, mußte ihnen die Jungfrau den Wein und den Gerstentranke (sicera) reichen. Während sie also tranke, fuhr der Satan in Vortigerns Herz, daß es in die Jungfrau entbrannte; darum beehrte er sie durch seinen Dolmetscher von ihrem Vater und ließ ihm sagen: „alles was du von mir forderst, sollst du erhalten, wenn es gleich die Hälfte meines Reiches wäre! „Hengist aber, nachdem er mit seinen Aeltesten Rath gehalten, forderte die Landschaft, die in ihrer (der Sach-

sen) Sprache Kanthgwaraland, in der unsrigen Kent heißt.“

Indes erkannten Hengist und Horfa aus ihrem leichten Siege über die Pikten und Schotten, mit wie geringer Mühe sie die Britten selbst bezwingen würden, denen dergleichen Feinde so fürchterlich gewesen waren. Sie beschloffen daher, für ihren eignen Vortheil zu sechten, und schickten Botschaft an ihre Landsleute nach Sachsen, wie das Land reich und fruchtbar, das Volk aber unkriegerisch und uneinig sey, die Eroberung des ganzen Landes ihnen daher nicht fehlen könne, wenn sie in genugsamer Anzahl dieselbe versuchten. Auf dieses kamen aus Sachsenland fünftausend Mann in siebzehn Schiffen. Als nun die Britten über die Absichten ihrer Bundesgenossen Verdacht schöpften, kam es zwischen beiden Partheien zu blutigen Händeln. Die Sachsen verbanden sich mit den Pikten und Schotten, die Britten aber, durch diese Treulosigkeit ihrer vermeinten Helfer auf das äußerste erbittert, griffen zu den Waffen, und zeigten größern Muth, als ihre vorige Wehrlosigkeit hatte erwarten lassen. Sie setzten den unwürdigen Vortigern ab, und stellten seinen Sohn Vortimer an ihre Spitze. Viele Schlachten wurden geschlagen, über deren Ausgang die brittischen und sächsischen Jahrbücher streiten, aber die Fortschritte der Sachsen erweisen ihre Ueberlegenheit oder ihr Glück. Als in einer dieser Schlachten Horfa erschlagen worden, fiel die Anführung dem Hengist allein zu. Dieser muthige Kriegsfürst, unaufhörlich durch frische Ankömmlinge aus Deutschland verstärkt, trug seine Waffen in die entferntesten Theile der

Insel, siedelte seine Landsleute in Northumberland an, und errichtete selbst das Königreich Kent, in dessen Hauptstadt Kanterbury er seinen Königsstuhl aufschlug. Solcher unabhängigen Throne wurden nach und nach sieben errichtet, deren Inhaber alle ihre Geschlechtsfolge von Odin herleiteten. Der Widerstand der Britten war lang und heftig. Noch nach hundert Jahren behaupteten sie die ganze Westküste von der Mauer Antonins bis zum äußersten Vorgebürge von Cornwall; auch die vornehmsten Städte waren noch in ihren Händen, das Grabmal des Königs Vortimer stand an der Küste als ein furchtbares Denkzeichen für die Sachsen, die er dreimal überwunden, und der Ruhm des Königs Arthus, eines der Fürsten, welche in diesen Zeiten des Untergangs das brittische Volk durch Siege wieder aufrichteten, ist von der Dichtung über den Ruhm vieler großen und glücklichen Könige erhöht worden. Endlich, als die Sachsen von allen Seiten ins Innre der Insel vorgedrungen waren, flüchteten die Britten jenseits der Saverne, in die Gebürge von Wales, und über die Meerenge nach dem westlichen Winkel von Armorika, welcher von ihnen den Namen Kleinbritannien oder Bretagne bekam, den er heute noch führt. Hier erhielt sich altbrittische Sprache und Sitte, während im ei-

gentlichen Angellande, (diesen Namen erhielt Britannien nach und nach von einem der deutschen Stämme, der sich bei der Eroberung vorzüglich thätig bewiesen hatte,) die sächsische zur herrschenden ward. Der heftige Widerstand, den die Britten leisteten, hatte die Folge, daß Britannien durch seine germanischen Eroberer eine größere Umwandlung als irgend eine andere der römischen Provinzen erfuhr. Die von den Römern eingeführte Religion, Sprache und Verfassung wurde verdrängt; die Ueberreste der Britten sanken in die Barbarei des celtischen Heidenthums zurück, und die Sachsen begannen ihre Herrschaft ohne die Beimischung und Nachbarschaft römischer Sitten, welche für die Eroberer Spaniens, Galliens und Italiens so einflußreich gewesen ist. Dergestalt ward aus dem römischen Britannien das deutsche Angelland, wo deutsche Sprache, Sitte und Verfassung so tiefe Wurzeln schlugen, daß anderthalbtausendjährige Absonderung vom Mutterlande und das Joch der französischen Normänner sie nicht haben ausrotten können. Der Stamm der Sprache ist deutsch, mehr noch der der Sitte und Verfassung; und während die germanische Freiheit in ihrem eignen Vaterlande verging, trug sie jenseits des Meers frische Blüten und Früchte.

## Fünf und zwanzigstes Kapitel.

## Der Untergang des abendländischen Reichs \*).

Nachdem Britannien und Afrika verloren, und der größte Theil von Spanien und Gallien an germanische Völker vertheilt war, beschränkte sich der Umfang des Reichs auf Italien, das südliche Gallien und einen Theil der illyrischen Länder; auch die armorikanischen und einige spanische Provinzen erkannten noch einen Schatten von römischer Herrschaft. Mit weit geringern Besitzungen waren einst die Besieger Hannibals das größte Volk der Erde gewesen; aber seit dem Verlust der Freiheit, Tugend und Ehre, hatte Rom sein Bestehen nur auf Allherrschaft begründet, und war nun wie eine einsame Trümmer vergangener Herrlichkeit, wie ein Baum ohne Zweige.

In diesem Verfall der römischen Dinge geschah es, daß Kaiser Valentinian den Patrizier Aetius, der die Welt von den Hunnen errettet hatte, ihm aber verdächtig gemacht worden war, mit eigener Hand erschlug; eben so gut, nach der Bemerkung eines Römers, wie, wenn er mit dem linken Arm seinen rechten abgehauen hätte. Die Leibwache, deren Präsekt Aetius gewesen, murrte ob dieser That, der Kaiser selbst war durch Aberglauben, Ausschweifungen und Mangel kriegerischer Tugenden verächtlich. So gelang es dem Maximus, einem vornehmen Römer, dessen Gattin Valentinian gemißbraucht hatte, ihn auf dem Marsfelde mitten unter seinem Gefolge ermorden zu lassen, und

an seiner Statt Kaiser zu werden \*\*). Indem er aber die Wittve des Ermordeten, die Kaiserin Eudoria, zwang, sich mit ihm zu vermählen, reichte er ihre doppelte Rache. Er bittert über den Tod ihres rechtmäßigen Gatten und die Schande ihrer zweiten Vermählung, schrieb sie nach Karthago an den König der Wandalen, und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, und den Mord eines Fürsten zu strafen, welchem er den ruhigen Besitz Afrikas verdanke. Raubsucht hieß den Giserich dieser Einladung folgen, und wenige Wochen darauf erschien er mit einer wandalischen Flotte an der Mündung der Tiber. Auf diese Nachricht warfen die Römer den Maximus, den sie als den Urheber des bevorstehenden Unglücks ansahen, mit Steinen zu Tode, die angesehenen Bürger und Senatoren aber flohen in die sabinischen und tuffischen Gebürge. Am dritten Tage stand Giserich vor den Thoren des wehrlosen Roms. Bischof Leo, der zum zweitenmal einem barbarischen Sieger entgegen ging, erlangte durch seine Beredsamkeit die Zusage, daß das Volk geschont, die Gebäude nicht angezündet, und die Gefangenen nicht gemartert werden sollten. Sechshundert und sieben und funfzig Jahre nach der Schlacht bei Zama, die den Römern Afrika überliefert hatte, erwirkte ihr christlicher Bischof von dem deutschen Beherrscher Karthagos die Gnade, daß die Stadt nichts weiter als

\*) 476 n. Chr. \*\*) 455.

ausgeplündert ward. Vierzehn Tage lang hauseten die Wandalen in Rom, und luden unermessliche Beute auf ihre Schiffe. Unter derselben befanden sich die Ueberreste des heidnischen und jüdischen Gottesdienstes, das von vergolbetem Erze verfertigte Dach des Kapitols und einige der heiligen Werkzeuge des jüdischen Tempels, welche Titus vor dreihundert und vier und achtzig Jahren von den Trümmern Jerusalems im Triumphe nach Rom gebracht hatte; das Schiff mit den erstern ward von den Wellen verschlungen, die jüdischen Heiligthümer aber wurden nachmals von Karthago nach Constantinopel und von da in eine der christlichen Kirchen zu Jerusalem gebracht, weil bemerkt worden war, daß ihre Gegenwart die Städte, in denen sie sich befänden, den Händen der Feinde überliefere \*). Nebst vielen tausend Gefangenen beiderlei Geschlechts ward auch die Kaiserin Eudoria, welche zu spät den Erfolg ihrer thörichten Nachsicht beweinte, mit ihren zwei Töchtern nach Karthago geführt.

Nach dieser Beschimpfung erholte sich das abendländische Reich nicht mehr; der Verlust Afrikas und die Seemacht der Wandalen war die tödliche Wunde, an der es verblutete. Italien, von der Natur zur Herrschaft des Mittelmeers bestimmt, ist nichts ohne Schiffe. Dem Namen nach herrschte eine Reihe Schattenkaiser, die Macht war bei den Anführern des Kriegsvolks, welches unter dem Namen barbarischer Bundesgenossen meist aus Herulern, Rugiern, Alanen, Turcilingern, Scyrrern und andern Ausländern bestand. Ricimer, ein Sweve,

und nach ihm der Burgunder Gundobald, vergaben den römischen Thron, aber auch die Kaiser in Constantinopel mischten sich unglücklich in dessen Besetzung. Damals ging Spanien und das südliche Gallien meist an die Gothen verloren, im nördlichen Gallien und in Dalmatien behaupteten sich die Römer Aegidius und Marzellinus als unabhängige Kriegsfürsten. So groß war der Verfall, daß in Rom allmählig die Denkmäler der alten konsularischen und kaiserlichen Größe der Bausteine wegen abgebrochen wurden. Endlich als Ricimer gestorben war, und Drestes, ehemals Attilas Diener, jetzt Oberbefehlshaber der barbarischen Bundesgenossen, seinen Sohn Romulus Augustus, einen Knaben, den die Griechen Momyllus und die Römer spottweise Augustulus nannten, zum römischen Kaiser gemacht hatte, verlangte das Kriegsvolk ein Drittheil der Ländereien Italiens. Drestes, der die Gewährung weigerte, ward ermordet, der junge Kaiser abgesetzt, und Odoaker, ein Offizier rugischer Herkunft, welcher bald ein Fürst der Scyrrern, bald der Turcilinger genannt wird, von seinen Landsleuten als König begrüßt. Dieser glückliche Kriegsmann hielt es für unnütz, den vermorschten Kaiserstuhl weiter zu besetzen; er bewilligte die Vertheilung der Ländereien und betrug sich als Herr, während der Augustus zu Constantinopel ein scheinbares Anrecht auf Rom dadurch bewahrte, daß er den Odoaker, den die Seinigen König nannten, als Patrizier und Stellvertreter der kaiserlichen Macht anerkannte.

\*) Procopius de bello Vandal II. 9.

Also endigte zwölfhundert neun und zwanzig Jahr nach Erbauung der Stadt, fünfhundert und funfzehn nach der Schlacht bei Philipp, welche die Alleinherrschaft begründet hatte, im Jahr der christlichen Zeitrechnung 476 das Kaiserthum Rom auf eine ganz unscheinbare und des hohen Namens unwürdige Weise. Der große, von den Römern durchgeführte Versuch, Europa Asien gleich zu machen, und seine Völker in ein Weltreich zusammen zu schmelzen, hatte im Verfall des europäischen Menschengeschlechts seine Folgen bewahrt; durch die Germanen ward die ursprüngliche Verfassung Europas, die Selbständigkeit der Völker und das Daseyn aus verbündeten Stämmen bestehender Staaten wieder hergestellt. Das wohlthätige Erbtheil aber, welches die

Römer der Welt hinterließen, war die Vorstellung des Zusammenhangs und der Vereinigung unter einem gemeinsamen Zwecke, in welche die Völker eintraten, als sie auf dem Boden der alten Herrscherin einheimisch wurden. Wenn die Stämme der vorrömischen Zeit einander ganz fremd, wie die Völker der römischen Zeit dienstbare Knechte des Einen gewesen, so erkannten sich die der germanischen Zeit, getrennte Sprößlinge der deutschen Erde, durch die überkommene Erinnerung an Rom, durch die vorgefundene Erbschaft seiner Sprache und Religion in einer geistigen Einheit verbunden. Wenn aber das Reich der Römer die Welt durch sein Joch erdrückt hatte, so erwuchs dieses höhere und geistige Kaiserthum in den Händen der Deutschen zur Beschirmung der Freiheit.



